

Um die Welt mit Zwischenfällen... und mehr Stücke einer Biographie von H. Maurer

Dieses Buch baut auf Erzählungen und Beiträgen von über 50 Freunden und Verwandten (siehe Autorenverzeichnis) und Informationen aus dem Austria-Forum auf.

Herausgegeben, erweitert und gestaltet von H. Maurer als Herausgeber.



Grafik: Katharina Ziegler

Um die Welt mit Zwischenfällen... und mehr

Stücke einer Biographie von H. Maurer

Inhaltsverzeichnis

Vorwort und Autorenverzeichnis.....	6
Kapitel 1: Traun (1941-1955)	8
1.1: April 1945: Die Amerikaner kommen	8
1.2: Schulbeginn und Religionsunterricht 1947	13
1.3: Der wilde Fluss 1950.....	14
1.4: Das Reh.....	16
1.5: Vergangenheit und Zukunft 1950.....	19
1.6: Submerse Gärung 1952	27
1.7: Nichts bleibt gleich	29
1.8: Dicke Wolken beim Holzhaus 1954	32
1.9: Ende oder neuer Anfang 1955.....	36
Kapitel 2: Rekawinkel (1955 - 1962)	39
2.1: Neue Situationen.....	39
2.2: Schule und mehr.....	41
2.3: Das Waschmittel.....	43
2.4: Mathematik	47
2.5: Schweiz	48
2.6: Studiumbeginn Herbst 1959.....	51
2.7: Entscheidung in München.....	58
Kapitel 3: Calgary I (1962 – 1963).....	61
3.1: Der Flug	61
3.2: In Calgary	70
3.3: Erlebnisse in Alberta.....	71
3.4: Der Winter kann kalt sein.....	79
3.5: Einsatz in Regina.....	81
3.6: Regina	85
3.7: Der letzte Ausflug in die Berge	91
3.8: Abschied von Kanada	93
Kapitel 4: Wien (1963 – 1966)	95

4.1: Endlich wieder zusammen.....	95
4.2: Erste Schritte in Österreich.....	96
4.3: Dissertationsprobleme	99
4.4: Heirat	109
4.5: Labor und andere Wohnung.....	110
4.6: Alles in Ordnung?	112
4.7: Doktorat.....	114
4.8: Neue Optionen	115
Kapitel 5: Calgary II (1966 – 1971).....	123
5.1: Der Anfang.....	123
5.2: Erste große Campingreise.....	127
5.3: Die Centennial Expedition	128
5.4: Neuankömmlinge	130
5.5: Besuch der Mutter.....	132
5.6: Kurzes Intermezzo in Österreich.....	134
5.7: Ein Telefonanruf mit Konsequenzen.....	137
Kapitel 6: Karlsruhe (1971- 1977).....	139
6.1: Der Anfang.....	139
6.2: Karlsruhe und Familie	154
6.3: Die Situation in Österreich	157
6.4: Neue Erfahrungen	158
6.5: Brasilien	162
6.6: La Paz	172
6.7: Rückreise nach Karlsruhe	175
6.8: Erstmals in Australien	177
6.9: Nachwirkungen.....	179
Kapitel 7: Neuanfang in Graz (1978- 1993).....	180
7.1: Der Anfang.....	180
7.2: Die Allgemeine Entwicklung.....	181
7.3: Dynamisierung.....	185
7.4: Formale Sprachen.....	188
7.5: MUPID und BTX	188
7.6: MUPID trotzdem ein Erfolg?.....	198
7.7: Vom Gegner zum Freund.....	200
7.8: Wie die halbe Sekretärin eine ganze wurde.....	200
7.9: Die ICALP Tagung 79	201

7.10: Übersiedeln verboten.....	205
7.11: Zusammenfassung der ersten Jahre in Graz.....	206
7.12: Das fehlende Organ	207
7.13: Wer investiert in MUPID?.....	208
7.14: Um die Welt mit Zwischenfällen.....	209
7.15: Hawaii.....	209
7.16: Der Weg nach Australien.....	217
7.18: Privates.....	229
7.19: Griechenland	230
7.20: Athos.....	230
7.21: Andere ungewöhnliche Ereignisse	232
Kapitel 8: Ausbau Graz (1993 - 2007)	244
8.1: Hypermedia	244
8.2: Anfang in Auckland.....	247
8.3: Allgemeines zu NZ und ungewöhnliche Erlebnisse	252
8.4: Entwicklungen in Auckland.....	264
8.5: SCUBA Tauchen.....	265
8.6: Suave Lobodzinski.....	268
8.7: Wissenschaft in Auckland.....	273
8.8: Wie macht sich Graz?	274
8.9: Mehr aus aller Welt.....	277
8.10: Andere Reisen inklusive Südpazifik und Nordindien.....	285
8.11: Andere Entwicklungen, wie Krokodile beringen.....	292
8.12: Mauritius und Reunion.....	297
8.13: Perth	300
8.14: Südinsel NZ.....	307
8.15: Labrador	307
8.16: Madeira	312
8.17: Sibirien und Kamtschatka	315
8.18: Viele Vorträge in allen Teilen der Welt	318
8.19: Oman.....	319
8.20: Indien und mehr.....	322
8.21: Chile und Südargentinien	327
8.22: Portugal, Borneo, Bhutan	332
8.23: Rostov am Don, Australien und mehr 2007	335
Kapitel 9: Graz Weiterentwicklung (2008 - 2021).....	345

9.1: Zur Struktur dieses Kapitels.....	345
9.2: H. diskutiert mit zwei weiteren Kopien von H.	346
9.3: Südafrika, Namibia, Kaliningrad - 2008	348
9.4: Graz, Schweden und mehr - 2009	355
9.5: Das Jahr 2010	358
9.6: Drachenfestival in Guatemala – 2011.....	367
9.7: Länder im Südosten von Graz, und Norwegen.....	369
9.8: Lokale Projekte, Armenien, Polen - 2013	376
9.9: Sizilien- 2014.....	380
9.10: Georgien.....	383
9.11: Teneriffa.....	385
9.12: Sarajevo	386
9.13: Vortrag im Krönungssaal Aachen- 2015	389
9.14: Rhodos.....	389
9.15: Katharer Region in Südfrankreich- 2015.....	393
9.16: Austria-Forum: Entwicklung und Analyse - 2015	397
9.17: Austria-Forum Struktur	402
9.18: Die drei baltischen Republiken- 2016.....	403
9.19: Die Azoren- 2016	407
9.20: Pakistan- 2016	413
9.21: Schloss Althofen vs. Iran.....	417
9.22: Einige ungewöhnlichere Vorträge	425
9.23: Apulienreise.....	425
9.24: Flusskreuzfahrt Belgien und Niederlande - 2019	429
9.25: Covid Jahr -2020	436
9.26: Austria-Forum-Technisches Team.....	437
9.27: Das Editorial Board	440
9.28: Anderer Autoren, Informationsquellen und wichtige Helfer	460
9.29: Das Austria-Forum heute und seine Zukunft	462
9.30: Wesentliches zu NID Materialien	465
9.31: Im Nebel der Zukunft - 2021	469
Nachwort	471
Anmerkungen	472

Vorwort und Autorenverzeichnis

Dieses Buch soll ein bisschen über mein Leben berichten, nicht vollständig und oft nicht chronologisch, darum auch der etwas ungewöhnliche Titel „Stücke einer Biographie“.

Ich wollte aber nicht selbst und ausschließlich aus meiner Sicht und Perspektive eine Autobiographie schreiben, sondern aufbauend auf Inputs von Freunden, die ich in den letzten Jahren per E-Mail, Weihnachtsbericht oder Nachricht für dieses Buch erhalten habe, eine zu editieren, wobei ich versucht habe, reine Reisebeschreibungen zu unterdrücken, um mich mehr auf interessante oder amüsante Episoden zu konzentrieren. Meine Freunde und Bekannten sind also die wirklichen Autoren, siehe nachstehende Liste. Ich bin nur der Herausgeber, der die Stückchen zusammengefügt, ergänzt, und auch eigene Anmerkungen eingebaut hat.

Dabei habe ich mir gewisse Freiheiten erlaubt, etwa Erlebnisse aus diversen Reisen in eine Reise verpackt, sodass auch zu verschiedenen Zeitpunkten geschehene Ereignisse oft nebeneinander stehen.

Das Buch ist nicht in „Ich-Form“ gehalten, weil ja große Teile von anderen Personen kamen.

Bitte das Inhaltsverzeichnis verwenden, um sich eine Zeitepoche oder Weltgegend auszusuchen, die interessant erscheint. Vielleicht steht es auch dafür, sich einmal die Seite Austria-Forum.org/af/bib anzusehen und ein paar Klicks auszuprobieren, wo sich viel mehr Bilder finden als im Buch, und auch der eine oder andere ausführlichere Bericht.

Damit nicht immer Hermann oder Ursula (meine Frau) oder Lisa (unsere jüngste Tochter) steht, verwende ich H., HU. und HUL. OK?

Ich hoffe das Lesen und die Bilder machen ein bisschen Spaß!

ACHTUNG: Alle Bilder in diesem Werk und im Austria-Forum, wo nicht explizit eine Verwendung mit oder ohne CC Lizenz gestattet ist, dürfen nur mit vorheriger Genehmigung von office@austria-forum.org verwendet werden. Ausgenommen sind alle, wo © H. Maurer steht. Hier ist das Urheberrecht bei Hermann Maurer, er gibt aber die Benutzungsrechte frei, wenn sein Name und die Quelle angegeben werden.

Herzlichst,

Hermann Maurer, Ende 2020

Autorenverzeichnis (Alphabetisch)

Jürgen Albert; Tilo Balke; Gerhard Barth; Fritz Bayerl; Carlos De Moura; Claudia Brandstätter; Manfred Buchroithner; Ulrich Dieter; Thomas Dietinger; Helmut Dispert; Markus Ebner; Martin Ebner; Dieter Fellner; Anton Fohrwikl; Friedl Früh; Gerald Gamauf; Johann Guenther; Hasso Hohmann; Hanna Horizonte; Walter Jaburek; Herbert und Uta Kraus; Günter Koch; Martin Krusche; Werner Kuich; Peter Lechner; Jennifer Lennon; Mike Lennon; Suave Lobodzinski; Charlene Manco; Arto Salomaa; Wolfgang Schinagl; Wolffried Stucky; Eduard Suttner; Lutz Wegner; Mike Williams; Otto Zich.

Allen Autoren meinen allerherzlichsten Dank!

Kapitel 1: Traun (1941-1955)

1.1: April 1945: Die Amerikaner kommen

H. (H. steht immer für Hermann Maurer) , 4 Jahre alt, seine Schwester Friedl, 5, sein Halbbruder Sepp, 12, und seine Eltern blicken vom dritten Stock des großen Fabrikgebäudes auf die lange Kette von schweren amerikanischen Panzern hinunter, die auf der an das Grundstück angrenzenden Straße entlangrasseln.

Lange geschieht nichts, dann wagen die ersten Menschen sich vorsichtig vor die halbgeöffneten Haustüren. Da öffnet ein Panzer nach dem anderen die Einstiegs Luke, und die nun sichtbaren amerikanischen Soldaten werfen kleine Dinge zu den Leuten hin. Es könnten Handgranaten sein! Alle weichen erschreckt in die Häuser zurück, versperren die Türen ... aber es explodiert nichts.

Allmählich wird die Neugier zu groß. Die ersten der „Wurfgeschosse“ werden aufgehoben. Es sind keine Granaten, sondern Konservendosen mit Essen, Rollen von Schokoladen, Säckchen mit Süßigkeiten...

Unglaublich! Die siegreichen Amerikaner haben den Fluss Traun trotz gesprengter Brücke und sporadischem Gewehrfeuer durchquert, die „Straßensperren“ einfach auf die Seite geschoben und beschenken jetzt die halb verhungerten Menschen, Familien ihrer bisherigen Gegner, mit Köstlichkeiten. Vater will auch etwas für uns Kinder holen, aber Mutter verbietet das mit einer sonst bei ihr unüblichen Vehemenz: „Es ist besser, dass ich gehe.“

Die Mutter tritt nicht nur mutig auf die Straße, sondern vor einen der fahrenden Panzer, der knirschend stehen bleibt. In fließendem Englisch bedankt sich Mutter für die Geschenke. „Wir wohnen dort“, und zeigt auf eine Reihe Fenster, „bitte verständigt euren Kommandanten, er soll zu uns kommen, damit ich erklären kann, wo ihr am besten euer Lager errichtet.“ Wortlos dreht sie sich um. Da springt ein junger Soldat aus dem Panzer, mit einem Arm voll von Lebensmitteln.“ Mutter lacht dankend: „Thanks, and now get your commander to come“.

Frank, Leiter der Panzerbrigade, begleitet von noch drei jüngeren Soldaten, die einen halben Lebensmittelladen mitbringen, ist keine 35 Jahre alt und versteht sich auf Anhieb mit Mutter, wohl auch weil er sich das erste Mal mit jemand in Österreich fließend unterhalten kann. Und Mutter agiert geschickt: Beim Wegräumen der Lebensmittel findet sie Kaffee und erinnert sich zum Glück noch, wohin sie vor Monaten die Kaffeemühle wegräumte. Bald sitzen Frank, seine Begleiter, Mutter und Vater gemütlich um einen Tisch. Ein paar Kekse sind auch irgendwie aufgetaucht. H. und Geschwister hocken neugierig im Hintergrund, und auch Vater ist fast nur Zierde: Sein Englisch beschränkt sich auf wenige Worte. Mutter erklärt, dass der offensichtlich günstigste Platz für die Amerikaner der aufgegebene Flughafen Hörsching sei, mit den Reparaturstätten und Wohnbaracken. Frank bedankt sich für den Hinweis, erkundigt sich aber verwundert über das große Fabriksgebäude und das Gelände mit vielen anderen Bauten und dass die 5 köpfige Familie hier allein wohnt. „Nein, es wohnen hier auch meine Mutter und meine beiden Brüder mit ihren Familien, alle aus der Familie Enenkel, was auch der Name der Fabrik ist.“

Etwas Spannung baut sich auf: „An welchen Fronten waren sie im Einsatz?“ „Sie waren vom Wehrdienst befreit, denn dies ist die westliche Filiale der größten Essigfabrik Österreichs, und Essig wurde für die Ernährung als lebenswichtig betrachtet, darum waren sie

freigestellt.“ „Und warum wohnt ihr in der Filiale und nicht in der Hauptfabrik?“ „Weil diese vor mehreren Wochen durch sechs Volltreffer weitgehend zerstört wurde.“ Bevor eine unangenehme Stille eintreten kann, rettet Mutter wieder die Situation: „Es ist jetzt früher Nachmittag. Ihr solltet die Quartiermöglichkeiten in Hörsching ansehen und für euch adaptieren: Aber, ihr seid so großzügig gewesen, dass ich für euch ein richtiges warmes Abendessen kochen kann und will. So um 18 Uhr herum... und nichts mehr mitbringen, vor allem keinen Wein. Ach so ...“ bricht Mutter verlegen ab. Frank hakt nach: „Da gibt es noch was?“ „Na ja, diese Fabrik ist eine berühmte Weinessigfabrik. (Siehe dazu die Anmerkung 1 am Ende des Buches). Darum haben wir große Vorräte von gutem Wein. Das ist kein Geheimnis. Und viele werden versuchen, einen Kübel Wein zu ergattern ohne zu wissen, dass fast der ganze Wein schon mit Essig verschnitten und untrinkbar ist.“ Abb.1.1.1- 1.1.3 zeigen einige Bilder von der Fabrik.



Abb. 1.1.1: Vorne die Garage für die Lieferautos, hinten das Hauptgebäude, in dem der Essig erzeugt wird. Nur ganz am linken Ende sind Wohnungen für die erwähnten Personen, und für ein Büro



Abb. 1.1.2: In solchen Bottichen wird Wein oder Most zu Essig vergoren

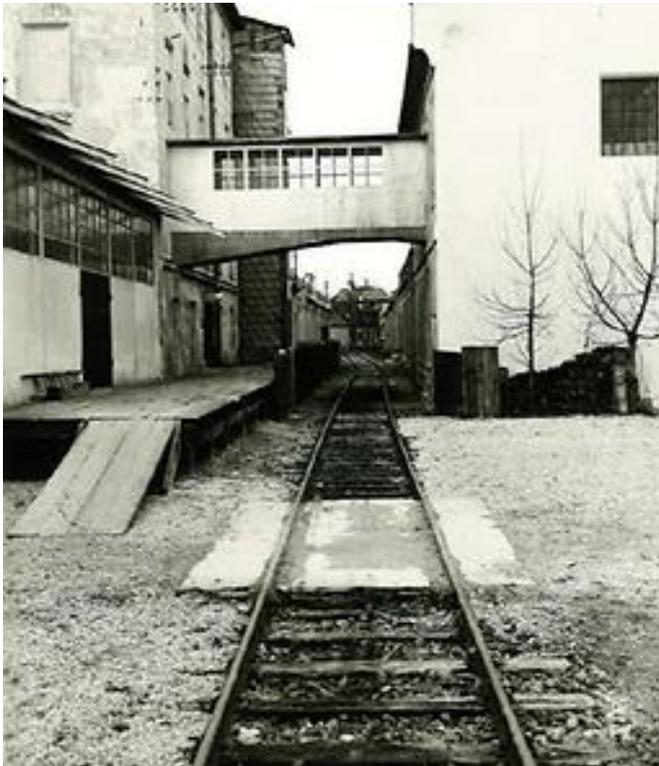


Abb.1.1.3: Firmeneisenbahn zum Bahnhof Traun, liegt direkt hinter dem Hauptgebäude der Fabrik

Frank schaut Mutter an. „Ich biete einen Deal an: ich stelle ein Team mit zwei Jeeps ab, die das Gelände und euch bewachen. Dafür stehen Sie mir wann immer ich es brauche als Dolmetscherin zur Verfügung.“

Vater hat doch das meiste mitbekommen und nickt. Frank und Begleiter brechen auf. „Bis zum Abend!“, sagt man auf Deutsch und Englisch.

Mutter kocht groß auf: Einen so reich gedeckten Tisch hatte der 8 Jahre ältere Bruder des 4-jährigen H. nur vor dem Krieg gesehen! Der Abend verläuft wie unter Freunden, obwohl offiziell der Krieg noch gar nicht zu Ende ist. Die Amerikaner schwärmen von den riesigen Werkstätten mit teuren Geräten in Hörsching, die jetzt dort unnütz herumstehen. Vater versteht einige Details. Als Mutter übersetzt, dass Vater immer von solchen Geräten geträumt hat, grinst Frank: Er kann alles, was er will, abholen.

So erhält die ohnehin gut ausgerüstete Essigfabrik die damals modernsten Geräte für Metallbearbeitung, was sich einige Jahre später als sehr wichtig erweisen wird. Die paar großen LKW, die man für den Transport der Maschinen benötigt, bleiben dann auch gleich in der Fabrik und würden spätere große Essiglieferungen ermöglichen.

Die Amerikaner kommen noch öfter am Abend, auch nach Kriegsende. Sie werden Freunde von H. und seiner Schwester Friedl, sind immer freundlich und bringen immer etwas mit. Dieses alles färbt die Einstellung von H. gegenüber Amerikanern und der USA auf Jahrzehnte positiv: das sind echte Freunde, die nicht nur der Familie, sondern auch Österreich und Deutschland in vieler Weise beim Wiederaufbau zur Seite stehen, während die Russen plündern und riesige Reparationen von Österreich verlangen.

In all, dem Trubel des Jahres 1945 geht die Geburt von Georg, jüngerer Bruder von H., mehr oder minder unter. Er spielt auch in H.s Erinnerungen bis nach 1950 kaum eine Rolle.

1.2: Schulbeginn und Religionsunterricht 1947

Der Schulbeginn im Herbst wird für H. ein ungewöhnliches Erlebnis. Seine Mutter ist katholisch, sein Vater aus einer protestantischen Familie, sodass sie ihre Kinder nicht taufen lassen: Die Kinder sollen sich später selbst für die eine oder andere Version des Christentums entscheiden. Bei H. geht diese Idee ganz daneben: In der ersten Religionsstunde notiert der Lehrer die Bekenntnisse der Kinder, bei H. stockt ihm der Atem: „Du bist nie getauft worden? Du bist ein Ungläubiger! Du wirst mit Sicherheit in der Hölle landen.“ In jeder weiteren Religionsstunde bringt es derselbe Lehrer zustande, immer auf den Ungläubigen zu zeigen, und allen in der Klasse klar zu machen, welche Qualen dem ungläubigen H. nach seinem Tode widerfahren werden. Nach einigen Wochen wird das H. zu viel: er beklagt sich bei seinen Eltern, dass diese schließlich in einem Gespräch mit dem Volksschuldirektor erreichen: H. hat statt Religion immer eine Stunde frei.

Das Ergebnis ist, so erzählt das auch der erwachsene H. noch viele Jahre später, dass er, ein Vielleser, alle Religionen studierte, aber zu dem Schluss kommt: Alle, die eine Religion vertreten, glauben sie haben Recht, niemand hat wirkliche Beweise. So bleibt H. ohne Bekenntnis, aber nicht, weil er irgendwann aus einer Religionsgemeinschaft ausscheidet, sondern nie zu einer gehörte. H. fühlt sich als jemand, der zu einer christlichen Welt gehört, und findet ja viele der damit verbundenen moralischen Werte richtig (freilich auch ähnliche in anderen Religionen). Er sieht Religion als möglichen Trost, wenn man daran glaubt, und als mögliche Gefahr, wenn radikalisierte religiöse Menschen gewalttätig aufeinandertreffen, was ja mehr als einmal in der Menschheitsgeschichte geschehen ist. Allein gelassen fühlt sich H. nie. Er hat schon sehr früh in dem Buch „Warum ich kein Christ bin“ des Philosophen (und Nobelpreisträgers) Bertrand Russell geschmökert, das auf einen Vortrag Russells 1927 zurückgeht, und das ihm sein 8 Jahre älterer Bruder Seppl, der schon ins

Gymnasium geht, schenkt, obwohl Seppl selbst lebenslang ein strenggläubiger Katholik bleibt.

1.3: Der wilde Fluss 1950

Die zwei Enkel-Familien (die Familien der beiden Brüder der Mutter, eine geborene Enkel) und die Familie von H., die Maurers, sind zunehmend reich geworden. Das de-facto Alkoholmonopol (siehe Anmerkung 1 am Ende des Buches) erlaubt es den Maurers ein Ferienhaus auf dem Kollmannsberg oberhalb des Traunsees etwa in der Hälfte zwischen Altmünster und Traunkirchen zu bauen. (Mehr dazu später.) Der jüngere Bruder der Mutter kauft ein Haus am Attersee und geht seinem Hobby, dem Motorbau, bei seinem Auto und Motorboot nach. (Er und Partnerin sterben innerhalb von fünf Jahren, aber alle erzählen auch später liebevoll von ihnen).



Abb. 1.3.1: Der Schiederweiher bei Hinterstoder mit Bergen des Toten Gebirges. Dieser Ort wurde 2019 zum schönsten Platz Oberösterreichs gekürt. Foto: Österreich Werbung/ Jezierzanski

Der ältere Bruder der Mutter, Anton Enenkel lässt sich in Hinterstoder nieder. Sein Sohn Toni, zwei Jahre älter als H. wird einer der besten Freunde von H.

Bequemlichkeiten wie Köchin oder Kindermädchen, die mit H. und Schwester auf Urlaub fahren, ein Chauffeur für die Mutter, viele „Freunde“, die mitprofitieren und andere Vergünstigungen sind so normal, dass sie H. gar nicht bewusst werden...

Der Sommer 1950 ist warm. Der Fluss Traun, damals noch in ursprünglichem Zustand, mit Seitenarmen, Buchten, Felsstücken (vor denen man sich beim Schwimmen in Acht nehmen musste), mit kleinen Inselchen und einem Pfad am linken Ufer, ist ein Paradies für die „Clique“, die sich vor allem aus den beiden Kinder des älteren Bruders der Mutter, Cousin Toni (voller Name: Anton, 3 Jahre älter als H.) und Cousine Inge (2 Jahre älter als H.) zusammen mit H.s Schwester Friedl (ein Jahr älter als H.) gebildet hat. Die vier rollen die Schläuche eines LKW den Weg flussaufwärts, und lassen sich dann hinuntertreiben. Sie „besorgen“ sich von Kartoffelfeldern ohne schlechtes Gewissen ein paar Kartoffeln, braten sie auf einer kleinen Insel oder in einer Seitenbucht, haben manchmal Reibereien mit anderen jugendlichen Gruppen, aber genügend Verstecke, wenn die Übermacht zu groß ist. Was sie erleben, kann man bei Mark Twain in z.B. Huckleberry Finn mehr oder minder nachlesen.

Die Grenze des „Am Fluss Hinuntertreiben“ ist die Eisenbahnbrücke, die hier als Strecke Linz-Steiermark die Traun überquert, mit Stützsäulen, die im Fluss stehen und bei höherem Wasserstand große Wirbel erzeugen. Den 7. August 1950 werden die vier nie vergessen.

Sie sitzen in der sandigen Bucht oberhalb der Brücke. Da rollt der Reifen Friedls ins Wasser und treibt ab. Friedl springt hinein, erwischt den Reifen aber nicht mehr, wird aber wenige Meter später von einem Wirbel erfasst und verschwindet unter Wasser.

Schrecksekunden. Friedl taucht nach Luft schnappend wieder auf, schreit etwas gurgelnd und unverständlich, wird aber sofort wieder nach unten gerissen. Nach dem dritten Mal rührt sich Friedl kaum mehr: Sie ist am Ertrinken. Toni zögert trotz der Lebensgefahr für ihn nicht, springt ins Wasser und schafft es Friedl zu packen. Er ist kräftig genug sich mit ihr aus dem Strudel stromabwärts zu befreien: Er hat ein Leben gerettet. Zuckt dann aber nur die Schulter: „War ja klar, dass ich helfen musste.“

1.4: Das Reh

Die Traun mit ihren Auen ist nicht nur ein Paradies für die Kinder. Ein Tor aus dem Garten der Fabrik führt über den Mühlgang fast direkt in den Randbereich der Au. Die Familie geht dort oft spazieren, vor allem Vater liebt es in der Abenddämmerung Richtung Fluss zu gehen, bei den großen Lichtungen leise und vorsichtig, um die dort grasenden Rehe zu beobachten. H. findet die Rehbeobachtung als solche langweilig, aber am Weg hin und zurück erzählt Vater sehr interessante Geschichten. Etwa: Wie er als Lehrling für die Glasbläserei im Kärntner Weissenstein (drei Gehstunden am Montag hin, am Samstag zurück) vom elterlichen Haus entfernt die Glasbläserei lernte und dann beschloss, ganz weit in die Welt zu gehen, bis nach Wien (!), wo er sich in einer der großen Glasbläsereien bewährte (die nicht Firlefanz für die Touristen wie in Venedig herstellten), sondern komplexe Apparate für die Chemiker an der Uni, oder eben auch für die Enenkel Essigfabrik in Liesing. Die (schon geschiedene) Mutter mit einem damals noch kleinen Buben aus erster Ehe schloss den kräftigen, tüchtigen, jungen Mann immer mehr ins Herz, und die Geburt ihres ersten gemeinsamen Kindes, Friedl machte die Ehe perfekt. H. wurde ja nur ein Jahr später geboren. Im Herbst 1945 kam dann noch Bruder Georg dazu aber als weitaus jüngster in Traun spielt er für die „Clique“ noch keine große Rolle.

Vater war am Weg zum „Rehschauen“ voll von Erzählungen, die ein eigenes Buch füllen würden. Etwa, von der Lawinenkatastrophe 1909

in der sein Vater starb, oder die Einberufung seines ältesten Bruders H. („von dem Du nach Familientradition den Namen übernommen hast“) an die Isonzo-Front, von der er schwer verletzt und für sein Leben taub zurückkam ... und deswegen 1945 von alliierten Soldaten fast tödlich angeschossen wurde, weil er ihre Rufe „Stehen bleiben“ nicht gehört hatte. So erfährt H. viel von früheren Zeiten, und lernt dabei auch so viel Nützliches, dass das „Rehschauen“ einfach ein notwendiger Preis dafür ist.

Aber bei einem der Abendspaziergänge sieht H. plötzlich ein Stückchen Fell am Boden liegen: es stellt sich als ganz junges, schon fast verhungertes Reh heraus. Vater durchsucht die Umgebung: Er findet die tote Rehmutter. Ohne diese würde das Baby verhungern. „Nimm es vorsichtig mit nach Hause. Wir werden es mit Milch füttern und beim Forstamt fragen, ob wir es behalten dürfen.“



Abb.1.4.1: Das Reh Susi, mit H. und seiner Schwester Friedl 1947

Sie dürfen es behalten, jemand muss sich ja um das arme Ding kümmern. So wird das Baby der Liebling aller. Es wächst rasch, „wohnt“ anfangs in dem Zimmer, das H. mit den Geschwistern teilt

(dass es vermutlich nie „sauber“ wird, scheint, so meint H. in seiner Erinnerung, niemand zu stören). Aber Vater baut im Garten ein Häuschen für das Tier. Es begrüßt und begleitet jeden der Familie und ist einer der Höhepunkte von H. s Kindheit. Vater versucht später es „auszuwildern“: Er fährt mit dem Auto 30 km in einen Wald, lässt das Reh aus und fährt zurück. Aber bald steht das Tier wieder im Garten: sein Orientierungssinn ist unglaublich. Wenn es in die Wohnung kommt, gibt es immer was zu lachen: Das Reh kann auf Teppichen gehen, auf glattem Boden aber haben die Beine keinen Griff, rutschen nach allen Seiten davon, und es benötigt dann immer liebevolle Hilfe.

Eines Morgens ist das Reh verschwunden. Leider ist klar, dass irgendwer das Reh in einer Zeit, wo Fleisch noch rar und teuer ist, als Lebensmittel gesehen hat. H. kann mehr als zwanzig Jahre kein Fleisch von einem wilden Tier essen, sein Reh ist ihm zu nahe gegangen.

Wie wichtig Fleisch damals für die meisten ist, zeigt auch ein kurzer Bericht, den H. auf seine Anfrage nach Episoden erhält:

Der Portier der Firma, der dafür gar keinen Platz hatte, züchtet Truthähne unter auch für ihn unangenehmen Bedingungen. H. und sein Cousin Toni lassen sich einen dummen Versuch einfallen: Sie wollen den Truthähnen unbedingt Schwimmen beibringen. In der Waschküche füllen sie das große Becken, holen sich, während der Portier einmal weg ist, drei der Tiere, setzen sie ins Wasser und versuchen nun alles, auch mit dem Anreiz von Brotstückchen, sie zum Schwimmen zu bringen. Die Truthähne sind aber nur daran interessiert wieder aus dem Becken heraus zu kommen. Als H. und Toni schließlich aufgeben, sind die beiden fast so nass wie die Tiere, die sie oberflächlich abtrocknen und dann in ihren kleinen Stall zurückbringen. Auf Umwegen erfahren sie später, wie sich der Portier über die nassen Tiere bei seiner Heimkehr wundert und welche obskuren Erklärungsversuche er dafür anbietet!



Abb.1.4.2: Die Familie Maurer ca. 1949 :V.l.n.r. Vater, Friedl. Georg (jüngerer Bruder von H.), Seppl (älterer Bruder von H), Mutter und H.

1.5: Vergangenheit und Zukunft 1950

Essig entsteht durch Vergärung von Alkohol. Lässt man Wein oder Most in einem offenen Gefäß lange stehen, beginnen sich allmählich Bakterien zu vermehren, eine Gärung setzt ein, Säure bildet sich: Immer stärkerer Essig entsteht. Die Bakterien benötigen Luft zum Leben, sind daher nur an der Flüssigkeitsoberfläche, so dass der Gärungsprozess sehr langsam vor sich geht. Um das zu beschleunigen, verwendet man in damaligen Fabriken große (in der Trauner Fabrik mehrere Dutzend 2 stockhohe) „Bottiche“ (riesige Fässer) die man mit spiraligen Holzspänen füllt und über die man den Alkohol rieseln lässt, mit einer Pumpe im ständigen Kreislauf. So können tausende Liter Essig in 3-5 Wochen erzeugt werden. Es ist klar, dass man mit diesen riesigen Bottichen das Hauptgebäude belegt – so dass nur ein kleiner Teil für Büros und Wohnungen in Stockwerke geteilt anders verwendet werden kann.

Aber Onkel Toni, der Vater des Cousins Toni, ist über seine Frau Hedy mit einem Chemiker verwandt, der eine Stelle sucht. So entsteht die Idee, ein Labor einzurichten und zu erforschen, ob die Essigerzeugung nicht weiter verbessert werden kann, wobei ein junger begabter Chemiker als zweiter des Teams (der spätere Chemieprofessor Hromotka an der Uni Wien) eingestellt wird.

Das alles interessiert H. und Cousin Toni wenig. Die Chemikalien aber, und die Tricks, die man ihnen damit zeigt, sind wie Zauberei. Die beiden besorgen sich einen Nachschlüssel und „erforschen“ das Labor an den Wochenenden. Neben den Experimenten fällt H. ein hochgelegenes Fenster in einer tiefen Nische auf, die ohne ersichtlichen Grund tiefer in die Mauer zu gehen scheint. Nach einigen Versuchen schafft es Toni zur Nische hinauf und ruft erstaunt: „Hinter der Nische geht es in einen kleinen Raum hinunter!“ Toni hilft H. hinauf, sie starren in den geheimnisvollen Raum, der aber so tief liegt, dass sie nicht hinunterkommen.

Die Neugier verleiht Flügel. Am nächsten Wochenende sind sie wieder in der Nische, diesmal mit einer Strickleiter. Sie klettern mit zwei Taschenlampen ausgestattet vorsichtig hinunter. Hier liegt viel Mauerschutt, aber in einer Ecke ist ein Loch, durch das der kleinere H. durchkriechen kann. Er kann nicht begreifen, was er im Schein seiner Taschenlampe entdeckt: Ein Waffenlager! Mit Gewehren, Pistolen und diversen Geräten, die er nicht kennt. „Toni, du musst irgendwie hierherkommen, was es hier gibt, kann es nicht geben, ich glaube, ich spinne.“

Auch Toni ist total überrascht, erkennt auch Panzerfäuste, verhindert, dass H. eine Granate zündet und erklärt deren Wirkung. H. hat Angst. „Zurück, Toni, wir müssen die Eltern fragen, was das alles bedeutet“. Toni ist realistischer: „Die wissen sicher einiges, was wir nicht wissen sollen. Wir schauen uns jetzt noch ein bisschen um und dann müssen wir überlegen, wer vielleicht weiß, was das zu bedeuten hat und bereit ist, uns einzuweihen.“ Sie entdecken eine Tür. Dahinter ist ein

kleiner „Versammlungsraum“ mit einem Rednerpult, mit Sesselreihen. Abgegrenzt eine kleine Zelle mit Bett die als Miniwohnung benutzbar scheint. Eine weitere Tür führt in einen großen Raum, den sie mit den kleinen Taschenlampen nicht genügend ausleuchten können. Toni macht einen Schritt nach vorne. Es knirscht, kracht, und Toni verschwindet im Boden. „Toni!“, schreit H. in Panik. „Keine Angst, ich bin ok, dieser Raum hat einen künstlichen Boden und der ist so morsch, dass ich durchgebrochen bin. Ich schaffe die 1 ½ m hinauf schon wieder und dann machen wir, was du wolltest: Für heute aufgeben. Wir brauchen bessere Ausrüstung, um herauszufinden, was sich hier einmal abspielte.“

Es fällt Toni und H. nicht leicht, den Eltern ihren völlig verdreckten Zustand zu erklären. Der Rest der Woche ist hektisch im Bemühen um bessere Strickleitern, stärkere Lampen, Werkzeuge, um eventuell Hindernisse zu beseitigen und leichte Bretter, um im Boden des großen Raums nicht wieder einzubrechen.

Das nächste Wochenende ist wie ein Albtraum: Der Nachschlüssel ins Labor sperrt nicht mehr. Toni schafft es dennoch, die Tür zu öffnen. Der Weg von der Fensternische hinunter gelingt, doch gibt es kein Waffenlager mehr: Das Loch, durch das die beiden in den Raum mit den Waffen gekommen waren, ist zugemauert.

Toni sagt verblüfft: „Irgendwer hat bemerkt, dass hier jemand herumschnüffelt und will das verhindern.“

Nur hat dieser nicht mit dem Dickkopf Toni gerechnet: Er bricht das Loch auf, das Waffenlager ist aber verschwunden! Sie gehen durch die Versammlungshalle in den großen Raum, den man jetzt in gutem Licht sehen kann und auf Brettern, die das Gewicht verteilen, auch vorsichtig betreten kann. Der Raum ist für ein oder mehr Familien mit allem Notwendigen eingerichtet... da wird es den beiden klar, dass sie in dem Versteck für Notfälle sind, von dem sie gerüchtweise gehört

hatten. Aber warum wird daraus so ein Geheimnis gemacht? Gibt es noch mehr zu sehen?

Sie entdecken eine Ziegelwand, die nicht bis zur Decke reicht! Vorsichtig klettern sie hinauf und auf der anderen Seite, wo Chaos zu herrschen scheint, hinunter. Hier stehen oder liegen alte Maschinen, deren Zweck sie nicht kennen. Aber eines ist klar: in den anderen Räumen lag Staub von einigen Jahren, aber hier scheint man viel weiter in der Vergangenheit zu sein! Sie finden noch weitere Räume, fallweise auch Mauern, die offenbar später eingezogen sind aber so massiv sind, dass sie nicht weiterkommen. Dann wieder folgen sie kriechend einem Abwasserkanal in einen anderen Bereich, in dem es immer süßlicher riecht. Plötzlich wissen sie, wo sie sind: Nicht mehr unter der Essigfabrik, sondern unter der Nachbarfabrik, die diverse Sirup-Sorten und Getränke herstellt! Man kann also unterirdisch offenbar „Grundstückgrenzen“ überwinden.

Verwirrt kommen sie sehr spät zu ihren Familien zurück. H.s Vater scheint fast auf vorsichtige Fragen antworten zu wollen, aber Mutter ist offenbar dagegen, so dass nur eines klar wird: Ein Teil hat mit einer Fabrik zu tun, die früher das Areal benutzte, und ein Teil mit Aktivitäten, die mit dem Anschluss zu tun haben.

Auch Toni kommt mit seinen Eltern nicht weiter.

H. hat sich in den letzten beiden Jahren sehr mit dem Leiter der Fassbinderei angefreundet, denn die Fässer für größere Bestellungen wurden damals noch in der Fabrik handgefertigt. Und die Fabrik hatte eine eigene kurze Eisenbahnstrecke, um Waren zum Bahnhof oder tausende Leerflaschen zu transportieren, siehe Abb. 1.1.3.

So erklärt der Fassbinder schließlich die Situation, nachdem H. fest verspricht, außer Toni nichts darüber zu erzählen:

„Eine große Hammerschmiede In Traun verkauft 1844 das gesamte Firmenareal an die Schweizer Textilfirma Enderlin. Sie baut mit damals modernsten Maschinen eine riesige Fabrik, zum guten Teil

unterirdisch, um Farbverfälschungen durch Sonnenlicht zu vermeiden. In guten Zeiten arbeiteten bei Enderlin 1000 Leute (Traun hatte etwa 5000 Einwohner, d.h. bei durchschnittlich 3 Kindern pro Familie arbeitete fast jeder Trauner bei Enderlin!) in Druckerei, Färberei und Weberei. 1907 wurden 10 Millionen Meter Baumwollstoffe erzeugt, zumeist Blaudrucke. Die seinerzeit berühmten „Linzer Drucke“ kamen aus Traun. Und es wird weiter ausgebaut. Mit dem Ausbruch des ersten Weltkrieges wird alles anders: Arbeiter müssen einrücken, sie werden durch Kriegsgefangene recht und schlecht ersetzt; es gibt keine Baumwolle, keine Kohle zur Energieerzeugung, die Kunden, sind nicht erreichbar. Der Börsenkrach in New York: 1929, der „Schwarze Freitag“ löst eine nie dagewesene Weltwirtschaftskrise aus. Die Folge sind Betriebsstillstände, Leute werden entlassen. 1939 kauft die Weinessig-Fabrik Anton Enenkel aus Wien Liesing die Druckfabrik. Andere Betriebe siedeln sich auf dem Gelände an: Bürstinger (Sirup, Säfte), Mayreder & Kraus, Wayss & Freytag, EKO.

Schon vor dem Anschluss werden die einzelnen Fabriksteile notdürftig unterirdisch durch Mauern getrennt und einige Räume streng geheim vom Widerstand gegen Hitler und Nazis verwendet. Es wissen davon nur wenige, wie ich, der ich zur Bewegung gehörte, dass durch die Familien Maurer/ Enenkel ein politischer Riss geht: Dein Vater, H., war immer ein Sozialist und war im Widerstand tätig. Seine Schwäger, die Brüder Deiner Mutter, waren näher an den Nazis, vor allem der alte Anton Enenkel, aber sie deckten sich im Notfall immer gegenseitig. Dass man heute dort noch Waffen und versteckte Räume hat, ist verständlich: Niemand (auch Deine Mutter, die eine gute Verbindung zu den Amis aufbaute) will, dass die Besetzer wissen, dass es noch immer Zellen gibt, die im Notfall für einen Widerstand benutzt werden können. Darum spricht niemand in euren Familien je darüber, ja sollte ich es ja eigentlich auch nicht.

(Siehe Details bei austria-forum.org.af/bib unter Enderlin.)

Diese Erklärung und vor allem die Erwähnung von Spannungen zwischen den Enkel und vor allem Vater haben H. neugierig gemacht, sodass er am nächsten Tag seine Großmutter besucht, die im obersten Stock wohnt und die er viel seltener als z.B. seine Schwester Friedl besucht, die mit der Großmutter Klavierspielen lernt. Großmutter freut sich wie immer, wenn er kommt, bringt ihm einen Tee und ein paar seiner Lieblingskekse. Sie macht es ihm leicht indem sie meint: „Du kommst doch nicht ganz ohne Grund zu mir? Wie kann ich helfen?“ H.: „Es ist nur Neugier: Wie haben sich eigentlich die Eltern kennengelernt, und warum verstehen sich Vater und vor allem Onkel Toni nicht gut?“. Die Großmutter lächelt: „Ja, ich glaube, du solltest die Geschichte von jemanden der neutral ist erfahren.“

„Wie du weißt, dein Vater war der beste Glasbläser für technische Geräte, Destillationsapparate aus Glas und so, und Onkel Gottfried hat ihn wegen seiner Genauigkeit, seiner Ehrlichkeit, seiner Verlässlichkeit, aber vor allem seiner Art, wie er dort den Rest der Glasbläser managte (ich glaube es waren über 40), aber auch als Mensch sehr schätzen gelernt. Bei uns in Liesing in den Jahren um 1935 ist die Fabrik ständig gewachsen, und es war auch eine ziemliche Umstellung. Beispiel: Bis lange nach dem ersten Weltkrieg hatten wir mit Pferdewägen geliefert und damit auch nur Wien und Umgebung und sonst kompliziert per Bahn beliefert, aber plötzlich wurde unser Essig auch in anderen Bundesländern immer populärer, d.h. das ganze Lieferwesen musste auf verteilte Lager umgestellt werden und die Zeitpannen für Umstellungen wurden immer kürzer. Da kam ihm der Gedanke, deinem Vater den Job als Betriebsleiter der Fabrik anzubieten. Natürlich war das ein finanzieller aber auch gesellschaftlicher Aufstieg für deinen Vater. Er erwies sich als der ideale Mann für den Job, hatte aber auch noch Zeit sich ein bisschen um den Garten und die Gebäude zu kümmern, kurz seine Anstellung war ein Volltreffer.“

Deine Mutter, die im Büro arbeitete, hatte ganz natürlich viel Kontakt mit ihm für Liefertermine, Rechnungslegung, usw. Ihr begann dein Vater, obwohl protestantisch, obwohl aus ganz anderen Verhältnissen kommend, obwohl Sozialist, immer besser zu gefallen. Und das mit dem Sozialismus ist so eine Sache. Die Welt ist ungerecht, nicht umsonst verteilen wir jeden Tag vor unserer Fabrik gratis eine reichhaltige Suppe, denn es kann ja wirklich nicht sein, dass in dieser Welt Menschen Hunger leiden. Du weißt, dass dein Vater sehr gut singt, so trat er einem Chor in Liesing bei, wurde dort sehr geschätzt, kurzum er begann sich gut einzuleben, fand auch Gefallen an deiner Mutter, so dass die beiden auch zu zweit ausgingen. Freilich, als Mutter daran dachte wieder zu heiraten, nachdem die erste Ehe so daneben gegangen war, gab es von ihr und uns große Bedenken. Dein Vater liebte Musik, aber in einer Loge in der Oper zu sitzen war nicht sein Ding. Er hat nie tanzen gelernt und deine Mutter tanzte gerne. Aber er liebte die Natur, die Tiere (du hättest sehen sollen wie unser Schäferhund bald deinen Vater und sonst niemanden mehr als Vorgesetzten anerkannte) und trotz seiner Verbindung zu den Sozis, oder auch deswegen, war er über die Zukunft besser informiert als wir alle. Den große Luftschutzkeller im Garten (wir nannten ihn immer den Splittergraben) ließ er unmittelbar nach dem Anschluss 1938 bauen, wo noch kein Wort von Krieg oder Bomben war. Als die Geburt deiner Schwester feststand, war es notwendig, die Situation zu klären, und so heirateten die beiden. Du kamst ja nur ein Jahr später auf die Welt. Dein Vater hatte vom Anfang an Angst vor Bomben und Tieffliegern, während sich die Führung noch darüber lächerlich machte. So wurdet ihr beide und Toni und Inge in der Sulz, einem Ort im Wienerwald ohne Industrie mit Kindermädchen untergebracht, um vor Bomben sicher zu sein. Als dann die ersten Angriffe kamen, entschied dein Vater, dass er und Mutter immer an verschiedenen Eingängen in den Luftschutzkeller gehen sollten: Wenn durch einen Volltreffer ein Eingang und Menschen getötet würden, dann sollte die Mutter oder er überleben, um für euch, die Kinder zu sorgen. Im

September 1944 war wieder einmal Fliegeralarm. Zwei Büromädchen, kein Flugzeug war zu sehen, hüpfen auf der Wiese herum. Plötzlich sprang dein Vater aus dem Splittergraben und rannte auf die Mädchen zu: „Achtung, Tiefflieger“ brüllte er und zog die beiden zum nächsten Eingang, wo auch Mutter war. Dann kam der große Bombenregen, der die halbe Fabrik zerstörte, und gerade da waren eure Mutter und Vater wegen der beiden Büromädchen an derselben Seite des Kellers. Was für ein Glück! Ein Volltreffer traf das andere Ende, 8 Tote, dein Vater wäre dabei gewesen.

Aber du wolltest auch wissen, warum dein Vater und der ältere Bruder deiner Mutter sich nicht gut verstehen: Nun, dein Vater ist Sozialist, d.h. gegen Kapitalanhäufung aber war auch gegen Anschluss, Hitler und Kriege. Der ältere Bruder ist bis auf die Knochen ein Kapitalist, hatte Österreich immer als Ostmark Deutschlands gesehen, war also pro Anschluss und auch noch ein Fan von Hitler, als dieser immer kriegerische Handlungen setzte. In einem gewissen Sinn hat er deinem Vater nie vergeben, dass er Recht hatte.

Und bevor du fragst: ich war in der Mitte. Österreich ist ein Teil des deutschen Kulturraums, das sagt ja auch der alte Name Ostarricchi genau. Auch der Versuch, Deutsche jenseits der Grenzen (im Sudetenland, im Saarland, in Westpolen) wieder als Deutsche zu sehen, habe ich gebilligt, aber immer mit dem Credo: es darf keine Kriege deshalb geben. Insofern habe auch ich mich und viele andere verschätzt, und der extreme vor allem gegen Juden gerichtete Rassismus war und ist mir ein Greuel.“

Die Großmutter war erschöpft. H. umarmte sie: „Danke, ich verstehe jetzt einiges besser“. „Übrigens“, sagte die Großmutter, willst du nicht auch bei mir Klavierspielen lernen“?

H. glaubt heute, dass sie das nur sagte, um ihn nun los zu werden.

1.6: Submerse Gärung 1952

Die beiden Chemiker im Labor der Firma arbeiten noch immer an einer Verbesserung der Essigerzeugung. Sie belegen, dass Essigbakterien auch im Inneren einer alkoholischen Flüssigkeit den Gärungsprozess durchführen können, wenn sie nur genug Luft (in der Form kleiner Luftblasen) in der Flüssigkeit haben. Die Herausforderung besteht also darin, ein Belüftungssystem zu entwickeln, das auch in großen Behältern eine gleichmäßige Verteilung kleiner Luftblasen erzeugt. Hunderte Versuche- die ohne die metallbearbeitenden Maschinen aus Hörsching unmöglich gewesen wären (und an denen auch der ältere Bruder Seppl mitwirkt, der später aus Begeisterung Maschinenbauer wird) bringen den Erfolg: Die submerse Gärung, die heute weltweit für fast alle Gärungsprozesse eingesetzt wird, ist erfunden und wird weltweit patentiert. Damit kann die Fabrik schnell und noch günstiger Essig erzeugen.



Abb. 1.6.1: Rechts ein schmaler hoher Versuchsständer, links ein Holzbottich mit Schnellvergärung durch Belüftungsvorrichtungen.

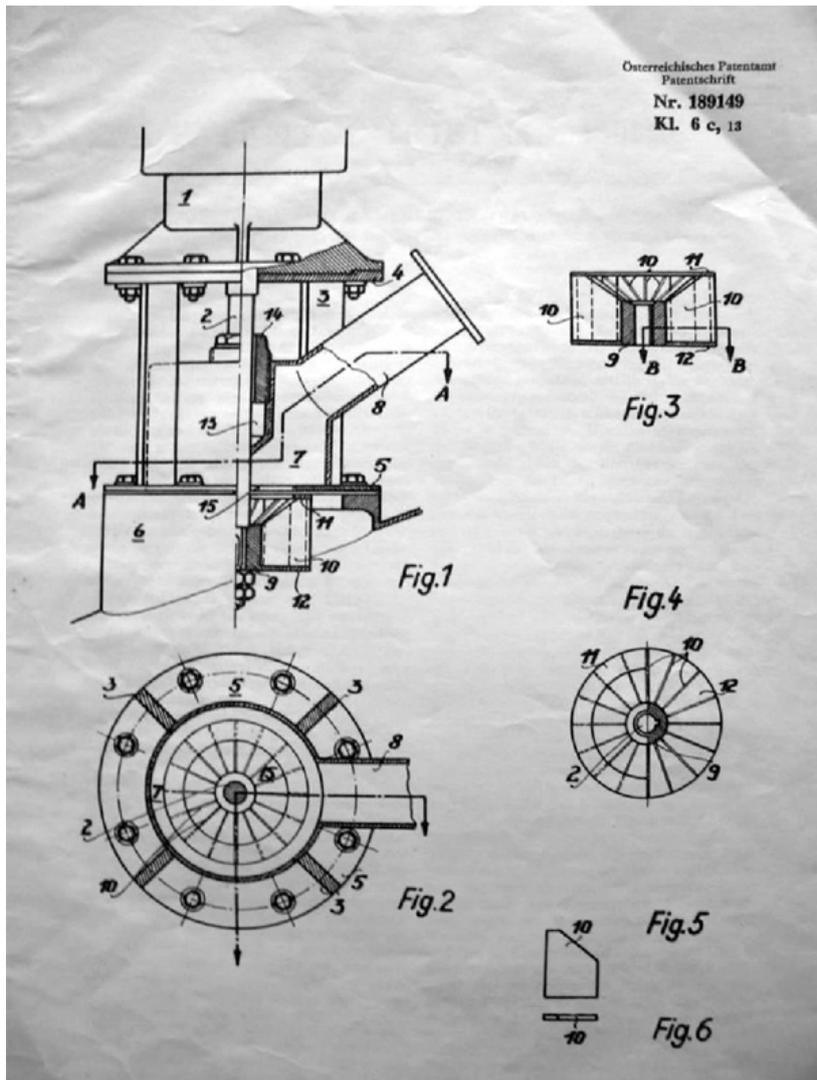


Abb. 1.6.2: Teil der Patentschrift für die submerse Vergärung.

Eine Firma in Bonn übernimmt die Produktion der Kessel und Apparate für diese neue Art der Gärung (die später auch für ganz andere Produkte angewendet werden wird) und spielt später noch eine wichtige Rolle.

1.7: Nichts bleibt gleich

Mit dem Einsatz der submersen Gärung, und des Alkoholmonopols (siehe Anmerkung 1 am Ende des Buches) kann die Essigfabrik viel billiger als jede andere Fabrik Essig herstellen. Aber die Essigkonkurrenz (vor allem eine große Firma in Schwechat bei Wien, die den „Hesperidenessig“ herstellt) hat sich gegen Enenkel wegen des „Alkoholmonopols“ mit anderen verbündet und gefährdet damit

immer mehr das auf ein einziges Produkt orientierte Unternehmen durch Billigpreise, während die anderen Firmen das durch Gewinne in andern Sparten (z.B. Bier) ausgleichen können.

Diese Gefahr wird von der Trauner Fabrik erst spät erkannt: Man erweitert die Produktpalette um Heringsfilets, die man mit Zwiebeln in Essig einlegt und in Gläsern verschiedener Größe verpackt verkauft: Sogenannte „Bücklinge“, „Rollmöpse“, Russen“ oder „Gabelbissen“, wie sie auch heute noch zu finden sind. Die Ruine der Liesinger Firma wird veräußert (der Verlust des Stammsitzes, wo sie aufwuchs, trifft Mutter schwer). Auf einer der wenigen gemeinsamen Auslandsreisen erwerben Mutter und Vater die Lizenz von einem Schweizer Unternehmen, ein Fensterreinigungsmittel „ASO“ in Österreich herzustellen und (gegen Lizenzzahlung) zu vertreiben: Bis zu diesem Zeitpunkt reinigte man Fenster mit einem Tuch, den man immer wieder in einen Kübel mit Seifenwasser tauchte. Nun kann man mit einem kleinen Fläschchen einen Hauch Reinigungsmittel mit einem eingebautem Spray- damals eine Neuigkeit- auf ein Glasfenster sprühen: ASO löst auch hartnäckige Rückstände am Glas auf, und ein Abwischen des Glases mit einem saugfähigen Tuch oder Papier ergibt strahlend saubere Fenster ohne Mühe. Aber das Verfahren ist nicht patentiert, sodass in den Folgejahren dutzende Konkurrenzprodukte auftauchen.

Alle drei Versuche, die Fabrik zu stützen helfen, aber helfen wohl zu wenig. Während vorher das Häuschen der Maurers am Kollmannsberg, 150 m oberhalb des Traunsees, hauptsächlich von den Kindern mit Kindermädchen besucht wird, fallweise dürfen auch Freunde mitkommen, fährt jetzt die Familie immer regelmäßiger hin.

Für die 70 km braucht man mit dem Familienauto einen Steyr 55 über zwei Stunden, der letzte Kilometer durch einen schlammigen Hohlweg, der bei großer Nässe unbefahrbar ist.



Abb. 1.7.1: Das Holzhaus, ca. 1948, v.l.n.r. Vater, Friedl, Mutter, Georg, H.

Vater, der sonst so großen Wert auf die Instandhaltung der Fabrikgebäude und des Fabrikgartens legt investiert nun seine Energie in das „Holzhaus“, wie es allgemein genannt wird. Das stört H. zuerst nicht, aber als Vater ihn immer mehr mit Arbeiten betraut, gefällt ihm das nicht. Er redet sich darauf aus, dass er lernen muss: er fährt ja inzwischen jeden Tag ins Realgymnasium Khevenhüllerstraße in Linz und ist nur ein sehr mittelmäßiger Schüler, der sogar in Englisch Nachhilfeunterricht benötigt, um zu bestehen. Er bekommt diesen Unterricht vom selben Lehrer, der Mutter Spanisch lehrt. Das ist sinnvoll, weil man vielleicht nach Argentinien auswandern will. Auswandern? Warum? H. versteht das absolut nicht, und auch andere Anzeichen eines nähernden Wandels merkt er nicht.

Handwerklich dem Vater an der Perfektion von Zaun und Holzhaus zu helfen freut H. wenig. Da erinnert er sich schon lieber an die vielen Ausflüge mit Schwester, dem jüngeren Bruder und anderen zum See

hinunter: um Boot zu fahren, um zu schwimmen (ja, H. überquert den Traunsee auch einmal schwimmend und ist stolz darauf). Viel später wundert sich H. über das Vertrauen der Eltern, die ihnen mit Freunden das Holzhaus im Winter eine ganze Woche ohne Aufsicht überlassen um dort Schifahren zu lernen, zu lernen vom älteren Bruder Seppl, der sich schon der Matura nähert. „Schifahren“ heißt natürlich Tiefschneefahren, denn Lifte gibt es in der Umgebung natürlich nicht, also muss man sich das Hinunterfahren mit meist einer Stunde Bergaufstapfen erkämpfen.

1.8: Dicke Wolken beim Holzhaus 1954

Das Holzhaus (siehe Abb. 1.7.1) liegt beneidenswert schön: Von den beiden landwirtschaftlichen ohnehin weit entfernt liegenden Nachbarn im Westen und Norden durch dichtes Haselnussgehölz geschützt, in dem eine herrliche Quelle entspringt, nach Süden Blick auf einen Hügel mit einer Felskrone, auf deren anderen Seite sich die Langbathseen befinden.



Abb.1.8.1: Der Hintere Langbathsee. 1859 ("). Aquarell. 28 : 38, 2 cm. Bezeichnet re. u. R. Alt, li. u. hinterer Langbathsee 16. Aug. 85(")9. Raiffeisen Zentralbank Österreich AG, Sammlung Carl v. Roth, Wien Inv. K/18005377. ©: IMAGNO/Austrian Archives

Nach Osten sieht man den Traunsee mit der fast senkrechten Westwand des Traunsteins dahinter.



Abb.1.8.2: Der Traunstein vom Holzhaus aus, Foto und © : H. Maurer 2011

In der linken unteren Ecke des großen Grundstücks steht eine Jahrhundert alte riesige, schöne Linde.

Vater ist ein starker Bergwanderer, wie H. bei den Urlauben in Kärnten, der ursprünglichen Heimat des Vaters, oft bis zum Überdruß erfahren muss. Umso mehr wundert es ihn, dass sein Vater, den Traunstein stets vor Augen, nie auch nur einen Ansatz macht den Berg zu besteigen. Auf Fragen heißt es nur: „Die Ersteigung ist zu schwierig.“

Viel später, als H. die beiden Klettersteige durch die Wand kennenlernt und mehrmals mit Freunden den Hernlsteig des Alpenvereins zum Gipfelplateau hinaufsteigt kommt ihm immer wieder die eigentümlich Aussage Vaters in den Sinn: Der Hernlsteig ist nicht schwer, allerdings darf man nicht ängstlich und muss schwindelfrei sein, siehe Abb.1.8.3.



Abb. 1.8.3: Mike Lennon (siehe Kap. 8.2) am Aufstieg zum Traunstein über den Hernlsteig, Foto und © : H. Maurer ca. 2000.

Er bietet einige Überraschungen, hat wunderbare Ausblicke und einen sensationellen Abschluss: Man ist auf dem Klettersteig doch gute drei Stunden unterwegs, und man freut sich schon auf das Ende. Man überquert eine der vielen kleinen Felskanten: und 20 m vor einem liegt die Gmundnerhütte, vorher nie sichtbar, und lädt zur Rast oder Übernachtung ein!

Von hier ist es durch fast zahme Gamsrudel (Abschüsse sind hier nicht erlaubt) zum eigentlichen Gipfel nur ein Spaziergang. Vielleicht will man den Abstieg nicht über den anderen (Naturfreunde) Steig machen, sondern über den leichteren Weg am Kaisertisch vorbei, wo Kaiser Franz Joseph den Abschuss (H. nennt es Schlachten) von über 60 Gämsen mehrmals gefeiert haben soll.

Den Besuch des Holzhauses am 3. 9. 1954 wird H. nie vergessen. Die Eltern sind in einer eigentümlich gedrückten Stimmung. H. weiß nicht warum. Schwester Friedl zuckt auch die Schultern (sie hat sonst oft ein verblüffend gutes Gespür für alles, was Menschen berührt). Es

wird ein sehr heißer Tag, H. will mit Friedl unbedingt zum See hinunter gehen. Vater verbietet es: „Es wird heute Nachmittag schwere Unwetter geben, da könnt ihr nicht zurückkommen.“

Gegen 15 Uhr ist die Sonne weg. Vom Traunstein her bewegt sich eine große grün-schwarze Wolke, mit Fahnen die nach unten hängen, rasch in ihre Richtung. Vater eilt aus dem Haus um noch einiges zu befestigen und die Frontscheibe des Autos mit einer Decke zu schützen.

Ein bisschen zu spät! Schon entleert die Wolke Sturzfluten von Hagel mit teils eiergroßen Trümmern. In Minuten ist die Wiese weiß von Hagel.

Wo ist Vater? Da stürzt er herein, hat das Hemd zum Schutz über den Kopf gezogen, blutet aber dort und Schultern aus großen Beulen, als hätte man ihn gesteinigt. Mutter verarztet ihn geschickt, aber es sind viele Wunden die verbunden werden müssen. Es ist unglaublich, wie groß einige Hagelschlossen gewesen sein müssen. Sturm und Gewitter toben weiter, als wollten sie alles vernichten. Plötzlich gibt es gleichzeitig einen riesigen Blitz und Knall, eigentümlich gefolgt von einem weiteren, kontinuierlichen Krachen. Alle schauen sich fragend an: Was war das? Das Haus scheint unversehrt. Durch den sturzflutartigen Regen kann man nicht weit nach außen sehen.

Allmählich lassen Regen und Wind nach. Während Mutter noch Vater versorgt geht H. hinaus, und bleibt wie angewurzelt stehen: ein Blitz hat die riesige Linde in zwei große Hälften zerschlagen, die nach den Seiten stürzten, aber noch mit dem Stamm knapp über dem Boden verbunden sind.

Der durch das Unwetter entstandene Schaden erweist sich als enorm. Die Frontscheibe des Autos ist trotz der Decken, die Vater noch drüberlegen konnte gebrochen, die Karosserie ist voller Löcher und Beulen, am Hausdach sind viele Ziegel beschädigt oder fehlen, die Bäume sind schlimm zugerichtet, der schönste Platz im Garten unter

der Linde ist nur Chaos. (Beide Teile der Linde treiben im nächsten Jahr wieder aus. Als H. 30 Jahre nach dem Verkauf des Holzhauses wieder in die Gegend kommt, ist alles von Urlauberhäuschen zersiedelt, die alten Straßen sind verändert, viele neue dazugekommen. H. hätte den Ort des Holzhauses nicht wiedergefunden, wäre da nicht eine ungewöhnliche Linde, die aus zwei Teilen besteht.)

Mutter macht wohl das einzig richtige. Sie macht eine große Kanne Tee, zaubert Kekse von irgendwo her, gibt in Vaters Tee einen großen Schuss Rum und verstrahlt Zuversicht: „Wir kriegen das alles schon wieder schön hin“. Vater murmelt, fast verzweifelt: „Ich fürchte, das war ein Omen für die Zukunft“. Die Kinder verstehen nicht was er meint, aber Mutter wird auf einmal schweigsam.

1.9: Ende oder neuer Anfang 1955

Die Situation der Fabrik in Traun ändert sich zunehmend. Trotz submerser Gärung bei der aber die Patente viel Geld verschlingen, trotz Alkoholkontingent, was der Fabrik die Erzeugung von gutem Weinessig verbilligt, der Essigpreis muss gesenkt werden um sich der Konkurrenz anzupassen. Dennoch geht das Verkaufsvolumen stark zurück. Zwei Lieferkraftwagen, die Reparaturen benötigen werden eingemottet, man braucht sie zurzeit nicht. Die Fassbinderei, eine der letzten zu einer Firma gehörenden, wird aufgelassen: Beim gegenwärtigen Verkaufsvolumen genügt die Reinigung der retournierten Fässer. Die Tischlerei, sowie Labor und Maschinenbauabteilung, ohne die es nie zur Erfindung der neuen Gärungsart gekommen wäre, werden geschlossen Es werden abgehende Stellen nicht wieder besetzt, einer der vielen Teile der Sparmaßnahmen.

Aber alles ist zu wenig, zu spät. Die 80-jährige Enenkel-Weinessigfabrik steuert immer mehr einem Konkurs entgegen. Man

versucht, das nach außen zu verbergen, indem man z.B. eine besonders schöne Weihnachtsfeier für alle Mitarbeiter organisiert und einen alten Werbefilm nochmals in einigen Kinos als Vorspann laufen lässt (wie das damals üblich war). Da erhält die Firma vom größten Konkurrenten ein günstiges Kaufangebot, das unter den gegebenen Umständen akzeptiert werden muss. 50% des Kaufpreises fallen an die Familie des Bruders, 50% an H.s Eltern.

Die Essigfabrik wird also im Februar 1955 verkauft: Der verbleibende Erenkel-Teil bleibt dem Essig und vor allem der submersen Gärung treu, H.s Cousin Toni wird es gelingen, Jahre später die Mehrheit an der Bonner Firma Frings, die die Geräte für die submerse Gärung herstellt zu kaufen und er wird nach Bonn übersiedeln.

Die Maurer Familie will sich aber von Traun und der Essigerzeugung verabschieden. Wohin? Nach Argentinien? Oder doch wo anders hin in Österreich, und womit? Da bietet sich ein Loch im Verkaufsvertrag an: Es wird die Essigfabrik verkauft, die Fischverarbeitung, eingestellt, aber die Abteilung für Reinigungsmittel mit dem Fensterreiniger ASO mit allen Geräten ist ausgenommen. So beschließen die Eltern, damit eine neue Firma für Reinigungsmittel aufzuziehen.

Eine hektische Suche nach einem Standort beginnt. Als erstes muss ein Auto gekauft werden. Vater entscheidet sich für den für damalige Verhältnisse großen und nicht billigen Mercedes 180 D, was sich aber als gute Entscheidung herausstellt: er ist groß genug um einige hundert Kilo zu transportieren, und die erste Motorreparatur wird bei 486.000 km nötig!

Der beste Vertriebler von ASO ist ein Grazer, er verkauft mehr als 60% der Gesamtmenge! Die Eltern allerdings erwarten, dass Wien letztendlich ein noch wichtigerer Markt sein könnte. So ist zwischen Graz und Wien zu entscheiden. Wien selbst fällt (als zu teuer) aus, aber in Rekawinkel, 25 km westlich von Wien im Wienerwald, an der Bahnstrecke Wien - Linz bietet sich eine zweistöckige Villa mit einem

leerstehenden Nebengebäude und Doppelgarage an. Der Verkäufer will eine sofortige Barzahlung, gibt dafür im Preis stark nach. (Vielleicht will ER rasch nach Argentinien? Noch ist NÖ sowjetische Besatzungszone!).



Abb. 1.9.1: Haus und Teil der zukünftigen Betriebshalle in Rekawinkel, Foto und ©: Susanne Maurer, 2020.

So kommt es also Ende Mai 1955, als Österreich schon „frei“ ist zur Übersiedlung nach Rekawinkel. Die berühmte Unterzeichnung des Staatsvertrags in Wien fand am 15. Mai statt, doch die entscheidenden Verhandlungen waren schon am 15.4. in Moskau beendet; offiziell trat der Staatsvertrag ja erst am 27.7. 1955 in Kraft.

(Bei Interesse siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Staatsvertrag.)

Bruder Seppl hat schon vor zwei Jahren geheiratet und eine einmalige Abfindung erhalten, mit der er sein Studium zum Dipl. Ing. Maschinenbau an der TU Wien absolvieren will und dies auch konsequent durchzieht: Er mietet eine Wohnung in Wien-Speising und bleibt dem Bezirk bis zu seinem Tod 2019 treu. Nach seinem Studium wird er erfolgreicher Patentanwalt. Aber das „Anmelden von

Unsinnigkeiten“ geht ihm dann nach wenigen Jahren so gegen den Strich, dass er Lehrer am TGM wird und dort angesehen bis zur Pension bleibt. Seine beiden Kinder bleiben lebenslange Freunde von H. und haben beide sehr erfolgreiche Karrieren.

Also übersiedeln nur die Eltern, H. und seine Geschwister Georg und Friedl. Zwei treue Mitarbeiter folgen und wohnen in der Nähe: Ein Chauffeur (der in erster Linie den Lieferwagen betreuen wird) und ein Wirtschaftsfachmann, der Administration und Finanzen übernehmen wird.

Kapitel 2: Rekawinkel (1955 - 1962)

2.1: Neue Situationen

Die Umstellung von Traun auf Rekawinkel ist für alle einschneidend, doch am meisten wohl für H.s Mutter: In Traun hatte sie eine Köchin, ein oder zwei Kindermädchen, die ihr viel Freiheit gaben. Sie hatte in Traun natürlich immer ihren Chauffeur, der sie zum Einkaufen fuhr. Mutter hat einen Führerschein, auch nicht selbstverständlich für eine Frau damals, aber lenkt kein einziges Mal nach der Fahrschule ein Auto. So kann sie sich nur ganz selten (wenn nichts zu liefern ist) mit dem Mercedes chauffieren lassen. Die meiste Zeit ist der Chauffeur aber mit dem Lieferwagen unterwegs für die neue Firma. (Mit einem 1,5 Tonnen Hanomag, eines der Fahrzeuge einer Firma aus Hannover, darum der Name. Die Autofirma ging 1984 in Konkurs.) Der Bürochef der neuen Firma, ein guter alter Bekannter, dem man alles verzeihen muss, kennt sich in steuerlichen/ wirtschaftlichen Belangen weniger aus als Mutter. Während sie also in Traun nur für die Familie zuständig war, ist sie es hier auf einmal auch für das Büro. Sie murren nie.

Für Vater ist die Situation auch neu: In der Essigfabrik war er zunächst in Liesing, dann in Traun, Betriebsleiter von immer noch fast 100 Mitarbeitern. Nun bleiben zwei Personen, bis die leerstehende Halle in eine Produktionsstätte umgewandelt ist, und er dann endlich zwei weitere Mitarbeiterinnen einstellen kann. Aber die Produktion ist so

einfach, dass er dafür nur ca. einen Tag pro Woche braucht, den Rest versucht er in Wien Verkäufer zu sein. Das ist nicht das, wofür er geboren ist: Aber sein ehrliches, einfaches, solides und objektives Auftreten bringt ihm doch auch immer wieder Kunden, und Kunden, die dann an ihn glauben und nachbestellen.

Für H. bricht eine Welt zusammen. Er hat auf einmal keine Freunde, keinen Kumpel Toni, niemand der sein Fahrrad repariert, wie das in Traun die Mechaniker der LKW Flotte in der Fabrik natürlich immer taten, usw.

Rekawinkel ist ein kleiner Ort, war irgendwann Ausflugsziel für Wiener, die dort oft auch kleine Wochenendhäuschen hatten. Aber um 1955 ist der Wienerwald schon kein Traumziel für Wiener mehr, hier Freunde zu finden ist fast unmöglich. H. überbrückt die Zeit, indem er diesmal freiwillig Vater hilft und bis zum Schulbeginn viel lernt: Er wird ja jeden Tag in der Früh mit der Bahn um 6:00 (nach 15 Minuten Fußmarsch) nach Wien fahren müssen um dann 15 Minuten in das Realgymnasium Diefenbachgasse zu gehen und will dort einen guten Eindruck machen. Ab und zu geht er mit Vater frühmorgens oder in der Abenddämmerung spazieren und erkundet mit dem Fahrrad die Umgebung, was ihm noch im selben Jahr eine aufregende Erfahrung bescheren wird.

Friedl findet sich leichter zurecht. Sie wird die rechte Hand von Mutter, kocht oft für alle, kümmert sich liebevoll um den Rauhaardackel und versorgt Vater und H. am Vormittag und Nachmittag immer mit einer kleinen Jause.

Die Genehmigung der Betriebshalle zeigt die Leistungsfähigkeit österreichischer Bürokratie. Die Betriebshalle hat einen schönen asphaltierten Boden. Bei der Sicherheitsprüfung wird das als rutschgefährdend beanstandet: Es sind der Länge und der Breite nach Rillen in den Boden zu fräsen, um so das Rutschen zu verhindern. Dies wird also mit großem Aufwand durchgeführt. Bei der folgenden

Gesundheitsinspektion werden die Rillen als schmutzsammelnd kopfschüttelnd betrachtet, mit der Auflage sie sofort zu entfernen.

2.2: Schule und mehr

Im Herbst ist Schulanfang, für H. in Klasse 5, für Georg in der ersten Klasse derselben Schule. H., der in Linz nie ein guter Schüler war, ist im Realgymnasium Diefenbachgasse auf einmal der beste Schüler. Er ist verblüfft, wie viel besser die Schule in Linz offenbar war als es die jetzige ist. (Zur Ehrenrettung der Schule in der Diefenbachgasse: Sie hat sich sehr positiv entwickelt, wie die ganze Umgebung dort. Sie gilt heute als eines der guten RG in Wien. 1955 war sie noch am Rande eines der Rotlichtbezirks, heute ist sie in einem Bereich von angesehenen Hotels, Firmen usw.)

H. schließt bei den Bahnfahrten kaum mehr als flüchtige Bekanntschaften, während sich seine Geschwister recht gut in passende Gruppen integrieren. So sitzt H. am Weg nach Wien meistens allein mit den Schulheften und informiert sich, was zuletzt „durchgenommen“ wurde, oder liest in einer Übersetzung ein bisschen weiter als man im Lateinunterricht im Original gekommen ist. Die meisten Lehrerinnen und Lehrer kennen fast alle Mitschüler von den vorhergehenden Jahren, so dass sie H. einschätzen wollen. Die als streng bekannte Naturkundelehrerin ruft H. schon 4 Wochen nach Schulbeginn, lange vor der eigentlichen Prüfungszeit, zu einer mündlichen Prüfung: Zu ihrer Verblüffung weiß H. mehr, als sie je unterrichtet hat! Zwei Tage später liest H. während der Bahnfahrt auch die Informationen aus der letzten Naturkundestunde durch, wie er das mit allen Fächern macht. Die Lehrerin ruft ihn wieder zur Prüfung, diesmal über den Stoff, den sie vor zwei Tagen erklärte. H. weiß alles. Die Lehrerin ist beeindruckt: Hier ist also einer, der das Lernen wirklich ernst nimmt. Sie prüft ihn bis zur achten Klasse nie mehr, und gibt ihm immer ein „sehr gut“. Nicht so krass, aber ähnlich ist es in den anderen Fächern. Er wird und bleibt der Klassenbeste und hat immer, natürlich später auch bei der Matura, einen Vorzug.

Das Leben in Rekawinkel wird allmählich als erträglich empfunden. Im Parterre der Villa sind das Büro und ein kleines Labor, wo Vater fallweise kleine Glasbläserkunststücke zeigt und an etwas experimentiert, worüber er noch nicht reden will. Im ersten Stock sind Wohnzimmer mit schöner Veranda, Schlafzimmer für die Eltern, Küche und andere Infrastruktur. Im zweiten Stock hat Friedl das Zimmer mit Veranda, die auf den schönen Garten mit Zier- und Obstbäumen hinausgeht, H. und Georg schlafen zusammen im Zimmer nebenan. Sie verstehen sich gut, aber es ist auch immer ein Konkurrenzkampf: In der Schule leidet Georg, weil alle Lehrer ihm immer wieder vorwerfen: „Warum bist du nicht so gut und fleißig wie dein Bruder!“. (Bitte an alle Eltern: Gebt eure Kinder nie in die gleiche Schule!!!)

Als H. beginnt Gitarre zu spielen, um am Abend, wo man manchmal, von der schönen Stimme des Vaters getragen, gemeinsam singt, begleiten zu können, will Georg auch eine Gitarre und ist in kurzer Zeit viel besser und kann besser singen als H., und nicht nur die „altmodischen“ Lieder des Vaters, sondern auch moderne Schlager, womit er es schafft, viele Mädchen zu beeindrucken: Es ist sein erster Schritt zum „Frauenheld“, der er dann ein Leben lang bleibt, während H. es nicht einmal wagt die hübsche etwas ältere Renate, die Tochter eines Künstlers in Pressbaum, die auch regelmäßig mit der Bahn fährt, anzusprechen. Im Zug freundet er sich noch am meisten mit Ernst Merzinger an, auch aus Pressbaum, der begeisterter Schifahrer ist und schon diverse Rennen gewonnen hat. Er hofft sein Schifahren beim Studium Sport als zweites Fach verwenden zu können, um Lehrer an einer höheren Schule werden zu können.

Nicht zu übersehen in der Bahn ist die etwa 16-jährige Tina, die sich immer sehr sexy anzieht, alle Burschen im Zug mit Vornamen kennt und mit ihnen schlüpfrige Geschichten und Witze austauscht. Einmal sitzt H. bei der Heimfahrt allein in einem Zugabteil, da kommt Tina herein, setzt sich recht aufreizend vis as vis und verwickelt H. in ein

Gespräch. Irgendwann fragt sie: „Kennst Du das Haus am Waldrand zwischen Rekawinkel und Eichgraben mit den großen Fliederbüschen?“ H. nickt, er kennt es von seinen Radtouren. „Beim größten Fliederbusch ist das Fenster des Badezimmers. Ich werde heute um 6 Uhr Abend baden, und vielleicht mache ich das Fenster auf, dass man hineinsehen kann. Na, ich muss weiter, aber vielleicht sehen wir uns ja wieder einmal, oder zumindest du mich.“

Um 6 Uhr steht H. beim Fliederbusch. Das Licht im Badezimmer geht an, das Fenster geht auf. Da steht Tina, angezogen, schaut kurz beim Fenster hinaus und beginnt sich gemächlich auszuziehen. Sie macht das sehr geschickt, dreht und bückt sich mehrmals, steigt dann in die Wanne und seift sich mit etwas Wasser ein und dann wäscht sich sorgfältig ab, natürlich auch ihre Brüste, dann zwischen den Schenkeln. Auf einmal springt sie aus der Wanne, geht zur Tür und überprüft, dass sie versperert ist. Dann macht sie knapp vor dem Fenster einige Gymnastikübungen.

H. ist mehr als aufgeregt. Sollte er jetzt was sagen, am Ende durchs Fenster hineinsteigen? Er tut nichts. Da endet die „Vorstellung“ bald, das Fenster wird geschlossen.

Ab diesem Abend ignoriert Tina ihn im Zug vollständig. Als er sie einmal ansprechen will, winkt sie ab und verschwindet.

2.3: Das Waschmittel

Die Firma in Rekawinkel ist beim Verkauf von ASO nur mäßig erfolgreich. Man hat inzwischen von derselben Schweizer Firma die Lizenzen auf einen „Lufterfrischer“. Nach einem Rezept von Vaters Mutter wird ein Mittel hergestellt, das bei Magenverstimmungen wahre Wunder wirkt. Es darf aber nicht als medizinisches Heilmittel vertrieben werden, sondern nur als „Kräutertrinkbranntwein“ (ähnlich wie der heute noch gängige „Jägermeister“) und wird auch nur ein Nischenprodukt. Es zeichnet sich ab, dass die Einkünfte

insgesamt das noch vorhandene Kapital eher verkleinern als vergrößern.

Durch Zufall ist Vater beim Lesen auf ein neues ungewöhnlich stark fettlösendes Mittel gestoßen und versucht seit Wochen, damit ein Handwaschmittel herzustellen, das auch grobverschmutzte Hände wie etwa bei Mechanikern vollständig säubern würde. Es gibt auf dem Markt mehrere Handwaschmittel, die aber alle mit Sand versetzt sind und für die Schmutzentfernung die Reibwirkung des Sandes benötigen, der die Hände aufraut. Mit Hilfe des neuen Mittels und Zugabe von Säften aus Heilkräutern, die den etwaigen Fettentzug aus der Haut entgegen wirken sollen, gelingt es schließlich Vater, eine Paste zu entwickeln, die alle Anforderungen zu erfüllen scheint, die er Laboril nennt. Ein Test überzeugt H.: Er reibt sich die Hände vollständig mit dem Schmutz seiner Fahrradkette so ein, dass er weiß: Mit Seife ist das kaum oder nur durch sehr ausdauerndes Waschen zu entfernen. Ein bisschen Laboril und ein Wunder geschieht: In Kürze sind H.s Hände wieder sauber und fühlen sich recht geschmeidig an.

Als die Sommerferien 1956 beginnen, wird H. per Fahrrad zum Verkäufer von Laboril. (Laboril wurde nie behördlich getestet, nie offiziell zugelassen. Nur schien das damals niemand zu kümmern. Heute wäre ein langer Prüfweg mit ungewissem Ausgang notwendig.) H. besucht per Fahrrad Schlosser, Schmieden, Autoreparaturwerkstätten usw. in einem Umkreis von ca. 30 km. Nach einem Test mit dem Mittel ändert sich häufig die zunächst ablehnende Haltung. H. lässt meist eine kleine Probedose zurück und verspricht, in einigen Tagen wieder vorbeizukommen, um dann eine Bestellung für große 10 kg Dosen entgegenzunehmen. Oft bekommt er Bestellungen auch sofort. Das Waschmittel ist ein unglaublicher Erfolg, nur ist der für die anderen Produkte verwendete Vertriebsweg (Drogerie, Gemischtwarenladen, ...) nicht geeignet, sondern nur der direkte Kundenkontakt mit „Probewaschung“.

H. lernt beim Verkauf viel im Umgang mit Menschen:

(a) Immer eher entschuldigend auftreten, weil die Person „sicher Wichtigeres zu tun hat.“

(b) Wird man von einem Hund oder einem Kind begrüßt, muss man erreichen, dass der Hund einen schätzt und sich kraulen lässt, bzw. das Kind muss man zum Lächeln bringen. In beiden Fällen muss man positive Kommentare abgeben. Der potentielle Kunde ist damit schon halb gewonnen.

(c) Irgendwie muss es durchscheinen, dass man für den Betrieb der Eltern arbeitet: Zu viele Erwachsene haben Kinder, die nie daran denken würden in den Ferien für die Eltern zu arbeiten. Aber dieser Verkäufer opfert seine Ferienzeit für seine Eltern. Unabhängig, ob das Waschmittel benötigt wird oder nicht, es wird bestellt

(d) Erhält man eine Abfuhr, bedankt man sich und geht zum nächsten Kunden nicht niedergeschlagen sondern voll (scheinbarem) Selbstvertrauen und gut gelaunt; und das nächste Mal schaut man bei dem Kunden, der nichts wollte, wieder vorbei: es kann ja einfach ein ungünstiger Tag oder schlechte Laune gewesen sein.

Am meisten „stolz“ ist H. auf einen Auftrag von einem großen Werkzeuggeschäft in Wien. Er wird zum Einkäufer geschickt, bringt dort alle Argumente vor. Er akzeptiert ein „es genügt: NEIN“ mit dankender Entschuldigung und verlässt das Haus. Nur 50 Meter weiter ist ein anderes Werkzeuggeschäft. H. geht hinein und steht nach kurzer Zeit wieder vor demselben Einkäufer: Das Lokal ist so groß, dass es zwei Eingänge hat. H. tut so, als wäre er das erste Mal hier, bringt wieder viele etwas geänderte Argumente, die sich diesmal der Einkäufer bis zum Schluss anhört. „Nein, wir haben für all das schon unsere Stammlieferanten.“ H. geht mit Entschuldigung hinaus, auf der Straße weiter, bei der nächsten Kreuzung nach links und stößt auf einen Eingang in ein Werkzeuggeschäft. Also hier wird es doch klappen! Aber: Drei Minuten später ist er beim selben Einkäufer. Wieder gibt er vor, das erste Mal hier zu sein, erklärt die vielen

Vorteile der Produkte der Firma seiner Eltern. Diesmal lässt sich der Verkäufer, verduzt über die Unverfrorenheit H.s, alles genau zeigen, anerkennt, dass es gute Produkte sind und unterschreibt schließlich einen der größten Aufträge, den H. je erhalten hat. Bei der Lieferung der Waren sagt der Verkäufer dem Chauffeur: „*Wissen sie, wir brauchen das alles nicht wirklich. Aber der junge Mann hat mich mit seinem Nichtaufgeben so fasziniert, dass ich bestellen musste.*“ H. hört die Geschichte vom Chauffeur lachend, erzählt, dass es eigentlich ein Missverständnis war. Aber der Höhepunkt kommt noch: Das Werkzeuggeschäft wird ein permanenter, guter Kunde, H. hat die Stammlieferanten für einige Produkte ausgeschaltet.

H. macht aber auch mit Fahrrad größere Verkaufsfahrten, sogar nach Oberösterreich und Steiermark, siehe Ab. 2.3.1 aber fährt von wien aus auch mit dem Rad auf Verwandte in Tirol und Kärnten. 300 km pro Tag sind in etwa damals sein Limit.



Abb.2.3.1: H. mit Fahrrad 1958 am Leopoldsteiner-See bei Eisenerz in der Steiermark.



Abb. 2.3.2: 55 Jahre später: U., N. Sauer und M. Stone am Leopoldsteiner-See. Foto: H. Maurer

2.4: Mathematik

Ab der 7. Klasse Oberstufe beschäftigt sich H. intensiv mit der höheren Mathematik. Er arbeitet dafür ein Standardwerk der höheren Mathematik durch. Manches ist nicht einfach zu verstehen. Aber schlussendlich hat er das Gefühl, das Wichtigste zu wissen, was in Mathematik an den Universitäten unterrichtet wird. Er beginnt Schülern Nachhilfe in Mathematik zu geben, zeitweise hat er mehr als ein Dutzend Stunden pro Woche.

Unter vielen Erlebnissen sticht vielleicht eines besonders heraus: Er wird einer wohlhabenden Wiener Familie als Nachhilfelehrer für die Tochter empfohlen. Der Vater des Mädchens interviewt ihn: „In welchem Semester studieren sie?“ „Ich studiere noch nicht, ich bin erst in der 7. Klasse.“ „Aber wie wollen sie dann meine Tochter auf die Matura vorbereiten???“ „Ich kann mehr Mathematik als man je in der Schule braucht. Bitte geben sie mir eine Chance.“ Er bekommt die Chance: Wer immer ihn empfohlen hatte musste sehr überzeugend gewesen sein! Jedenfalls, H. wird probeweise der Nachhilfelehrer. Auf die nächste Schularbeit in Mathematik hat die junge Frau ein „Befriedigend“. Damit ist es klar: H. ist ein geeigneter

Betreuer...und es gibt dann auch einige Monate später bei der Matura keine Probleme.

2.5: Schweiz

H. macht, sobald es geht (Mai 1959), den Autoführerschein. Er hilft mit dem Mercedes 180 D der Firma mit Auslieferungen in Wien, darf dafür aber auch den Wagen ab und zu privat benutzen.

Trotzdem will H. im Sommer vor der achten Klasse nicht wieder Waschmittel verkaufen, sondern versucht eine Stelle im Ausland in einem Hotel als Aushilfskraft o.Ä. zu bekommen. Schließlich erhält er vom Hotel Neueret in Gstaad in der Schweiz ein Angebot als „Mädchen für alles.“ Als im Hotelbetrieb völlig Unerfahrener macht er anfangs oft Fehler: Beim Garnieren einer Fleischplatte in der Küche steckt er das Grünzeug ein wie es ihm gefällt, statt schön am Kopf des Gerichtes; er ruiniert die Raulederschuhe eines Gastes, indem er sie mit Schuhcreme behandelt und dann zum Glänzen bringen will. Aber als am selben Nachmittag der Strom im Hotel ausfällt und H. entdeckt, wie es dazu kommen konnte und er es reparieren kann, bevor Kühltruhen abtauen, man nicht mehr kochen kann usw. macht das Vieles wieder gut.

Viele Gäste loben ihn, weil er „alles weiß“. Na ja, trotz wenig Schlaf informiert er sich bei der Informationsstelle immer, was es in den nächsten Tagen geben wird, hört mehrere Wetterberichte, weiß aus der Zeitung, dass Politiker so-und-so in Gstaad ist und daher diese eigentümlichen Fahnen gehisst sind. Und wenn sich ein Gast von der Veranda aus erkundigt, wie der Berg dort heißt, hat er immer die Antwort. Tatsächlich hat sich H. gut informiert, aber den Namen des niedrigeren Bergs mit den drei Zacken scheint niemand zu kennen. So erfindet er einfach den Namen „Der Drei-Zacken-Berg“. Das bürgert sich sensationell auch mehrsprachig ein. (H. fragt sich manchmal, ob sich der Name bis heute gehalten hat.)

H. hat die unangenehme Aufgabe, spät ankommende Gäste zu versorgen, und solchen, die schon um 4 Uhr eine Bergtour beginnen wollen ein Frühstück zu bringen. Am frühen Nachmittag steht jedem eine „Freistunde“ zu: Da ist dann immer die schwere Entscheidung fällig: Soll man in die Bar im großen Hotel im Ortszentrum, die für Gäste jetzt geschlossen ist und wo man viele Mitarbeiter auch von anderen Hotels trifft, oder soll man eine Stunde Schlaf nachholen?

An sonnigen Tagen sammeln sich oft viele Touristen auf der großen Terrasse, und da gilt es, als Kellner einzuspringen. Es ist nicht gestattet (warum weiß niemand) Wünsche aufzuschreiben: Man muss sie sich merken. Wenn da von mehreren Besucher jeder eine bestimmte Mischung von Eissorten, oft auch nicht auf Deutsch bestellt, kommen immer wieder Fehler vor. Wenn der Gast die angebotene Mischung als eine nicht bestellte ablehnt ist das kein großes Problem, man isst sie eben am Weg zur Küche selbst und holt die gewünschte Variante. Es soll vorkommen, dass manchmal absichtlich das Falsche gebracht wird, damit man seine Lieblingsorte selbst essen kann...

Als Mädchen für alles lernt man viel, was man vielleicht als Gast nicht weiß: Wollen die Stubenmädchen ein bisschen über den Besucher herausfinden, stellen sie den laufenden Staubsauger innen so gegen die Tür, dass man erstens glaubt, es wird im Zimmer gearbeitet und zweitens, wenn man hinein will, es etwas Zeit benötigt, bis der Staubsauger entfernt ist.

Es ist üblich und sinnvoll die abgestellten Autos zu kontrollieren, ob sie versperrt sind. Wenn ein nicht versperrtes entdeckt wird, meldet man das dem Besitzer, der sich meist mit einem Trinkgeld revanziert; ein Missbrauch, den H. missbilligt ist es, wenn es schon dunkel wird und ein nicht versperrtes Auto gefunden wird, das Licht des Autos anzudrehen und dem Gast zu melden, dass er vergessen hat, das Licht abzdrehen. Dieser Trick bringt angeblich im Durchschnitt doppelt so viel Trinkgeld.

Manchmal hat man auch das Glück mit berühmten Gästen mehr als ein paar Worte zu sprechen. Weil der damals schweizerische (später britische) Geiger, Bratschist und Dirigent Yehudi Menuhin einen Schlüssel liegen lässt, bringt H. diesen. Wegen H.s österreichischem Akzent ergibt sich ein kurzes Gespräch über österreichische Musiker, wobei H. einen davon persönlich kennt, wodurch eine nette Unterhaltung entsteht. Menuhin erhielt übrigens 1970 in Gstaad das Ehrenbürgerrecht.

Eine Begebenheit wird H. immer in Erinnerung bleiben, weil er nie eine Erklärung dafür fand. Ein Gast ruft die Vermittlung an, die Nachttischlampe sei nicht in Ordnung, man möge sie austauschen. H. eilt mit einer Ersatzglühbirne zum Zimmer der Dame. Er geht zur Lampe, dreht sie etwas fester in die Fassung und sie leuchtet. „Sie war nur locker in der Fassung“, lächelt H. „Ich weiß“, sagt die Frau, „aber ich hätte sie gerne gewechselt“. „Soll sie stärker oder weniger stark sein als die gegenwärtige?“ „Nein, das ist schon in Ordnung.“ „Wollen sie eine mit Milchglas statt durchsichtigem Glas?“ „Das ist mir gleichgültig. Die Lampe, die sie da in Originalverpackung mitgebracht haben wird schon passen, nur bitte austauschen.“

H. ist verwundert, tauscht die leuchtende Lampe gegen die mitgebrachte aber sonst idente Lampe aus. „Danke“, sagt die Frau, „jetzt bin ich beruhigt“. H. versteht den Zweck der Aktion nicht, aber Gäste haben immer Recht, also nimmt er die herausgeschraubte Glühbirne mit und denkt nicht weiter daran bis zum nächsten Morgen: „Die Dame von gestern will wieder ihrer Lampe gewechselt haben“, sagt die Rezeption. Das wird nun H. doch zu geheimnisvoll. Er sucht den Chef, erzählt ihm die Geschichte. „Haben sie noch die Originalverpackung der neuen Glühbirne?“ will der wissen. „Ja“. „Dann geben sie die alte Birne in die Originalverpackung und tauschen sie mit der gegenwärtigen aus, wenn das gewünscht wird.“

H. macht wie geraten: „Lampentausch wie gestern?“, fragt er. „Ja, bitte“. So geht es nun 14 Tage lang. Die Bewohnerin der teuren Suite

glaubt, jeden Tag eine neue Glühbirne zu erhalten (warum sie das will ist das bleibende Rätsel), sie bekommt aber immer nur eine der Glühbirnen durch die andere ausgetauscht... und H. ein fürstliches Trinkgeld als sie abreist.

Die Arbeit macht H. Spaß, aber im Vertrag steht, dass er einen Tag pro Woche frei haben kann. Das hätte er gerne, um auch ein bisschen von der Umgebung Gstaads kennen zu lernen.

„Einen freien Tag in der Hauptsaison gibt es nicht, auch wenn es dreimal im Vertrag steht“, meint der Chef. H. will das so nicht akzeptieren. Er schreibt eine kurze Notiz an die Hotelgewerkschaft.

Zwei Tage später kommt ein eingeschriebener Brief von der Gewerkschaft. Er wird H. ungeöffnet übergeben. Aber die implizite Drohung, dass da irgendwie die Gewerkschaft involviert ist genügt, dass er ab jetzt jede Woche einen freien Tag erhält, wenn er ihn nur drei Tage vorher ankündigt.

H. nützt den freien Tag nur einmal aus, als ihn freundliche Gäste zu einem Ausflug über die Berge nach Montreux und den Genfersee einladen, alles zusammen keine 200 Straßenkilometer.

PS: Die Gewerkschaft bewies übrigens Humor, bzw. wusste von ihrer Macht. In dem eingeschriebenen Brief an H. stand nämlich nur: „Wenn die Direktion sieht, dass sie mit uns in Kontakt stehen, werden sie den freien Tag bekommen. Wenn doch nicht, bitte rufen sie die untenstehende Nummer an.“

PPS: Der Sommerjob war ein neues Erlebnis für H., auch gut bezahlt, und höher als das Gehalt waren noch die Trinkgelder. Da es kaum die Möglichkeit gab etwas auszugeben, kommt H. mit einem schönen ersparten Betrag nach Österreich zurück.

2.6: Studiumbeginn Herbst 1959

Die Matura war für H. kein Problem, aber weder Maturaball noch Maturareise (an einen Kärntner See) waren für ihn große Erlebnisse.

Eine größere Überraschung ist es für ihn, dass er in den Mathematikvorlesungen einerseits einen Mitschüler trifft (Hans Zima) und andererseits jenen Ernst Merzinger, den er aus dem Zug kennt und der schon einige Schirennen gewonnen hat. Freilich, dieser erwartet keine Karriere im Rennsport mehr, will aber ein Doktorat in Mathematik machen, und mit Sport als Zweitfach in Pressbaum unterrichten.

Das Mathematikinstitut liegt in der Strudlhofgasse, das Sportinstitut in der benachbarten Sensengasse. Sehr bequem für Ernst. Der offizielle Name ist „Institut für LEIbeseziehung“, wobei im Plakat immer wieder die zwei Buchstaben E und I vertauscht werden, so dass (mit Recht?) oft dort steht „Institut für LIEbeseziehung“.

Die Universitätsveranstaltungen fallen H. verständlicher Weise sehr leicht. So hat H. genug Zeit sich mit einer kleinen Gruppe anzufreunden, darunter einem Norbert Sauer, der auch ein Doktorat in Mathematik machen will. Mit seinem Schulfreund Hans Zima unternimmt er mehrere größere Reisen. Eine „kurze“ führt per Autostopp nach Venedig, wo sie über eine Woche in der Jugendherberge auf der Insel Giudecca mit Blick auf den Markusplatz wohnen und Venedig sehr gründlich kennenlernen. Übrigens, Autostopp war damals weit verbreitet: Man stellte sich an den Rand der Straße, Daumen gehoben, als Bitte, mitgenommen zu werden. Viele Jugendliche konnten so ungewöhnlich große Reisen machen, und lernten dabei auch mehr über Leute und Gebräuche als wären sie mit einem eigenen Fahrzeug unterwegs. Die Haftungsbestimmungen bei Unfällen, aber auch die Tatsache, dass einige ganz wenige der Autostopper nicht wegen der Fahrt, sondern eines beabsichtigten Raubes unterwegs waren, bewirkte, dass diese Art des Weiterkommens fast verschwand.

Eine große Reise mit dem Motorroller von Zima führt sie nach Neapel, wo sie die schöne Jugendherberge im Norden der Stadt benutzen, immer mit möglichst geringen Ausgaben: H.s Vater billigt die Reisen als Zeitverschwendung eigentlich nicht (im Gegensatz zur

Mutter, die am liebsten mitgekommen wäre), aber dadurch hat H. immer nur ein Minimum von Geld mit; und Hans muss auch sparen: Sie schlafen unterwegs oft einfach im Freien. Eine Jugendherberge ist schon ein Luxus! Sie erforschen Neapel und Umgebung gründlich. Siehe als Beispiele Abb. 2.6.1. Natürlich besuchen sie auch Pompeii Abb. 2.6.2 und erklimmen im Gänsemarsch das letzte Stück zum Gipfel des Vesuvs, Abb. 2.6.3.

Capri lassen sie aus, als teuer und zu überlaufen.

Viele Jahre später werden H. und seine Frau Capri besuchen, und abgesehen von der Überfahrt und dem Weg zum Hauptplatz auch sehr viele schöne ruhige Ecken entdecken.



Abb.2.6.1: Teil des Klosters Santa Chiara in Neapel. Foto und ©: H. Maurer



Abb. 2.6.2: Teil von Pompeii und Vesuv. Foto und ©: H. Maurer



Abb.2.6.3: Im Gänsemarsch das letzte Stück zum Krater des Vesuvs, Foto und ©: H. Maurer

Mit dem kleinen Fiat des Vaters von Hans kommen die beiden das erste Mal nach Paris mit Erlebnissen, über die H. als Gentleman schweigt, und auch an die Atlantikküste, wo sie im Auto, Füße hinausragend, schlafen und in der Früh erschreckt feststellen, dass die Flut 25 cm unter das Auto vorgedrungen ist. Sie bekommen das Auto flott, doch am Heimweg fällt die Batterie aus. In dunkler Nacht ohne Scheinwerfer, knapp hinter einem LKW, schafft es der Fahrer Hans Zima mit unglaublichem Geschick nach Wien zurück.

Aber die ungewöhnlichste Reise wird ihre beabsichtigte Bergtour in die Pyrenäen. Diesmal per Autostopp unterwegs, mit Bergausrüstung im Rucksack, bleibt knapp außerhalb von Wien ein Auto stehen. Auf die Frage, wo er hinfährt sagt er „*Neapel*“. H. und Hans sehen sich an und ändern blitzartig die Route durch „einen kleinen Umweg über Neapel“. Die hohen, genagelten Bergschuhe sind so lästig, dass H. sie per Postpaket in Italien nach Monaco aufgibt, denn sie werden ja nach Neapel wie geplant in die Pyrenäen fahren, und kommen da durch Monaco durch. Neapel gefällt Ihnen auch beim zweiten Mal sehr gut, sodass sie länger bleiben als geplant. Das Geld wird knapp. Auf der Strecke nach Frankreich übernachteten sie im Freien in einem Park in Genua und werden in der Nacht von einer Kolonie Ameisen überrannt. Ein interessantes Erlebnis!

Sie erreichen Monaco, H.s Bergschuhe sind nach 7 Tagen noch nicht da. Sie schaffen es, das Casino zu betreten, aber der einzige Chip, den sie sich leisten können gewinnt nicht.

In der Nähe finden sie eine Konditorei mit lecker aussehenden Tortenstückchen. Sie beschließen, beide ein Stück zu kaufen, setzen sich auf eine Bank, um den ersten Bissen zu genießen. Und spucken ihn aus. Die Torte ist salzig!! Die Konditorei ist eine Pizzeria, und beide haben vorher nie eine Pizza gekostet. Ein Kassensturz zeigt: Die Pyrenäen gehen sich nicht mehr aus. Gerade geht sich noch eine

Bahnkarte nach Wien aus—die ist zwar teuer, aber da ist man so schnell zu Hause, dass man kein Geld mehr für Essen benötigt.

H. hat mit Mädchen wenig Kontakt. Seine Schwester beschwert sich immer, dass er ihr ihre Freundinnen wegnimmt. So hat sie z.B. eine Französin 3 Monate im Rahmen einer Austauschaktion zu Besuch, und nach zwei Wochen ist H. mehr mit ihr zusammen als Friedl. Ähnlich ist es mit einer Monika, die auf zwei Wochen kommt. H. weiß nicht mehr, was der Auslöser ist. Sie beschließen, das nordwestliche Mühlviertel per Autostopp zu erkunden. Dass Monika da der Partner von H. ist stört Friedl diesmal nicht, denn sie hat inzwischen einen netten Freund. Um leichter mitgenommen zu werden, verwenden sie einen wohl unfairen Trick: Das Mädchen ist die Autostopperin. Da bleiben Autofahrer leichter stehen. Dann kommt H. aus dem Schatten und man fährt zu zweit mit. Das Mühlviertel nordwestlich von Linz ist damals so, wie man sich das alte Österreich vorstellt. Wenig besiedelt, freundliche Leute, die nichts dabei finden, wenn die vier bei ihnen am Bauernhof übernachten wollen. Oft zwei von ihnen im Wohnzimmer, auf der Bank, wo untertags der Großvater sitzt. Das Leben geht dann am Morgen ohne Rücksicht auf die Besucher ganz normal früh los, die Kinder werden für die Schule angezogen, der Vater bekommt eine große Jause, und irgendwann plaudern die Autostopper mit der Bäuerin und dem Großvater mit seiner ersten Pfeife, bis die Bäuerin weiterarbeiten muss.

Wichtiger als alle Reisen wird für H.s Leben die Empfehlung, einer Uschi (genauer Ursula), Tochter eines bekannten Arztes in Hütteldorf, ab der 7. Klasse Nachhilfe zu geben. Uschi und H. beginnen auch über Dinge zu sprechen, die nichts mit der Mathematik zu tun haben. Sie werden gute Freunde, aber Uschi hatte natürlich zunächst die Priorität, 1963 die Matura abzuschließen, und H. will unbedingt sein Doktorat unter Dach und Fach bringen. Sie unternehmen das eine oder andere gemeinsam. Der Mercedes 180 ist da sehr willkommen.

Sie empfinden mehr und mehr, dass sie vielleicht ganz zusammengehören, aber das muss jetzt einmal warten.

P.S.: Monate nach dem Besuch von Monaco erhält H. einen Brief: „Ein Paket liegt Poste Restante im Postamt in Monaco und ist dort abzuholen“: H. hatte bei der Aufgabe in Italien seine österreichische Wohnadresse angegeben, wodurch die Post nach offenbar langer Wartezeit an den Absender schrieb. Das weitere Schicksal seiner Bergschuhe ist H. unbekannt.

2.7: Entscheidung in München

Nach etwas mehr als zwei Jahren Studium hat H. auf Grund seiner Vorkenntnisse alle Prüfungen abgeschlossen. Einer der „großen“ Professoren gibt ihm ein Dissertationsthema, mit dem H. gleich beginnt. Nebenbei versucht H. ein bisschen über zwei „neue“ Dinge, genannt Computer und Programmieren, etwas zu lernen. Das Angebot an der Uni Wien ist in diesem Bereich noch fast nicht existent. Nur der Statistikprofessor hat einen Computer, den man ansehen und ein bisschen im Rahmen einer kleinen Vorlesung ausprobieren kann.

Die erste größere Tagung in Europa über Computer ist Anfang 1962 in München. H. fährt hin. Er versteht hauptsächlich „Bahnhof“. Aus unergründlicher Intuition hat er Kopien aller Uni-Zeugnisse mit. Er sitzt am Abend beim Tagungessen an einem Sechsertisch mit 5 ihm unbekanntem Menschen. Der älteste darunter sitzt rechts neben H.

An der Bar flüstert ihm ein Bekannter zu: „Du sitzt neben dem berühmtesten Kanadier auf dem Gebiet Programmiersprachen, Professor Dr. John Peck aus Calgary, weißt du das?“ Nein, H. wusste das bis dahin nicht. Nun versucht er in seinem mäßig guten Englisch ein bisschen mit dem Nachbarn zu reden. Als dieser mitkriegt, dass hier ein 21-jähriger sitzt der schon an einer Dissertation arbeitet kann er es kaum glauben, aber H. hat Zeugnisse mit.

„Ich hätte einen Posten als Graduate Assistant für dich an meinem Institut. Da müsstest du aber längstens Anfang August kommen, denn ab Anfang September musst du zwei Vorlesungen halten. Eine über „Projektive Geometrie“, das kannst du als Mathematiker sicher leicht, alles wird nach einem Buch vorgetragen, und eine „Einführung ins Programmieren“. Das kannst du in zwei Wochen lernen und alles an unserem IBM 1620 Computer ausprobieren. Ich würde dir helfen. Wenn du allein kommst und in einer Studentenwohnung lebst, bekommst du viel mehr Geld als du brauchen wirst. Wenn du mit deiner Doktorarbeit fertig bist, kannst du bei uns Professor werden.“

H. ist verblüfft. Er redet noch den ganzen Abend mit John (man ist wie im Englischen häufig rasch auf Vornamen umgestiegen) und je mehr er über Calgary und Umgebung (Prärie, Rock Mountains, Dinosaurier Trail, Buffalo Jump Cliffs) und die Lebensweise dort hört, umso mehr wird er begeistert.

Aber wird das mit der Dissertation klappen? Und Uschi hat gerade Matura, wenn ich weg bin, denkt H. Wird sie mich dazwischen vergessen oder dann nach Kanada kommen, oder mich akzeptieren, wenn ich dann zurück nach Wien komme?

Zurück in Wien trifft H. auf sehr verschiedene Meinungen. Uschi, für ihn am wichtigsten, meint: „Ich bin so stark mit den Vorbereitungen für die Matura beschäftigt, dass ich ohnehin sehr abgelenkt bin. Wenn du es willst, solltest du deshalb nicht auf eine ungewöhnliche Chance verzichten. Ich habe nicht vor, dir davonzurennen. Vielleicht kann ich nach der Matura als au pair Girl nachkommen. Oder, wenn du mich dann noch magst, kommst du zurück...eine gewisse Zeit musst du da ohnehin nach Wien als Vorbereitung für die Doktorprüfung, wenn die Dissertation abgeschlossen ist.“

Der Professor, der ihm das Dissertationsthema gab, sieht keinen Grund, dass er daran nicht in Kanada weiterarbeiten kann, und er sich dann in einem Jahr anschauen wird, wie weit H. gekommen ist.

Mutter ist begeistert, dass ihr Sohn Kanada sehen wird und so eine Chance bekommt, seiner Karriere einen zusätzlichen internationalen Hauch zu geben.

Vater ist erwartungsgemäß dagegen. „Eines muss Dir klar sein: Wir zahlen Dir den teuren Flug nach Kanada. Aber du wirst, wenn Du je zurückkommst, nicht mehr in diesem Hause wohnen können und wirst von uns keine Unterstützung mehr bekommen.“

Mutter ist von der harten Formulierung entsetzt. Es ist das erste Mal, dass sie Vater massiv angreift. „Meinen Sohn aus meiner ersten Ehe hast Du nie wirklich akzeptiert; deine Tochter verachtetest Du, seit sie in Tübingen Theologie studiert; dein jüngster Sohn ist nun seit 3 Wochen verschwunden, wir haben keine Ahnung wo er ist, wie es ihm geht, aber er ist offiziell aus der Schule ausgeschieden und wird daher nie die Matura machen. Und H. willst du auch ganz loswerden, obwohl er nur ein Jahr in Kanada unterrichten und viel lernen und an seiner Dissertation weiterarbeiten wird. Sein Flug ist vermutlich billiger als wenn er ein Jahr weiter bei uns leben würde.“

„Ja, aber dann könnte er wieder hier helfen, Laboril zu verkaufen und ausliefern. Du weißt ja selbst, dass es der Firma nicht so super geht.“

Die Auseinandersetzung der Eltern geht noch weiter, und H. ist sich tagelang nicht klar was er tun soll. Der Telefonanruf seines Cousins und Jugendkumpels Toni, der gerade in Edmonton ist, (einer damals größeren Stadt als Calgary, 200 km nördlich von Calgary) bringt die Entscheidung. Toni ist dort Assistant Professor für Chemie geworden, wie H. vage weiß, der H. sehr deutlich erklärt: „Ich werde nicht immer hierbleiben. Aber, dass ich hier gearbeitet habe wird mir in Europa hoch angerechnet werden und ich habe viel Neues gelernt. Und für dich gilt das in der neuen Computerbranche sicher noch mehr.“

So versucht H. sein Englisch aufzupolieren, nimmt sich die „Projektive Geometrie“ vor, liest die damals noch schlechte Literatur über Computerprogrammierung, macht viel mit Uschi, ja bittet ihren Vater

offiziell um „ihre Hand“, der milde reagiert: „Du gehst jetzt einmal ein Jahr weg, Uschi macht die Matura, du machst dann das Doktorat fertig. Wenn ihr euch dann noch so mögt wie heute, dann freut das mich und meine Frau und wir werden dich gerne in unsere Familie aufnehmen.“

H. informiert sich natürlich über Calgary: Es ist eine kleine Stadt in der Prärie, die Universität sehr bescheiden am Stadtrand. Aber im Westen liegen die von Calgary aus sichtbaren Foothills und die Rockies. Der Winter ist lang und kalt, bis unter minus 40°, aber sonnig, mit Ausnahme von 1-3 Schneestürmen, und unterbrochen durch tagelange Föhneinbrüche, die dort Chinook heißen und die Temperaturen vorübergehend auch weit über Null Grad bringen.

H. fliegt am 14. Juli 1962 von Frankfurt mit einem kleinen Turboprop mit vielen Auftankstationen nach Calgary.

(Eine kondensierte Version der IT-Entwicklungen, die H. erlebte, findet sich bei austria-forum.org/af/bib unter IT-Lebenslauf.)

Kapitel 3: Calgary I (1962 – 1963)

3.1: Der Flug

H. fliegt am 14. Juli 1962 von Frankfurt aus mit einer kleinen Turboprop mit vielen Auftankstationen nach Calgary. (Es gab 1962 auch schon größere Düsenflugzeuge, doch wurde der Bestand von älteren Turbopropflugzeugen von einigen Fluglinien ausgenutzt, um günstigere Preise anbieten zu können.)

Das Flugzeug ist mit weniger als ca. 40 Personen halb besetzt, wodurch jeder, der will, zwei Sitze für sich hat. Der erste Flugabschnitt Frankfurt – Shannon International Airport in Irland ist nur knapp 1.200 km, aber der Flug dauert doch fast 4 Stunden. Ein Unterhaltungsprogramm wie einen Film gibt es natürlich zu dieser

Zeit noch nicht, aber H. hat sich weit vorne hingesezt, sodass er einen guten Ausblick nach unten hat: Er ist ja das erste Mal in einem Flugzeug!

Die Betreuung durch zwei Stewardessen mit Getränken und Kleinigkeiten ist freundlich und persönlich. Sie haben auch eine Auswahl von Brettspielen, Kartenspielen, Kreuzworträtseln, usw. H. hat von Vater ganz gut Schachspielen gelernt: Linda, die Stewardess, die den vorderen Teil der Kabine betreut, kümmert sich sofort darum, dass H. einen Partner findet. Dieser ist übrigens auch auf dem Weg nach Calgary, und spielt Schach vergleichbar stark. Aber sie sind nicht die einzigen Schachspieler und Linda bietet sich an, auf dem langen Stück über den Atlantik ein Schachturnier zwischen den 5 interessierten Spielern zu organisieren. Vor der Landung in der kleinen kaum bekannten mittel-irländischen Stadt Shannon überfliegen sie den beeindruckenden Fluss Shannon, den jeder mit Irland verbindet.

In Shannon wird nicht nur das Flugzeug aufgetankt. Alle Passagiere gehen mit der Besatzung von Bord in die Kantine, wo ihnen ein schmackhaftes Essen serviert wird. Denn warme Speisen gibt es damals in den kleinen Flugzeugen noch nicht. (Die Stadt Shannon war eine Zeit lang wichtige Auftankstation und wurde von vielen Städten in Europa, die über den Atlantik wollten, angefliegen. Heute gibt es kaum mehr internationale Flüge auf den für die 8.000 Einwohner viel zu großen Flughafen, der nur mehr regionale Bedeutung hat.)

Nach fast zwei Stunden geht der Flug weiter: Nächste Station ist Gander, eine kleine Stadt in Nord-Neufundland, Kanada, Flugstrecke 3.300 km, was bei starkem Gegenwind nahe an die Leistungsgrenze des Flugzeuges kommt. Als Flugzeit wird mit gut 8 Stunden gerechnet.

Die ersten zwei Stunden vergehen durch das Schachturnier „im Flug“, um dieses Wortspiel zu gebrauchen, dann werden viele müde, gefördert durch den reichlichen Konsum von Wein und Sekt. H. trinkt

zu diesem Zeitpunkt seines Lebens alkoholisch höchstens ein kleines Bier. (Er wird diese Alkoholabstinenz von fast 25 Jahren dann später schon gutmachen.)

Jedenfalls hat man dann Zeit etwas, mäßig bequem, zu schlafen: Zu sehen ist nichts: Man fliegt stets knapp über einer dichten Wolkendecke, fallweise ist der Flug „bumpy“, unruhig.

Als man beim Anflug auf Gander in die Wolkendecke hineinstößt um unter sie zu kommen, gelingt das nicht: Es herrscht am Boden dichter Nebel. Die Bodenstation ordnet abwartendes Kreisen an, der Nebel sollte sich durch den stärker werdenden Wind in ca. 2 Stunden lichten. Während das für H. und die Passagiere lästig ist, ist es für die Piloten ein kritisches Problem. Sie haben nicht genug Treibstoff für zwei Stunden. Die in Reichweite liegenden kleineren Flughäfen melden auch dichten Bodennebel, d.h. ein Ausweichen ist unmöglich. Die Nebelsituation hat sich nach einer Stunde nicht geändert, aber der Treibstoff ist fast zu Ende. „Wir müssen landen, und uns auf den Funkleitstrahl und die Höhenanzeige verlassen“.

Man versucht, die Passagiere möglichst wenig zu beunruhigen, aber: „Wegen schlechter Sicht steht eine potentiell harte Landung bevor, deshalb werden wir den Körper in die Notlandestellung bringen.“ Also: Schuhe ausziehen, Arme über den Beinen verschränken, Kopf darauflegen, usw. Für H. ist das alles neu, es klingt wie Routine...nur die Vielflieger wissen, dass sie in einer nicht ganz ungefährlichen Situation sind.

Nach endlos scheinenden zehn Minuten setzt das Flugzeug mit einem starken Ruck auf und verlangsamt rasch die Fahrgeschwindigkeit. „Alles OK“, kommt aus dem Cockpit, kombiniert mit der üblichen Anordnung sitzen zu bleiben, bis man die endgültige Parkposition erreicht hat.

Alle haben sich ein reichhaltiges Frühstück in der Flughafenkantine verdient. Der Nebel wird aber noch dichter, sodass schließlich

verkündet wird: „Wir müssen den Start von 9:30 auf 14:00 verschieben. Die Stadt schickt einen Bus, mit dem eine Besichtigungsrundfahrt gemacht wird, um die Zeit zu überbrücken.“

Die Besichtigungsrundfahrt beginnt recht originell. Der Busfahrer bleibt an mehreren Punkten stehen und zeigt mit der Hand in den dichten Nebel: „Bei gutem Wetter sieht man hier...“ Ein Prospekt mit kleinen Bildchen zeigt, was man bei gutem Wetter hier sehen würde. Aber man besucht zwei Kirchen und das Meeresmuseum. Im Hafen läuft gerade ein Heringstrawler ein. Das Entladen von Tonnen noch halblebender Fische und die damit verbundenen Gerüche sind für alle ein neues Erlebnis. In der Hafenkneipe ist ein Buffet hergerichtet (ein neues Erlebnis für H.) mit auch ungewöhnlichen Gerichten wie Stückchen Walfleisch oder gebratenem Walfett, sozusagen Grammeln (Grieben) mit eigentümlichen Beigeschmack, und eingelegten Hering in jeder Form (was H. an die Trauner Fabrik erinnert). Übrigens, Buffets wurden in Österreich erst nach 1970 allmählich populär. Freunde von H. hatten ihm oft von so was vorgeschwärmt, was sie in Schweden als *Smörgåsbord* erlebt hatten.

Der Abflug nach Montreal (Flugstrecke 1300 km) verzögert sich, sodass man dort mitten in der Nacht ankommt. Am Morgen geht es die kurze Strecke weiter nach Toronto, mit längerer Frühstückspause, dann folgt der lange Flug (1.800 km) nach Winnipeg mit zwei Stunden Aufenthalt für Standardwartung und Kontrolle des Flugzeugs. Nach dem Mittagessen in der Flughafenkantine führt der Flug zur Hauptstadt Saskatchewan, Saskatoon, und erst nach Mitternacht die verbleibenden ca. 700 km nach Calgary, wobei sogar ein frühes „Abschiedsfrühstück“ serviert wird und man um etwa 4 Uhr Früh ankommt.

Über die Tage, die man so eng zusammen war, haben sich die meisten kennengelernt. Es ist beim Aussteigen ein großes Adressentauschen und „wir bleiben in Kontakt“ (was meistens nicht geschieht). H. traut seinen Augen nicht: Trotz der frühen Stunde wartet Professor John Peck auf ihn! Er bringt ihn zunächst in sein Haus, wo seine Frau

Dornacilla ein typisch kanadisches Frühstück (Eier, Speck, Pancakes mit Ahornsirup), Toast, gegrillte Tomaten, Juice, Kaffee) serviert. H., der erst im Flugzeug ein Frühstück gehabt hat, schafft es kaum alles zu essen, was ihm angerichtet wird. Dornacilla erkundigt sich dann, ob er noch etwas essen möchte.

Und da kommt es zum ersten englischen Missverständnis. H. antwortet mit „thank you“, was im Englischen als Aufforderung, „danke, gerne esse ich noch ein bisschen“ interpretiert wird. (H. hätte sagen müssen „no, thank you“). Dornacilla eilt in die Küche, Eier werden in die Bratpfanne geschlagenen, Speck brutzelt. H. ahnt Böses: Da stellt Dornacilla auch schon einen vollen Teller mit mehr Essen vor ihn hin. Dass er es schafft das noch hinunterzuwürgen, ist ein Wunder. Dornacilla erkennt wohl, dass er nicht mit Heißhunger zugreift. Aber sie fragt, wie es sich gehört: „Noch mehr?“ Und Hermann verzweifelt: „Thank you.“ Da wird es aber doch klar, dass hier ein Kommunikationsfehler vorliegt.

Ein Mietzimmer im Basement des Hauses des Geschichtsprofessors Heyman war schon von Wien aus organisiert. Dorthin bringt ihn John Peck. Er soll sich jetzt gründlich ausruhen. Heymann wird ihn am nächsten Tag zur Universität (in Gehreichweite) bringen, und dann können sie alles Weitere besprechen.

H. schläft fast den ganzen Tag. Am Abend laden die Heymanns H. einen Halbstock hinauf in ihre Wohnküche auf einen Imbiss ein, am Morgen auf einen Kaffee mit Toast: „Weil es der Anfang ist. Aber ab jetzt heißt es „Selbstverpflegung“.

Dann gehen Heymann und H. bei herrlichem Wetter zur Universität: Sie besteht nur aus zwei verschränkten einstöckigen Gebäuden mitten in einer großen Wiese --- das nächste Privathaus ist mehr als einen Kilometer entfernt, Heymanns ungefähr zwei. Die eigentliche Stadt, keine 200.000 Einwohner, liegt etwas tiefer am Zusammenfluss des großen Bow-Flusses, mit dem kleineren Elbow-Fluss. Im

Hintergrund, die Luft ist kristallklar, sind einige schneebedeckte Berge der Rocky Mountains zu sehen, vor ihnen eine Reihe kleiner Berge, die „foothills“, wie H. erfährt. Calgary ist 1962 eine in der Prärie isolierte Stadt mit knapp 200.000 Einwohnern. 2020 werden es über 1, 2 Millionen sein. Die Stadt wird durch eine Winterolympiade international bekannt. Die Stadt und das Land Alberta werden reich durch Erdgas und Erdöl, und seit ungefähr 2000 durch den unglaublichen Fremdenverkehr in den Nationalparks westlich von Calgary. (Bei austria-forum.org/af/bib unter Calgary 2020 bekommt man einen Eindruck, wie die Stadt um das Sechsfache gewachsen ist.)

John Peck wartet schon auf H. in der Universität. Er stellt ihn der Institutssekretärin, die alle „Lasha“ nennen, vor und zeigt ihm sein Büro, einen großen Raum, den er sich mit zwei jungen Frauen teilt, beide etwas älter als H. und als Instructors tätig. H. wird sich vor allem mit der mit einem Ungarn verheirateten Marguerite Fenyvesi anfreunden, und bis heute in Kontakt bleiben. Dann geht es aber zum Höhepunkt: Den Computerraum mit einer IBM 1620. Das ist DER Computer der Uni, aber de facto gehört er John Peck, Abb.3.1.1.

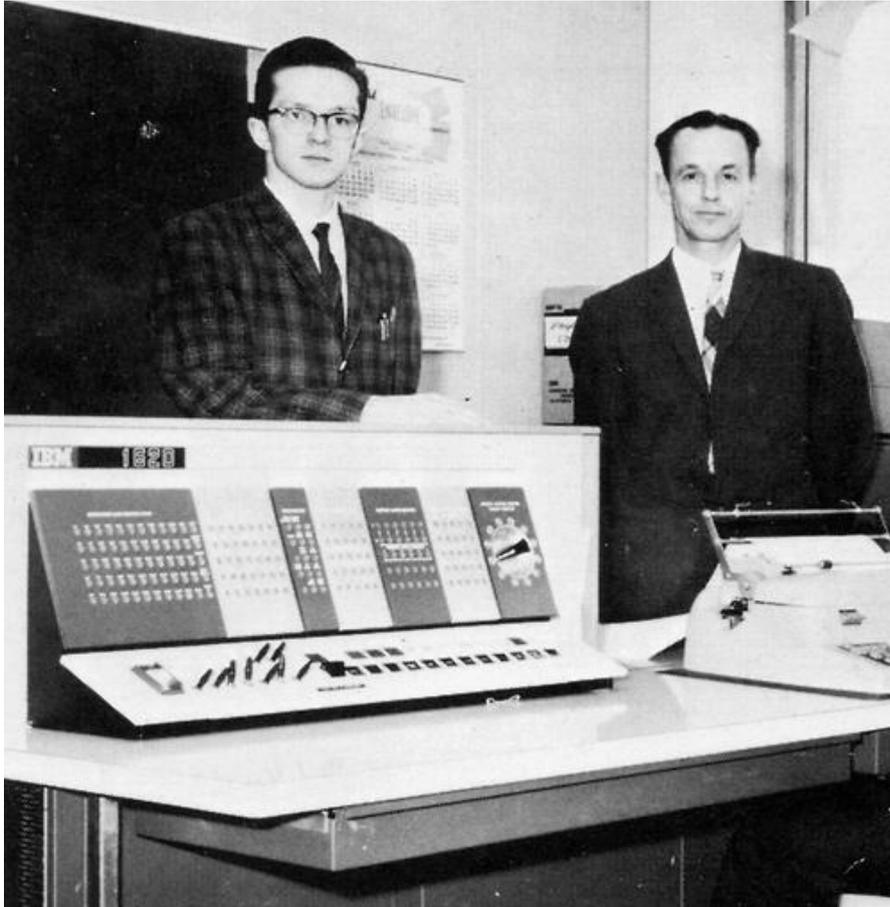


Abb. 3.1.1: Professor John Peck, rechts und Ron May, Programmierer. Foto und ©: H. Maurer

Peck zeigt ihm ein paar Kleinigkeiten und drückt H. mehrere Manuals in die Hand, „als Start“, meint er „und ich bin froh, dass du so gut Englisch sprichst, auch wenn es da und dort wohl auch Missverständnisse geben wird, wie gestern beim Frühstück“, grinst er.

John Peck hat mehrere Helfer, Ron May und Mike Williams, mit denen H. sich bald gut versteht. Sie helfen H., rasch mit dem Computer umgehen zu können und selbst Programmieren zu können... was er ja schon in 6 Wochen in einer Anfängerklasse von ca. 80 Studenten unterrichten soll.

Am ersten Tag zeigt ihm Mike die Unikantine, und übergibt ihm dann feierlich einen Schlüssel: „Der sperrt die Graduate Assistant Lounge, die nur Graduate Assistants benutzen dürfen. Wir haben an der Uni zurzeit mit dir nur vier, und ich glaube nur einer benutzt sie regelmäßig für eine Kaffeepause um ca. 16 Uhr. Vielleicht willst du dann dort vorbeischauen.“

H. ist von der Freundlichkeit und Gelassenheit, die von allen ausgeht, beeindruckt, und er beginnt sich schon darauf zu freuen, hier aktiv mitmachen zu können. In seinem Büro beginnt er die Manuals zu studieren, bleibt mehrmals hängen. Die erwähnte Marguerite beobachtet ihn von der Seite, und zweimal kommt sie von ihrem Schreibtisch und erklärt eine Stelle, wo er gerade hängt: „Ich kenne mich nicht gut aus, aber ein bisschen. Bevor du lange über was grübelst, kannst du mich immer gerne fragen.“

H. übersieht fast 16 Uhr, so vertieft ist er nach 2 Stunden schon in die Manuals, um die Geheimnisse der 1620 zu verstehen. Er läuft in die Graduate Assistant Lounge. Sie ist bis auf einen vielleicht 25-jährigen frei. H. begrüßt ihn auf Englisch, aber da kommt es auf österreichisch zurück: „Hallo, ich bin der Helmut, auch aus Österreich, und du musst das angekündigte Junggenie aus Wien sein.“

Beide lachen. „Was machst du? Und wie kommst du hierher?“ will H. wissen. „Also, ganz kurz, meine verwitwete Mutter hat Österreich vor ca. 5 Jahren mit meinem älteren Bruder und mir verlassen, und sich in Calgary ein Häuschen gekauft, weil sie hier gute Freunde hat. Ich bin Instructor in der Chemie, bin kein Genie, aber in 3- 5 Jahren werde ich Tenured Professor sein. („Tenure“ entspricht in etwa der Pragmatisierung in Österreich, d.h. tenure macht die Person auch fast unkündbar). „Das ist der Vorteil einer kleinen und rasch wachsenden Universität.“ (Aus den zwei bescheidenen Gebäuden „Science 1“ und „Arts 1“ ist inzwischen ein riesiger Unikomplex entstanden, der in einem herrlichen Park liegt (die Bäume wurden eben in den 60er Jahren gepflanzt) und weil die Stadt so wuchs, ist sie heute nicht mehr am Rande, sondern die Stadt geht kilometerweit in alle Richtungen. Die Uni ist heute nicht mehr isoliert, sondern ist in die Stadt und ein modernes Schienentransportsystem integriert. Sie gehört heute zu den angesehenen Unis Kanadas.)

„Übrigens“, sagt Helmut, „meine Mutter ist schon ganz neugierig auf dich: Willst du morgen Abend zu uns Essen kommen? Mutter kocht

dir was richtig Österreichisches. Apropos, wie steht es überhaupt mit Essen? Wo wohnst du, kochst du für dich selbst?“ H. zögert ein bisschen mit der Antwort: „Ich wohne im Moment in einer Basement Wohnung bei Professor Heymann. Das Zimmer ist sehr schön, ich habe ein eigenes Badezimmer, aber keine Kochmöglichkeit.“ „D.h. du kannst dir nicht einmal Wasser für eine Suppe oder einen Tee kochen?“ H. schüttelt den Kopf. „OK, wenn du nicht zu gesetzgläubig bist, gebe ich dir ein kleines Gerät, das du in jeden Topf hängen und an jede Steckdose anschließen kannst. Durch das Überspringen von Strom von einer Elektrode zur anderen machst du ein bisschen Elektrolyse, unmerkbar kleine Mengen, und erhitzt das Wasser. Du darfst es nur nicht in zu salzige Lösungen stecken, da fließt dann zu viel Strom und die Sicherungen können durchgehen.“

Komm jetzt mit in mein Büro, und dann gehen wir das Wichtigste einkaufen. Du hast sicher kein Fahrzeug?“ „Nein, Auto kann und will ich mir nicht leisten, ich bin ja vermutlich nur ein Jahr hier und brauche dann in Wien noch 1/2 Jahr für die Formalitäten zum Doktor, darum muss ich ein bisschen was ersparen. Und Radfahrer scheint es hier nicht zu geben???“ Helmut lacht: „Das wirst du nach dem ersten Schneefall, der vermutlich schon im September kommt, verstehen. Da die Straßen nicht geräumt werden, gibt es eisglatte Straßenstücke bis in den Mai hinein. Nichts für Zweiräder, aber du wirst sehen, ein Spaß für Autos, wenn man lernt, damit umzugehen.“ Das Büro von Helmut hat Blick auf die Berge, beneidenswert. Das kleine Wasserheizgerät besteht fast nur aus Stecker und Kabel und einem kleinen komischen Kopf.

Das Einkaufszentrum, gar nicht weit weg, ist größer als jedes Geschäft das H. je gesehen hat. (Na ja, H. kennt eben die großen Einkaufszentren, die auch in Europa später entstehen, nicht.) H. kauft, beraten von Helmut: Tee, Löskaffee, diverse Cornflakes, Milch („Die stellst Du zwischen die beiden Scheiben des Fensters, wie hier üblich, das hält alles kalt.“) und einige Fertiggerichte („Da musst Du nur

heißes Wasser draufgießen, fertig. Topf, Teller, Besteck, etc. kaufen wir nicht, ich bring dir das morgen leihweise: sei um 8 Uhr in der Graduate Lounge, da ist der Kaffee gratis und gut und ich bringe dir zwei belegte Brote als Frühstück mit“).

Helmut bringt H. „nach Hause“ und kommentiert: „Schönes Zimmer schönes Bad. Aber ohne Küche, und wenn die Heymanns nicht für dich mitkochen, was sie offenbar nicht tun wollen, kannst du da ein paar Wochen bleiben, aber nicht lange. Ich glaube Helen Scrivin, die Freundin von Fred Schrack, ein anderer Chemiker, verlässt Calgary und gibt ihre kleine Wohnung mit der einfachen Einrichtung auf. Ich bringe euch zusammen und du wirst ihr Nachmieter. Dann ist für sie die Wohnungskündigung leichter und die Wohnung ist noch näher bei der Uni als diese hier.“

3.2: In Calgary

H. kann sein Glück kaum fassen. Helmut hat Kanada in einem Schlag einfacher und lebenswerter gemacht. Helmut's Mutter schließt ihn fast wie einen dritten Sohn ins Herz: Er kann sich viel zu wenig revanchieren bevor es zu spät ist.

Die Wohnung von Helen Scrivin ist ein Idealfall: Alles schon da, was man braucht, inklusive Waschmaschine etc. und sie will keine Ablöse. Helmut und H. kaufen ihr ein teures, aber auch freches Abschiedsgeschenk: eine große Garnitur ganz teurer Unterwäsche. Sie zeigen es ihr beiläufig und es gefällt ihr. „Das ist für Dich als DANKE: Wir haben nur eine Bedingung, diese eine Garnitur musst du anprobieren und uns zeigen“. Helen ist sauer oder geschmeichelt oder beides: Jedenfalls macht sie eine 20 Sekunden Vorführung, die beide beklatschen. „Ihr Lustmolche“, ruft sie lachend.

An der Uni läuft alles gut, H. und John Peck sitzen oft bis nach Mitternacht an der 1620, und es ist klar, dass die Informatik die Zukunft für H. sein wird.

Zwischendurch machen H. auch Albernheiten Spaß. Z.B.: Er geht zur Institutssekretärin Lasha, die zu allen immer freundlich ist, und beschwert sich, dass in seinem Büro kein Spucknapf (spitooon) steht. Lasha ist verblüfft, dass sowas in Österreich noch benutzt wird. Sie schafft es tatsächlich, mit einigem Aufwand (der H. ein schlechtes Gewissen bereitet) einen Spucknapf aufzutreiben. Er revanchiert sich mit einer Schachtel ihrer Lieblingspralinen. Oder: In Mike Williams Büro steht ein großer Schrank. H. überzeugt Ron May, dass sie ihn jeden Tag einen Zentimeter näher an die Tür schieben und beobachten wollen, wann es Mike auffällt. Innerhalb von 3 Wochen bewegt sich so der Schrank schon 20 cm, aber Mike scheint es nicht zu merken. Erst als er die Tür kaum mehr aufbekommt, weil der Schrank im Weg ist, merkt er, dass da was nicht stimmt. Und als er Ron und H. lachen sieht, kennt er sich aus und droht mit Revanche.

3.3: Erlebnisse in Alberta

Noch vor Beginn der Vorlesungen Anfang September, und dann jedes Wochenende, wird Hermann immer von jemand eingeladen, auf einen Ausflug mitzukommen. Ron May und Mike Williams in Abb. 3.3.2 zeigen ihm den Yamnuaska: Der Berg schaut von der Straße Richtung Westen (vom Transcanada Highway) wie eine senkrechte Wand aus, in der H. später klettern lernen wird, siehe Abb. 3.3.1.

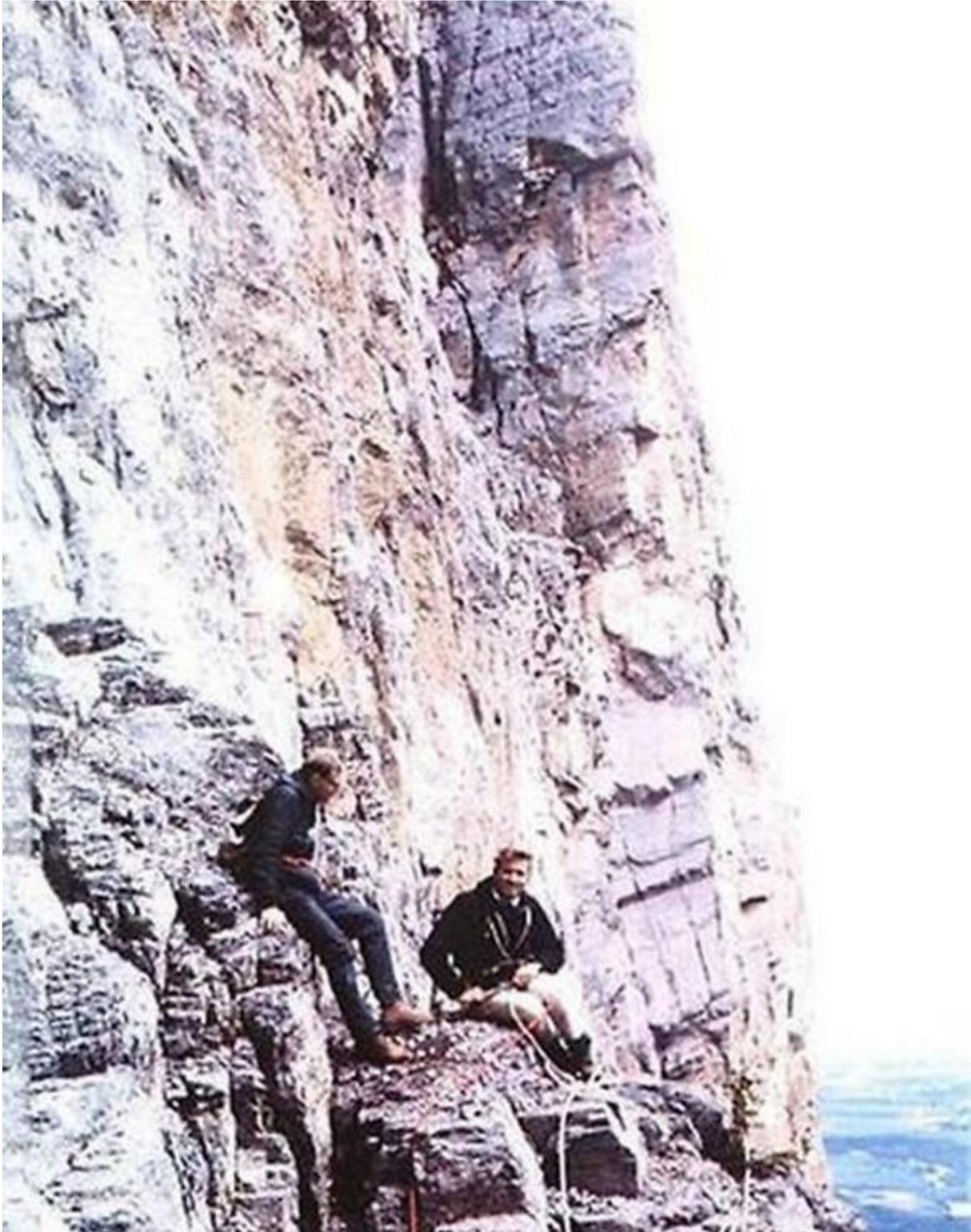


Abb. 3.3.1: H. mit Freund Kes Salkauskas in der Wand des Yamnuaskas- Foto und ©: H. Maurer, Privatarchiv



Abb.3.3.2: Mike Williams bei einer Feier 2007, Foto und Foto und ©: H. Maurer

Die drei aber besteigen den Gipfel auf einem normalen Wanderweg und zu H.s Verblüffung hat Mike einen Gaskocher mit und kocht für alle am Gipfel einen heißen Tee. Im Institut lernt H. natürlich mehrere andere Mitarbeiter kennen. Besonders freundet er sich mit Jonathan Schaer an, einem Schweizer, der schon einige Zeit hier ist, und der bei den Bergwanderungen und späteren Schiausflügen häufig dabei ist. Er wohnt wie H. in einer einfachen Mietwohnung, wo er sich mit der Tochter des Hauses anfreundet, die dann auch oft bei den Ausflügen dabei ist.

Zu den meisten und interessantesten Ausflügen nimmt ihn aber Helmut Wieser mit, oft mit seiner Freundin und späteren Frau, die die Filiale einer US - Firma leitet, und daher immer wieder auf Tage, manchmal sogar eine ganze Woche, in die USA fliegen muss. Sie ist ganz froh, dass dann Helmut Gesellschaft hat und auf „keine dummen

Gedanken kommt.“ H. ist bis heute für die vielen kleinen und großen Dinge dankbar, die ihm Helmut zeigt.

Unmittelbar außerhalb der Stadt, Richtung Westen, quert man den Bach „Jumping Bound Creek“. Mit ein bisschen Glück und Geschick kann man da am Abend noch rasch ein halbes Dutzend Forellen für ein delikates Essen fangen. Übrigens: Um Can \$5.- bekommt man die Lizenz, ein Jahr lang überall in Alberta zu fischen, außer in einigen ausgezeichneten Regionen, wo gerade Jungfische ausgesetzt wurden!

Ein Stückchen weiter ist eine Abzweigung nach „Bragg Creek“, ein winziges Dorf, und ein bisschen außerhalb liegt eine nicht bewirtschaftete, kostenlose Jugendherberge. Niemand scheint sie zu benutzen: sooft Helmut und H. dort sind, sind sie die einzigen. Es ist ein idealer Ausgangspunkt für leichte Wanderungen oder kurze Ausflüge, etwa zu den Elbow Falls, siehe Abb. 3.3.3.



Abb.3.3.3: Elbow Falls im Winter. Foto und ©: H. Maurer

(Einige weitere Bilder zu Alberta bei austria-forum-org/af/bib unter Alberta.)

Da Helmut's Freundin zwischen Weihnachten und Neujahr ein paar Tage in die USA muss, beschließen Helmut und H. diese hier zu verbringen: Das wird eine Herausforderung: Das Häuschen hat natürlich keine Heizung, sondern nur einen offenen Kamin. Die Schlafzimmer sind daher nicht beheizbar, aber man hat Dutzende Decken zur Verfügung. Wasser gibt es nur im Bach, der im Winter gefroren sein wird. WC – ein Outhouse, wie man erwartet.

Um also hier ein paar Tage zu leben braucht man ein große Menge Brennholz. Wie man das in Kanada macht, lernt H. auf diese Weise. Man fällt entlang einer gerade noch befahrbaren Straße alle ca. armdicken oder etwas dickeren Bäume, macht daraus ein Bündel und wickelt ein Stahlseil herum. Das hängt man an den Abschlepphaken des Autos, und so zieht man das Holz zur Jugendherberge. Dort muss man die Stämme auf $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ m Länge zersägen (mit einer von der Autobatterie gespeisten Motorsäge wenig Aufwand), damit sie in den Kamin passen. Man schichtet die Hölzer unter dem bewusst weit vorragenden Dach der Hütte, um sie trocken zu haben.

Aber vor dem Winter ist noch ein schöner Herbst mit vielen Überraschungen.

Die Hauptgründe Calgary anzufliiegen sind nicht so sehr die Stadt oder der Dinosaurierpark nordöstlich davon, sondern die Nationalparks im Westen. Nur knappe 100 km von Calgary nach Westen liegt der Banff Nationalpark. Er hat seinen Namen nach der Stadt Banff, die direkt am mächtigen Bow-Fluss liegt, der knapp unterhalb der Stadt über den Bow-Wasserfall donnert, am besten zu besuchen vom Banff Springs Hotel, ein Hotel, das wie ein Schloss aussieht.



Abb.3.3.4: Banff Spring Hotel, Foto und ©: H. Maurer, 2009

Aber auch die Möglichkeiten den Sulfur-Mountain mit einer Gondelbahn zu erobern, und vor allen die beiden Thermen sind Höhepunkte. Bei 30° unter null in einer Therme zu baden ist ein unvergesslicher Spaß: Der Körper ist warm, aber der Kopf wird kalt. Man taucht den Kopf unter, alles ok, aber Minuten später hat man wieder Eis am Kopf.

Westlich von Banff ist das höher liegende „Sunshine“ mit herrlicher Wanderumgebung (und einem guten Schigebiet). Der Weg zum Mt. Assiniboine Lodge (dieses ist langfristig ausgebucht) ist weit: Es liegt am Fuß des „kanadischen Matterhorn“, dem Mt. Assiniboine. Man kann sich aber mit Helikopter von Banff aus einfliegen lassen. Weiter im Westen liegt Lake Louise (heute durch jährliche Schi-Weltcuprennen bekannt), mit dem Chateau Lake Louise, ein anderes „Schloss“ in unerwarteter Berg- und Gletschergegend, Moraine Lake mit dem „Valley of the Ten Peaks“ und dem fast 4.000 m hohen Mt.

Temple. Er ist vom Larch Valley, das im Herbst bei blauem Himmel durch die verfärbten Lärchen vor einem Eisriesen und weiter unten der See, unschlagbar schön ist, in einer technisch nicht sehr schweren Tour zu bezwingen. Noch weiter im Westen liegt Lake O'Hara mit dem Lodge, umgeben von vielen Bergseen und mit unzähligen Wander- oder Bergwegen. (Einige Bilder dazu in jedem Tourismus Prospekt, oder siehe [siehe austria-forum.org/af/bib](http://austria-forum.org/af/bib) unter Alberta.)

Und dann kann man dem Transcanada Highway nach Vancouver folgen. Wenn man die Straße nicht verlässt, ist das nicht so spektakulär, weil die Wälder oft den Blick auf die Berge verhindern. Aber kleine Abstecher auf in den Nationalparks wunderbar angelegten Wegen erschließen die wirkliche Schönheit der Berge. Statt auf dem Transcanada Highway weiter nach Westen zu fahren, kann man nach Nordwesten Richtung Jasper abbiegen. Da fährt man auf dem „Iceway“, mit hängenden Gletschern, Seen und Wasserfällen, nach Jasper, am Columbia Icefield vorbei, mehrere Stunden in völliger Wildnis, nur mit ein paar Lodges für einen kurzen Halt oder um aufzutanken. Der Maligne Lake nahe Jasper ist eine Ikone geworden, oder das weniger bekannte Tonquin Valley, das täglich nur 20 Menschen besuchen dürfen und schon immer auf Jahre ausgebucht ist. (Siehe dazu Anmerkung 2 am Ende des Buches.)

An der Uni läuft alles gut. H. lebt sich schnell ein, und wenn er in der Mittagspause nicht einen langen Brief schreibt (Post ist damals die einzige Kommunikationsmöglichkeit mit Uschi) oder die Sekretärin Lasha dreimal fragt, ob ein Brief für ihn gekommen ist--- (solche kommen, ein bisschen Wehmut auslösend, immer wieder von Uschi, aber auch von seiner Mutter) dann sitzt er bei einem Kollegen, der ursprünglich aus Japan kommt, Nobusawa, der ihm Go- Spielen beibringt.

(Eine gute Beschreibung des Go-Spiels findet sich auf [bei austria-forum.org/af/bib](http://austria-forum.org/af/bib) unter GO.)

Die Regeln für das Brettspiel Go sind viel einfacher als die für Schach, aber das Spiel gut zu beherrschen erfordert viel Zeit und auch ein Portion Talent. Besser als mit den ELO-Punkten bei Schach kann die Stärke eines Go-Spielers eingestuft werden. Man beginnt als Schüler („Kyū“) mit hoher Zahl (typisch 30 oder 40), und verbessert das allmählich bis zu einem Punkt, der ungefähr dem Go-Talent des Spielers entspricht und den der Spieler kaum mehr übertreffen kann. H. wird Kyū 3 (Schüler Stufe 3), ganz akzeptabel für einen Amateur. Nach Kyū 1 wird man Dan 1 (Meister erster Stufe). Der jeweils beste lebende Go-Spieler ist Dan 12. Interessant ist, dass man wie Musik- oder Sprachbegabung eben auch eine gewisse Go Begabung hat, und damit eine Grenze, die man nicht wesentlich überschreiten kann, egal wieviel man investiert. Da man aber den Unterschied in der Stärke durch Vorgabe von Spielsteinen weitgehend ausgleichen kann, können auch Spieler sehr verschiedener Stärke spannend miteinander spielen, wo auch der Schwächere (durch die Vorgaben) gewinnen kann. Nach schon zahlreichen Spielen will Nobusawa wissen, ob H. wirklich Go lernen will. H. ist verwundert: „Aber wir spielen doch fast täglich“. „Ja, aber jetzt kommen, wenn Du weiterspielst, ein paar kritische Tage: Du beginnst einige Tage lang das Spiel dauernd in die Wirklichkeit zu projizieren, und benimmst dich dann ab und zu unreal. Das geht vorüber. Aber ab dann bist du für den Rest des Lebens ein Go-Spieler“. H. wird auf diese Weise für immer ein Go-Spieler, setzt aber zwischendurch Jahre des Spielens aus, weil es ihm zu viel Zeit kostet.

Die ersten Vorlesungen sind für H. natürlich aufregend, aber die Studierenden beschwerten sich nicht und schätzen es, dass sie jederzeit mit Fragen zu H. kommen können. Am Semesterende, Ende März 63, lädt H. alle zu einer Abschiedsparty ein. Da stellt er auch die gefährliche Frage, wie zufrieden die Studierenden mit seinen Vorlesungen waren. Grinsen, einer wird dann gebeten zu antworten. „Also, am Anfang machte uns dein Englisch das Leben schwer. Aber

wir und du haben gelernt und insgesamt kannst du gut erklären und wirst ein erfolgreicher Vortragender werden, wenn du das vorhast.“

Ende September ist der erste Wintereinbruch, die Schigebiete sperren auf, die Wochenendwanderungen werden nun durch Schiausflüge ersetzt, meist in einer Gruppe von 3 bis 8 Personen.

3.4: Der Winter kann kalt sein

Allmählich wird es mit dem Winter ernst, es wird sehr kalt. Alle Autos in Alberta sind darauf vorbereitet: Bei allen hängt vorne ein Stecker heraus, den man überall bei den Einkaufszentren einstecken kann, um damit das Motoröl warm zu halten. Übernachtet man bei großer Kälte und hat keinen Anschluss für diesen „Plug-in“, dann muss man die Batterie ausbauen und sie warmhalten: Sie ist sonst nach einer kalten Nacht nicht in der Lage, wegen des dickflüssig gewordenen Öls den Wagen zu starten.

(Einen englischen Betrag dazu siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Cold.)

Die Kälte kann auch gefährlich werden. Einmal will H. noch spät in der Nacht am Computer arbeiten. Es ist aber so kalt (-30°), dass er sich zwar warm anzieht, aber die 20 Minuten zum Institut nicht zu Fuß gehen will. Also ruft er ein Taxi, das ihn direkt vor der Tür des Gebäudes absetzt und wieder wegfährt. Als H. die Tür aufsperrt, entdeckt er mit Schrecken, dass er den Schlüssel zu Hause liegen ließ. Alles ist dunkel, niemand kann herausgeläutet werden. Die Sicherheitswache kommt hier alle zwei Stunden vorbei. Bis dorthin wird er erfroren sein. Das nächste Licht ist nahe bei seiner Wohnung: Bis dorthin wird er durch tiefen Schnee eine gute halbe Stunde benötigen. Aber, wenn er hier stehen bleibt erfriert er. Also stapft er los. Er schafft es mit Mühe, zuletzt nur mehr automatisch wie im Traum, ohne Erfrierungen nach Hause zu kommen. Es geht ihm aber so schlecht, dass er die Rettung ruft. Die nimmt ihn dann in das Spital mit, wo er massiert, eingerieben, erwärmt wird und nach tiefem

Schlaf am nächsten Tag nach vielen Ermahnungen, nicht so leichtsinnig zu sein, problemlos nach Hause kann.

Umgekehrt, H. ist einmal bei sehr tiefen Temperaturen zu einer Party eingeladen. Vermummt wie nur möglich, geht er, trotzdem frierend, dort hin. Als H. um Mitternacht nach Hause geht, ist es unerträglich warm: Er hatte doch nicht so viel konsumiert, was ist hier los? Nun, der Föhnwind, der von Zeit zu Zeit den kalten Winter für ein paar Tage unterbricht, der Chinook, der dann nach der Legende seine tote Tochter besucht, hatte die Temperatur von -25° auf $+8^{\circ}$ verändert.

Die Kälte ändert aber nicht die Pläne Helmut's und H.'s, ein paar Tage zwischen den Weihnachtsfeiertagen in der Jugendherberge in Bragg Creek zu verbringen. Die Vorbereitungen haben sich gelohnt: Sie verbringen viele Stunden mit Langlaufen, schaffen es tatsächlich unter der dicken Eisdecke ein paar Fische zu fangen und sitzen dann mit einem Buch in der Nähe des prasselnden Feuers im offenen Kamin.

Als am letzten Tag Helmut's Freundin mit ein paar Geschenken und einem kleinen geschmückten Weihnachtsbaum kommt, gibt es noch eine richtige kleine Weihnachtsfeier...

Zu Silvester ist H. bei anderen Freunden eingeladen. Ansonsten weiß er: Er wird nur mehr drei Monate hier in Calgary haben, wenn das mit einem Ferienjob klappt.

Das Studienjahr in Kanada ist sehr sinnvoll eingeteilt: 1. September bis 31. März. In dieser Zeit gibt es außer den Feiertagen und Wochenenden keine Ferien. Aber so bleiben die 5 Monate April bis August um Studierenden zu erlauben einen Ferienjob anzunehmen, um sich das nächste Studienjahr zu finanzieren.

H. fragt John Peck schon früh, ob er ihm helfen könnte einen interessanten Ferienjob zu erhalten, denn dann müsse er nach Wien zurück, um sein Doktorat abzuschließen. John findet für ihn eine gut bezahlte Stelle als Hilfskraft für eines der führenden

nordamerikanischen Programmierer-Teams, die gerade in Regina, Hauptstadt von Saskatchewan, also in der östlichen Nachbarprovinz von Alberta, im Einsatz ist.

3.5: Einsatz in Regina

Dahinter steckt eine interessant politische Geschichte. Bei der letzten Wahl tritt die SPS, die Sozialistische Partei Saskatchewan, mit dem Versprechen an, bei einem Sieg freie Gesundheitsversorgung für jeden in der Provinz anzubieten (was Obama dann 50 Jahre später in den USA versuchte). Nun die, Partei gewinnt. Jetzt gilt es, das Versprechen umzusetzen: Dazu ist es notwendig, genaue Gesundheitsdaten von allen ca. 1 Million Einwohnern zu erfassen, damit nicht ein Arzt z.B. eine Blinddarmoperation verrechnen kann von einer Person, die schon lange keinen Blinddarm mehr hat.

Solch enorme Datenmengen zu erfassen, zu speichern und aktuell zu halten übersteigt damals fast alles, was mit einem Computer möglich ist. Die Regierung heuert eines der bekanntesten 12-Personen Programmierer-Teams der USA an, das Anfang 1963 mit ihrer Arbeit in Regina beginnt, nachdem sie eines der damals größten nicht-militärischen Rechenzentren aufbauen: das Topmodell der IBM 1410 mit diversen Erweiterungen, und 20(!) Bandeinheiten zur Datenspeicherung. Sie wünschen sich zwei junge Programmierer als Hilfskräfte, und wenn er will kann H. eine davon sein, leider nicht in Calgary sondern Regina, und auf einer IBM 1410.

H. sagt sofort ja, und besorgt sich alles, was er erhalten kann, über die IBM 1410 um sich gründlich einzulesen.

(Ein Bericht bei Austria-Forum.org/af/bib unter IT Lebenslauf gibt über vieles, was H. mit der IT erlebte gut Auskunft.)

H. möchte den Westen Canadas nicht verlassen, ohne Vancouver und vor allem Vancouver Island zu besuchen. Autostopp nach Vancouver zu Freunden von Helmut klappt problemlos: Als ein „Danke“, dass er bei

Ihnen übernachten darf, führt H. die Freunde Helmut's zu einem Abendessen aus. Am nächsten Tag fährt er mit der südlicheren Fähre (Twassen) von Vancouver nach Victoria, der größten/ kleinsten Stadt auf der Insel und Hauptstadt von British Columbia. Die Fahrt vorbei an vielen Inseln ist bei dem herrschenden Traumwetter sehr schön, Victoria hat den berühmten englischen Flair, ist eine gepflegte Stadt mit viel Grün und schönen Ausblicken auf das Meer (etwa vom Beacon Hill) und mit angenehmem Klima: Selbst jetzt, im März, braucht man keine warme Kleidung. Die Stadt hat eine nett gelegene Uni, aber wenn man den Besuch der berühmten Butchart Gardens auslässt, hat man nach einem Tag das Wichtigste gesehen. H. ist das nur recht, denn sein Hauptziel ist die Westküste der Insel mit den Ortschaften Ucluelet und Tofino. Dazu muss man zunächst ca. 100 km nach Norden nach Nanaimo fahren: Von dort will H. in ein paar Tagen mit der nördlichen Fähre zurück auf das Festland, in die Horse-Shoe Bay übersetzen, sich die Stadt Vancouver ansehen und nochmals bei den Freunden Helmut's vor der Rückfahrt nach Calgary übernachten.

Von Nanaimo fährt eine gewundene Logging Road, eine schlechte Schotterstraße, zur Westküste nach Ucluelet. Ein Holztransporter nimmt H. die ca. 200 km mit, in Ucluelet findet H. einfache Unterkunft bei einheimischen Nootka Indianern, wie er es sich gewünscht hat. Denn die Nootkas verwenden die einzige Sprache auf der Welt, die kaum Hauptwörter kennt, sondern vieles mit einer Kette von Adjektiven und Gerundiv- Formen beschreibt. Ein Baum heißt also im Frühling „grün blühend“, im Herbst „braun feuergebend“... eine Frustration für die ersten, die die Sprache lernen wollten: Sie notierten, was die Einheimischen sagten, wenn man auf etwas zeigte; bei der Kontrolle ein halbes Jahr später hieß dann alles auf einmal anders! Die Unterhaltung mit den Gastgebern (auf Englisch) über ihre ursprüngliche Sprache ist eine Lehrstunde in Linguistik, wenn H. alles glaubt, was ihm erzählt wird.

Ucluelet ist kaum eine Besichtigung wert, aber H. mietet billig ein kleines Boot mit Außenbordmotor um die interessante Küste ein bisschen zu erkunden. Die Wellen sind für das kleine Boos schon recht hoch, aber wenn man sie mehr oder minder senkrecht ansteuert ungefährlich. Doch plötzlich fällt der Motor aus: Der eine Benzintank ist leergefahren! H. braucht mehrere Minuten, in denen das Boot steuerlos mehrmals umzukippen droht, bis er den Reservetank angeschlossen hat und ihm der Start des Motors gelingt. Nicht das letzte Mal hat H. die Macht des Meers unter- und seine eigenen Navigationskünste am Wasser überschätzt!

Zurück im kleinen Hafen verabschiedet er sich von seinen Gastgebern und erklärt, dass er nun nach Nanaimo zurück autostoppen wird. Die Gastgeber schauen ihn verwundert an: Weiß er denn nicht, dass die Straße nur einen Tag pro Woche freigegeben wird?

H. hat nicht so viel Zeit... wie soll er jetzt schnell nach Vancouver und Calgary kommen? Er hat Glück: Um 16 Uhr fliegt ein kleines Wasserflugzeug von Ucluelet nach Vancouver und hat noch einen Sitz frei. Seufzend zahlt H. die für ihn große Summe. Er hat noch einige Stunden Zeit und beschließt, ein bisschen im Regenurwald herumzustreifen. Er ist kaum eine halbe Stunde unterwegs als er von mehreren Seiten lautes Brüllen „Hörman! Hörman!“ hört. Es stellt sich heraus, dass die halbe Ortschaft nach ihm sucht, weil das sich verschlechternde Wetter einen sofortigen Start des Flugzeugs notwendig macht.

Von nun an läuft aber alles wie geplant. Vancouver beeindruckt ihn sehr: Er hofft, dass er nochmals hierher und auf die Insel kommen wird. Dass dies noch Dutzende Male geschehen wird, kann er ja nicht ahnen!



Abb. 3.5.1: Vancouver, Foto und ©: H. Maurer

Zurück in Calgary wird es Zeit, an seine Übersiedlung nach Regina zu denken. H. beschließt, mit all seinen Sachen in zwei Koffern (die Bergausrüstung wird er in Calgary lassen, einmal wird er sicher noch kurz auf Besuch kommen) in der Nacht vom 31. 3. auf den 1.4. mit der Bahn in einem Liegewagen nach Regina zu fahren. Wie würde er dort rasch eine vernünftige Wohnung finden, in Gehreichweite des Rechenzentrums im Regierungsgebäude?

Es ist Helmut, der das Problem für ihn löst. Helmut, der nebenbei auch am Florettfechten interessiert ist, fährt am 20. März zu einem Fechtwettkampf nach Regina. Er lernt dort die junge, hübsche Greta kennen (vielleicht besser als es seiner Freundin lieb gewesen wäre, hätte sie davon gewusst). Helmut schärft Greta ein, wann „sein bester Freund“ ankommen wird: Sie soll ihn bitte abholen, eine Wohnung

besorgen und sich überhaupt am Anfang ein bisschen um H. kümmern...

Der Abschied von den zu Freunden gewordenen Kollegen in Calgary fällt schwer... wie viele davon wird er je wiedersehen? Professor Peck meint aber: „Dir hat es hier gefallen, und alle haben dich geschätzt. Wenn du das Doktorat hinter Dir hast, rühr dich, ich bin sicher, dass wir dir einen Assistant Professor Stelle und Übersiedlungsgelder anbieten können.“

Mit Helmut vereinbart Hermann eine gemeinsame Tour im Sommer. Die Mutter umarmt ihn, fast in Tränen. Es sind John und Dornacilla Peck die ihn zum Zug bringen.

3.6: Regina

Die Nachtfahrt (13 Stunden) nach Regina wird für H. insofern ein Erlebnis, als die Liegewagen in Kanada anders gebaut sind als in Österreich: In einem ganzen Waggon ohne Unterteilung sind viele Liegen, je zwei übereinander, sodass man viel Kopffreiheit hat. Jede Liege hat einen eigenen Vorhang, sodass man sich nicht nur vor Licht schützen kann, sondern sich dahinter auch umkleiden kann. Bald stehen viele der Mitfahrer in Schlafhemd oder Pyjama herum, wobei manche beim Umziehen dann doch in der Liege zu wenig Platz finden und sich relativ ungeniert (für das damals sehr prüde Kanada ungewöhnlich) vor den Liegen umziehen.

In Regina wartet, wie von Helmut versprochen, Greta auf H., verfrachtet ihn und Gepäck in ein Taxi und gibt dem Fahrer die Adresse wo sie hinwollen. Der blickt etwas eigentümlich, was H. nicht auffällt, wie es Greta scheint.

Die Wohnung, im ersten Stock eines großen Hauses, direkt vis-a-vis vom Regierungsgebäude mit dem Rechenzentrum hat eine kleine Kochnische und ein Bad. Die Wohnung liegt ideal, und ist sehr preiswert. Greta hilft beim Auspacken: „Ich will dir dann zeigen, wo du hinmusst. Du wirst, glaube ich, schon erwartet.“

So wird er noch am Vormittag der Leiterin des Programmerteams, Hildy, vorgestellt, die etwas verwundert ist, dass er mit einer jungen Frau aus Regina kommt, und sich die beiden offenbar schon lange kennen. Greta verabschiedet sich ganz rasch, mit einem Küsschen auf H.s Wange, was ihn genauso überrascht, wie dass sie ihn „erinnert“: „Ich bin dann um 6 Uhr beim Haupteingang, um dich zum Essen abzuholen.“

Ein Teammitarbeiter, Wayne, wird sein Betreuer sein. Er gibt H. einen Stoß Ausdrucke von einem Computerprogramm. „Schau Dir das einmal an, dann komm zu mir. Es wird schon ein bisschen mühsam sein, denn Du bist eine IBM 1620 gewöhnt und wir arbeiten hier mit einer großen IBM 1410.“

H. studiert den Programmcode, und was daher der Computer, gespeist mit diesem Programm, machen wird. Nach 30 Minuten schüttelt er den Kopf, fängt von vorne an. Dasselbe Ergebnis! Eine Kontrolle ändert seine Meinung nicht.

Er eilt zu Wayne, wirft den Code fast verächtlich auf den Tisch und sagt: „Das ist doch alles Unsinn“. „Wieso? Was meinst du, dass das Programm macht.“ H., sehr selbstsicher: „Es initialisiert diverse Variable, definiert einige ganz interessant Prozeduren die offenbar zum Vergleich von Daten dienen, aber dann druckt es drei Spalten von Sternchen, Zeile um Zeile ohne Unterbrechung, bis eine externe Unterbrechung das beendet.“ Wayne ist erstaunt wie rasch H. das herausfand. „Auch das mit den Spalten mit Sternchen stimmt: Es ist aber kein Unsinn, sondern wird verwendet, damit man die Formulare, auf die gedruckt werden wird, genau richtig einlegen kann, d.h. man verändert die Druckereinstellung solange, bis alle Sternchen in die richtige Stelle gedruckt werden.“

H. ärgert sich, dass er an das nicht gedacht hat. Aber Wayne scheint von seinem ersten Test beeindruckt, und gibt ihm eine Aufgabe, die in längstens drei Tagen fertig sein muss. Er unterschätzt H.: Der arbeitet

nach dem Abendausflug mit Greta weiter (sie ärgert sich) und bringt Wayne schon am nächsten Tag das Ergebnis.

Wayne erkennt bald, dass H. gut und sehr motiviert ist. Er wird aber auch nach zwei Wochen als guter Programmierer, aber als Hilfskraft und nicht als Teammitglied, eingestuft. Bis sich das durch einen Zufall ändert. Ab und zu beginnt die Speichereinheit Nr. 5 „zu spinnen“: Sie akzeptiert keine Befehle mehr, sondern spult das Band ganz zurück. Abgesehen vom Zeitverlust gehen dabei auch fallweise erst kürzlich eingegebene Daten verloren. Was diese Aktionen auslöst wird untersucht und untersucht, ergebnislos. Man ist der Verzweiflung nahe.

In der Nacht sitzt H., wie so oft, im Rechenzentrum und arbeitet. Alles läuft wie normal. Da geht die Eingangsschiebetür (die mit Spezialschloss gesichert ist) auf und die Chefin Hildy kommt herein, weil sie etwas vergessen hat. Während sie noch sagt „Überarbeite dich nicht, Hermann“ und wieder geht, bemerkt H., dass das Band 5, mit dem er gar nichts zu tun gehabt hatte, zurückspult. Ein Verdacht keimt in ihm: Kann es sein, dass die Türbewegung eine Spannungsschwankung auslöst und das Band 5, und warum gerade dieses, darauf reagiert? Vernünftig wäre es, diesen Verdacht am nächsten Tag Wayne zu melden. Unvernünftig ist es, dass er die Hardwaremanuals der Bandgeräte aushebt, genau studiert und nach stundenlanger Arbeit sieht, wie sie auf Spannungsschwankungen eingestellt und überprüft werden können. Er überprüft alle 20 Geräte: Nur Nr. 5 ist anders eingestellt! Er geht durch die Schiebetüre. Band 5 spult zurück. Er ändert die Einstellung von Band 5 auf die der anderen Bänder. Er geht durch die Schiebetür. Band 5 reagiert nicht. Er hat das Problem gelöst!!!

Er schreibt ein genaues Protokoll und legt es auf den Tisch von Hildy, mit Kopie auf den Tisch von Wayne. Dann geht er nach Hause. Es ist 5 Uhr früh, wie auch der automatische Stempel auf den Protokollen zeigt. Noch todmüde steht er um 9 Uhr auf, und kommt gerade noch

zur üblichen Kaffeepause des Teams um 10 Uhr zurück. Wie er kommt, springen alle mit einem Ruf hoch: „Wir gratulieren und danken“. Hildy umarmt ihn und steckt ihm ein Abzeichen an. „Du bist jetzt Mitglied des Teams, keine Hilfskraft mehr, dein Gehalt wird entsprechend angehoben, und zwar mit dem Beginn deines Eintritts, du hast ein gutes Stück des Projektes gerettet.“ H. ist verlegen: „Na ja, gelöst hast du das Problem, weil du was Vergessenes geholt hast und ich halt zufällig auch da war.“

H. gefällt seine Wohnung immer besser. Nicht nur an sich, sondern auch, weil sich die Mitbewohner alle kennen zu scheinen, und H. sozusagen in ihren Kreis aufnehmen. Es gibt viele Partys und interessante Besucher, zu denen H. immer eingeladen wird, auch wenn er manchmal wegen zu viel Arbeit nicht kommen kann. Außerdem erfährt er durch Zufall, dass das Haus noch zwei Geschosse unter der Erde hat, die er nicht betreten darf. Aber die Wahrheit erfährt er erst, als er einen Mitarbeiter der Regierung, mit dem er schon zusammengearbeitet hat, bei einer der Partys trifft und dieser verblüfft sagt: „Ich wusste, ja gar nicht, dass Du einer von uns bist.“

Erst da wird H. wach und beginnt zu verstehen: Er wohnt im Hauptquartier der kommunistischen Partei Saskatchewan. Er findet das witzig und interessant, aber die Einwanderungsbehörde der USA findet das einige Jahre später nicht: Als er in die USA Jahre danach für einen Vortrag einreisen will, wird das zunächst verweigert: „Sie sind ja eindeutig ein Kommunist, sie haben ½ Jahr im Hauptquartier in Regina gelebt.“ Ja, H. durfte schlussendlich einreisen, hatte aber alle Anschlussflüge verpasst.

H. arbeitet nun täglich sehr viele Stunden: Einerseits, er will dem Team beweisen, dass er es verdient Mitglied zu sein. Andererseits muss er endlich seine Dissertation fertig schreiben. Das gelingt ihm rasch, es ginge aber noch rascher, wenn Greta ihn nicht ab und zu in ein Kino, eine Theaterfreilichtaufführung oder auf das elterliche

Grundstück am Echo Lake, 50 km NÖ von Regina beim Fort Qu'Appelle mitnahme.

Zu Fort Qu'Appelle gibt es eine angeblich wahre Geschichte: Es war dem Untergang durch einen massiven Angriff der lokalen Indianer geweiht. Einer der dort stationierten Soldaten war zufällig auch astronomisch bewandert und wusste, dass am nächsten Tag eine totale Sonnenfinsternis zu erwarten war. So ließ der Kommandant eine Meldung an die Belagerer senden: „Wir werden euch besiegen und alle vernichten, so wie wir morgen die Sonne verdunkeln werden.“ Die totale Sonnenfinsternis am nächsten Tag überzeugte die Indianer, dass sie es mit höheren Kräften zu tun hatten und zogen ab.

Es ist sicher gut, dass H. nicht 90 Stunden pro Woche arbeitet, aber es ist auch mehr: Er hat Greta gern, auch ihre Eltern, aber er gehört nicht hierher, sondern er gehört und liebt U. Und nachdem die Pläne, dass sie vielleicht als Au Pair Mädchen nach den USA oder Kanada kommt scheitern, bedeutet das: Er muss zurück, er hofft sie hängt noch an ihm wie er an ihr.

Anfang Juli zeigt H. Greta drei Exemplare seiner fertigen, gebundenen Dissertation. Greta gratuliert halbherzig: Sie weiß, dass er nun mit Sicherheit nach Österreich zurückkehren wird.

H. macht ihr aber ein unwiderstehliches Angebot: Er will mit der Eisenbahn von Regina nach Churchill fahren, er will einmal die Hudson Bay sehen, einen seiner Jugendträume. Greta stimmt überrascht zu. Mit einem verlängerten Wochenende und drei Tagen Urlaub muss sich das ausgehen, und Hildy meint: „Wenn es ein Tag oder zwei mehr werden, ich will nichts davon wissen. Verdienen tust Du dir ein paar freie Tage... kommt Greta mit?“. Sein Gesicht gibt die Antwort.

Der erste Teil der Reise von Regina bis Lac la Ronge, der nördlichste Punkt, den man damals per Auto erreichen kann, ist eine gute

Tagesreise... in ein Gebiet, in dem es in diesem Jahre keine Bäume mit Blättern gibt: nur Bäume mit Raupen, die große Wälder kahlgefressen haben. Und wenn H. in einer Pfanne Eier oder Speck machen will, muss er darüber einen Deckel halten, sonst würde er Dutzende Raupen mitbraten. Von hier wären es eigentlich nur 800 km bis Churchill. Aber sie müssen ein Stück mit dem Auto zurück. Zuerst nach Süden, dann nach Westen bis Flin Flon, wo sie die Bahnstrecke Winnipeg-Hudson Bay erreichen: Von Winnipeg zur Hudson Bay sind es mit dem Zug ca. 1.700 km und 40 Stunden. Wo sie zusteigen, in Flin Flon direkt an der Grenze Saskatchewan-Manitoba, sind es nur mehr 600 km und 15 Stunden. Aufregende Stunden, denn das einheimische Publikum im einzigen Passagierwaggon ist zunächst recht zudringlich. Ein von H. vorbereiteter getürkter Brief mit Regierungspapier und Siegel verleiht ihnen dann aber doch genug Respekt.

Oft ist der Zug langsam, weil eine Draisine, die vorweg fährt, prüfen muss, ob die Schienen auf dem weichen Tundra-Untergrund nicht zu verworfen sind. Die Gegend, mit einem See nach dem anderen, und durchaus wechselnder Vegetation ist unglaublich schön (auch Milliarden von Stechmücken sind davon überzeugt). Churchill selbst ist nicht unerwartet eine kleine Stadt, in der man (weil es mehrere Flugverbindungen hat und dort ein Verladeplatz für Getreidelieferungen nach Europa ist) moderne Hotels und Entspannung findet. Die Bay selbst ist flach und zumindest für H. enttäuschend, aber sie sehen am Abend zwei streunende Eisbären, und später noch einen, was sie ein bisschen für die lange Fahrt entschädigt. (Heute würde man mit „Selfie mit Eisbär“ zurückkommen, so gibt es nur einige Fotos: Greta mit Eisbär).

Die Rückfahrt bietet nicht viel Neues. In Regina interessiert Freunde hauptsächlich die „Zudringlichkeiten der Einheimischen“.

3.7: Der letzte Ausflug in die Berge

Helmut und H. wollen, nachdem sie sich wegen H.s Arbeit in Regina kaum mehr gesehen haben, noch einmal etwas Ungewöhnliches zusammen unternehmen. Sie wollen den höchsten Berg Albertas, Mt. Robson (3994 m) besteigen, siehe Abb.3.7.1, und zwar über den Mt. Resplendent Gletscher (die ursprüngliche Route).

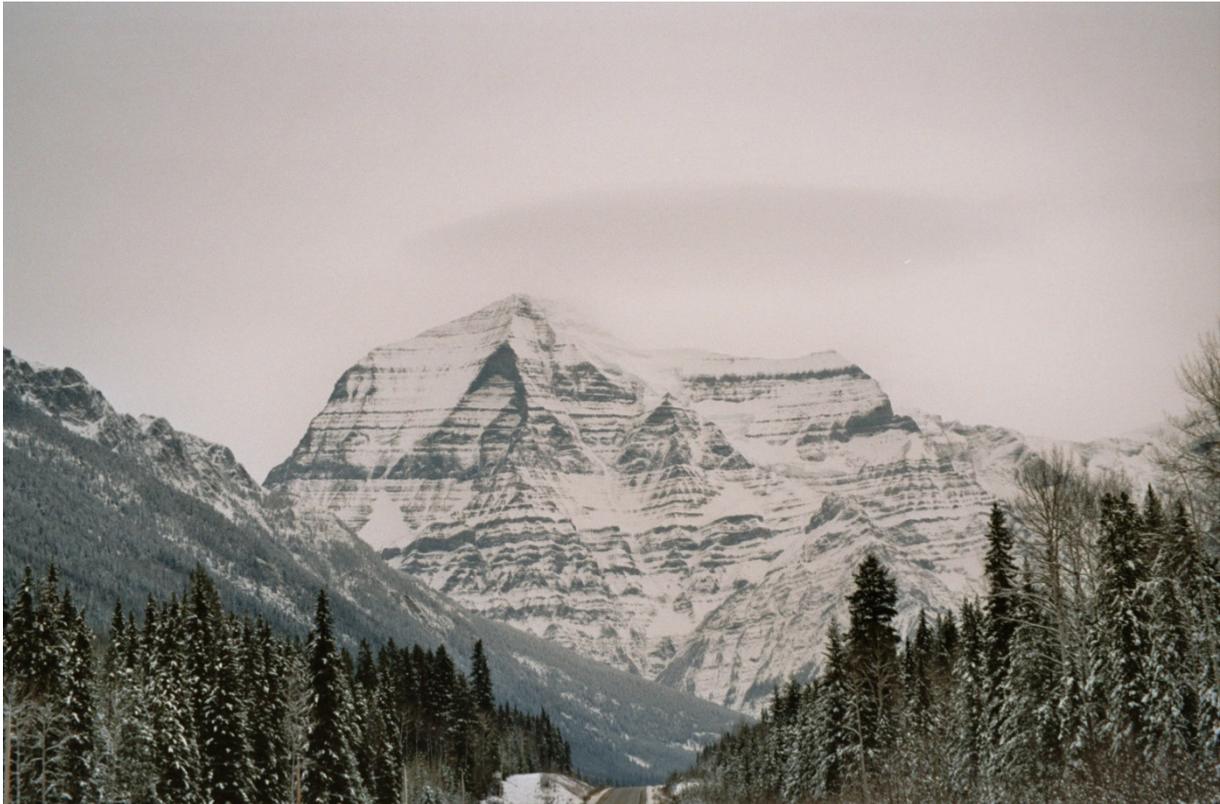


Abb.3.7.1: Mt. Robson, Foto und ©: H. Maurer

Über ein verlängertes Wochenende und mit allen verbleibenden Urlaubstagen, auf die H. Anspruch hat, ist dieser Anfang August per Autostopp von Regina nach Calgary unterwegs. Er schafft nach der Arbeit natürlich nicht mehr die gesamte Strecke, der letzte Fahrer hat ihn immerhin 360 km mitgenommen und lässt ihn, es ist fast Mitternacht, am Rand einer kleinen Ortschaft aussteigen, weil er von hier in eine andere Richtung muss. Wo soll H. schlafen? Da sieht er einen Schulbus in kurzer Entfernung: Seine Vordertür ist offen! Ohne zu zögern steigt H. ein und macht es sich auf der Bank ganz hinten im Bus bequem. Er schläft tief, bis ihn Kindergelächter und Geschrei aufweckt: Der Bus bringt um 7:30 die Kinder in die nächste Schule, und

sie bestaunen den jungen Mann, der es sich hier während der Nacht gemütlich gemacht hat. H. ist gleich hellwach, macht ein paar witzige Bemerkungen, entschuldigt sich beim Busfahrer, der nur lacht, und stellt sich an den Straßenrand, um auf die nächste Mitfahrgelegenheit zu warten. Er ist am späten Nachmittag bei Helmut in Calgary. Die Mutter hat ein Essen hergerichtet, seine gesamte Bergausrüstung hat H. ohnehin bei Helmut gelassen (wo sie dann auch bleiben wird), denn in der brettebenen Prärie um Regina herum hätte er keine Verwendung dafür gehabt. Nach einer ruhigen Nacht geht es mit Helmut's VW los: Die Fahrt dorthin (Robson liegt etwas westlich von Jasper) ist sehr schön. Nach einer Nacht beginnen sie den Aufstieg bis zum Berg Lake, wo sich eine komfortable Schutzhütte befindet. Es ist ein netter Abend mit den beiden Mädchen, die die Hütte bewirtschaften. Sehr früh geht es ein Stück zurück und der Aufstieg zum Mt. Resplendent beginnt. Das Wetter wird immer schlechter. Als der Schneesturm mit voller Macht einsetzt gibt es keine Alternative mehr: Sie richten, schon mit Mühe, das Biwakzelt her und schlüpfen hinein in die beiden Schlafsäcke. Der geschickte Helmut schafft es noch, auf dem kleinen Gaskocher eine Suppe zu machen, aber ein Weiterkommen an dem Tag ist unmöglich. Es schneit die ganze Nacht. Und den ganzen nächsten Tag. Wer schon einmal zu zweit auf einem Gletscher in einem Biwakzelt ohne viel Essen zweimal übernachtet musste, der weiß, dass dies nicht lustig ist. Nach der zweiten Nacht ist es kalt, aber es schneit nicht mehr. Sie bauen das Zelt ab und bewegen sich in tiefem Neuschnee bergab. Die Schneedecke wird immer dünner, dann ist sie weg. Sie gehen schneller. Der Anblick des VW von Helmut hat H. selten so gefreut und die Übernachtung zu zweit in dem VW Käfer fühlte sich nach dem Biwak herrlich an!

Der spätere Abschied von Helmut und Mutter wird kurz, denn ein Freund muss auch nach Regina, und erspart so H. das Autostoppen. Wird man sich je wiedersehen?

3.8: Abschied von Kanada

Das große Programmierunternehmen in Regina liegt im Plan, seine Fertigstellung bis Mitte September scheint nicht mehr unrealistisch.

Greta zieht sich immer mehr zurück, nachdem sie akzeptiert hat, dass H. nicht der „Richtige“ für sie ist. Sie wird nicht lange allein sein. Zufällig sieht H. sie einmal Arm in Arm mit einem ihm unbekanntem jungen Mann.

Das Team weiß, dass es mit dem Projekt fast fertig ist. Alle arbeiten die Nacht am 10. September durch. Nach letzten Tests um 5 Uhr ein Gebrüll: „Geschafft, wir sind fertig!“

Man umarmt sich, einige wollen nur noch nach Hause um zu schlafen, aber ein Kern, mit Hindy, Wayne, H. und anderen setzt sich in zwei Autos, um den frühen Morgen in der Prärie zu genießen.

Sie stoßen auf ein großes, überreifes Getreidefeld. „Das müssen wir abernten“, meint Wayne, „die Mäh- und Dreschmaschinen stehen ja hier, ich bin sicher, dass ich die starten kann“. Einige der Gruppe sind unsicher, ob sie hier unerlaubt ein Feld abernten sollen. Aber Wayne ist nicht zu bremsen. Und er kommt wohl ursprünglich aus bäuerlichem Hintergrund.

Jedenfalls, eine Stunde später ist das Feld professionell abgeerntet. Da öffnet sich die Tür des Farmhauses und ein Mann mit Flinte tritt heraus. Ein heikler, Moment, was wird geschehen?

Der Farmer ruft: „Danke für Eure Hilfe. Ein Mitarbeiter hat mich verlassen, darum bin ich bei einigen Feldern spät dran. Meine Frau hat ein gutes Frühstück als Danke für euch hergerichtet.“

H. hat seine Überfahrt über den Atlantik auf dem letzten dort regelmäßig verkehrenden Passagierschiff, der Homeric, von Montreal nach Le Havre gebucht, weil das 20% eines Fluges kostet.

Uschi ist zurzeit in England als Au Pair Mädchen, ihr gegenwärtiger Freund Ken bedeutet ihr nichts (wie Greta H.?), sie haben vereinbart, bei welchem Zug Le Havre-Wien sie sich treffen werden.

Nun muss H. noch seinen Vertrag mit dem Team (der bis Jahresende läuft) kündigen und die Bahnfahrt nach Montreal buchen.

Die Kündigung wird komplizierter als erwartet: Man hat H. (er ist entsetzt und geschmeichelt) fest in das Team eingeplant. H. benötigt einige Tricks (wie einen Arztbrief, dass es seiner Mutter nicht gut geht, zum Glück stimmt das nicht), um jetzt „beurlaubt“ zu werden. Der Abschied ist intensiv. Hindy: „Wir rechnen damit, dass du nach der Beurlaubung zurückkommst. Eine Beförderung für dich ist vorgesehen.“

H. fährt mit einem großen Schiffs koffler ohne Probleme nach Montreal, und dort zum Hafen. Als er einer Frau beim Tragen ihres Koffers helfen will, wird er als „Streikbrecher“ niedergebrüllt. Kann man denn als helfende private Hand ein Streikbrecher sein? Überzieht da die Gewerkschaft nicht?

An Bord teilt er eine Innenkabine mit vier anderen. Zwei Stockbetten stehen in Schiffslängsrichtung, zwei quer. Als die Homeric den offenen Atlantik in einem Herbststurm überquert ist nicht klar, wer besser bedient ist: Liegt man längs, geht der Kopf immer hinauf, die Füße hinunter, und umgekehrt. Liegt man quer, rollt man stets von der Wand zur Bettkante mit Gefahr, hinunterzufallen.

Fast $\frac{3}{4}$ aller Passagiere sind so seekrank, dass man nichts von ihnen sieht. H. fühlt sich normal, auch wenn man beim Essen mit den Armen die Teller halten muss, damit sie nicht herum oder hinunterrutschen. Das Tischtennisturnier wird eigenartig: Wenn man Glück hat steht man richtig, wenn man Pech hat, springt der Ball dort auf, wo man wegen der Schiffsneigung keine Chance hat, hinzukommen.

H. lernt 3 nette Studentinnen kennen, die verzweifelt einen Bridgepartner suchen. Er meint schließlich: „Ich kann nicht Bridge, aber viele Kartenspiele, bringt mir doch die Grundregeln bei.“ So wird er der Vierte, stellt sich als geübter Kartenspieler recht geschickt an. H. und bleibt dem Spiel sein Leben lang treu, aber versteht es immer als Spiel und nicht als todernsten Wettbewerb, wie man das oft in Bridgeclubs findet.

Als die Homeric Le Havre erreicht ist sie fast einen Tag zu früh, wegen des starken Westwindes. Er gibt seinen Schiffs koff er auf, behält nur einen kleinen Reise koff er, schläft sich in einem billigen Hotel aus und ist 15 Minuten vor der Abfahrt des Zuges nach Wien am Bahnhof. Wird Uschi auch da sein???

Kapitel 4: Wien (1963 – 1966)

4.1: Endlich wieder zusammen

15 Minuten vor Abfahrt des Zuges Le Havre – Wien um 18 Uhr steht H. am Bahnhof. Wird U. auch kommen? Sie war ja 6 Wochen au pair Mädchen in England. Oder ist sie schon da? Sitzt sie dort nicht auf der Bank? H. stürmt hin, U. springt auf: H. umarmt sie: „Das fühlt sich gut an.“ Sie nickt und schaut ihm in die Augen.

Der direkte Zug nach Linz, wo sie eine Nacht unterbrechen wollen wird gute 20 Stunden unterwegs sein. (Es gibt schon lange keine solche direkte Verbindung mehr. Le Havre hat für Passagiere nach dem Ende der regelmäßigen Schifffahrt über den Atlantik für Touristen an Bedeutung verloren.) Sie haben das Glück, ein Abteil für sich alleine zu finden, erzählen und fragen stundenlang, bis sie dann doch erschöpft aneinander gekuschelt einschlafen. Sie sind Mitte Nachmittag in Linz. H. nimmt ein Taxi zu einem Hotel, das er von früher kennt: Weil sie nicht verheiratet sind, müssen sie zwei Einzelzimmer nehmen (!). Freilich, eines davon bleibt diese Nacht unberührt.

Glücklich und ausgeruht genießen sie ein österreichisches Frühstück, obwohl es im Vergleich zu einem englischen oder kanadischen sehr spärlich wirkt. Kaffee oder Tee, 2 Semmeln, Butter, Marmelade, ein paar Blätter Wurst oder Schinken. H. schmecken aber die frischen Semmeln nach so langer Zeit gut, und eines ist sicher: „Der Kaffee in Österreich ist besser als der in Kanada.“ Dann geht es nach Wien weiter. Am Westbahnhof holt sie der Vater U.s ab: U. ist der Familie sehr abgegangen. H. hat schon vorher entschieden: Wenn U. von ihrer Familie abgeholt wird, dann fährt er gleich mit dem nächsten Zug nach Rekawinkel. Eine Umarmung genügt H. für den Abschied von U. nicht. Er ist gerührt, als sie ihn ganz ungeniert küsst: „Bis morgen“, ruft sie und lässt ihren Vater die Koffer zu seinem Auto tragen.

4.2: Erste Schritte in Österreich

H. hat seine Rückkehr ohne ganz genaues Datum angekündigt. Als der Zug in Rekawinkel ankommt, deponiert er sein umfangreiches Gepäck in der Aufbewahrung. Dann geht er, wie so oft nach der Schule, nach Hause: Zuerst ein bisschen aufwärts zum „Ortszentrum“, dann den Rekawinkler Berg fast ganz hinunter, bis zur Einfahrt zur Villa. Die Eltern freuen sich sehr ihn wieder zu sehen, auch Vater strahlt. Sonst ist niemand zu Hause. Friedl studiert, und Georg ist nach wie vor verschollen. „Es geht ihm aber gut“, raunt Mutter einmal H. zu: Sie weiß also doch, wo er ist und was er macht, registriert H. erleichtert.

Der Abend wird nett, man hat sich viel zu erzählen. Auch die Firma scheint nicht zu blühen, aber doch zu überleben. H. schläft in seinem alten Bett im zweiten Stock. Mutter hat das Zimmer liebevoll hergerichtet. Und Vater wird ihn selbst morgen zur Universität bringen, obwohl er eigentlich nichts in Wien zu erledigen hat.

Den Abschied bei der Uni verpatzt Vater, indem er meint: „Wir haben uns sehr über deinen Besuch gefreut.“ Das Wort „Besuch“ statt sowas wie „Heimkehr“ zeigt, dass Vater nicht will, dass H. bei ihnen

wohnt. Freilich hat H. das auch nicht vorgehabt, sondern er will sich schnell ein Zimmer oder eine Miniwohnung in Wien mieten. Geld dafür, für ein billiges gebrauchtes Auto und für ein gutes halbes Jahr Leben hat er sich in Kanada erspart...

Der Professor, dem H. die Dissertation geben will, ist nicht am Institut: Er wurde inzwischen Rektor der Universität. H. erhält einen Gesprächstermin in 3 Tagen. Noch versteht H. nicht, dass das eine tolle Sonderbehandlung ist, denn normal wären 2-3 Wochen Wartezeit. Aber da er U. erst am Nachmittag treffen wird, benutzt er die Zeit zur Hochschülerschaft zu gehen und sich wegen Mietwohnungen zu erkundigen „Ja, heute sind gerade zwei neue hereingekommen. Du wärst der erste, der dort vorbeischaust, viel Glück!“

Die erste Adresse ist ein schönes Zimmer in einer Wohnung, wo ein Zimmer durch die Übersiedlung der Tochter frei wurde: Schön, aber außer Zimmer die gesamte Infrastruktur mit den beiden Erwachsenen geteilt, die klarstellen, dass das Bad natürlich mitbenutzt werden kann, die Küche aber nicht. ‚Schlechter als bei Heyman‘, denkt sich H. im Stillen. Die zweite Adresse ist im dritten Stock eines Altbaus, in der ein Zimmer von einem älteren Ingenieur benutzt wird, ein anderes Zimmer mit Nebenraum (nur mit Vorhang getrennt) zu mieten wäre. Die Räume sind altmodisch und spärlich, aber wohl ausreichend möbliert. Bad, WC und Küche sind mit dem Ingenieur zu teilen. Es ist reiner Zufall, dass dieser zu Hause ist, aber so können die beiden ein bisschen reden. „Für Reinheit von Bad und WC hat jeder zu sorgen. Ich benütze die Küche nur in der Früh gegen 7:30, um mir Kaffee zu machen, und das Bad, um mich rasch zu duschen. Am Abend mache ich mir häufig gegen 19:00 ein einfaches Abendessen, Eierspeise, Suppe oder sowas. Mittags bin ich immer versorgt. Sonst bin ich selten in der Wohnung. Ich bin eher ein Einzelgänger: Ich wünsche keine Kämpfe, aber auch keinen engeren Kontakt. Übrigens, am ersten Mittwoch jedes Monats kommt eine Frau, die die ganze

Wohnung gründlich reinigt, das ist in der Miete enthalten. Ach so: Zwischen meinem und dem Zimmer, das du haben würdest, liegt ein weiterer Raum den ab und zu eine alte Frau (der gehört die Wohnung) untertags für ein paar Stunden benutzt. Ich habe keine Ahnung wofür, sie dreht nur oft das Radio zu laut auf. Sie kommt, verschwindet in ihrem Zimmer und geht 2-3 Stunden später wieder. Mehr habe ich nie von ihr gesehen. Den Aufzug kann jeder benutzen, der zu faul ist die 3 Stockwerke hochzugehen, und du hättest natürlich einen Schlüssel. Übrigens, passend zu dem, was ich über mich als Einzelgänger gesagt habe, so lange werde ich mit dir wohl nie mehr reden. Wenn du ganz wichtige Fragen hast, dann jetzt: sonst sag ja oder nein, ich muss weg.“

H. sagt einfach „Ja“. „Super“, ist die Antwort, „hier im Kuvert ist alles was du brauchst... Ich bin jetzt weg“. Er steht auf, winkt, ohne Händeschütteln, und verlässt die Wohnung. Nach all dem, was H. über studentische Unterkünfte gehört hat scheint das nicht die schlechteste Lösung zu sein. Das Kuvert enthält zwei positive Überraschungen: H. mietet die Wohnung für bis zu drei Personen, d.h. U. könnte hier, wenn sie will, auch einziehen! Aber er hofft doch, ihr bald mehr Komfort bieten zu können. Zweitens, er kann mit einer Frist von einem Monat jederzeit kündigen.

U. will natürlich die Wohnung sehen, nachdem er die „Nebenbedingungen“ erklärt hat. Sie schaut sich genau um. „Na ja, die Zimmer gehen, wir haben sogar ein großes Bett“, sagt sie und lacht verführerisch. So hat sie H. noch selten gesehen! „Die Küche ist ein Sauhaufen, aber wir werden sehen, wie sie nach der ersten Großreinigung aussieht. Mich wundern die Flecken in der Decke deines Hauptzimmers.“ H. hatte sie vorher nicht bemerkt, aber er wird sich ein Jahr später an die Bemerkung erinnern.

Durch die Anmietung der „Wohnung“, den Termin wegen Dissertation (wenn auch erst übermorgen) und viele Stunden mit U. wird es ein schöner Tag.

H. und U. wollen sich am nächsten Tag erst am Abend treffen, denn sie müssen sich doch auch bei vielen Verwandten und Freunden "melden". H. trifft also Norbert Sauer und Hans Zima am nächsten Tag, Hans ist mit seiner Dissertation fast fertig, Norbert arbeitet auch fest an seiner und schwärmt von seiner Freundin Bianca, nur Ernst Merzinger ist ein bisschen außer Tritt geraten: Er hatte bei einem Rennen einen sehr schweren Sturz, der viele Knochen auch im Gesicht brach. Er war monatelang im Spital. Er ist wieder soweit ok, aber Rennfahren wird er aufgeben und eine etwas vernarbte Nase wird ab jetzt sein Erkennungszeichen. H. ruft seine Eltern an mit der Neuigkeit und Adresse der Wohnung, verspricht aber Mutter, am Sonntag auf Besuch zu kommen. Dass H., als er in seine neue Wohnung zurückkommt, alles Gepäck vor der Wohnungstür findet, verdankt er wohl Vater. H. versteht nicht wirklich, warum Vater einerseits sehr nett ist, andererseits (etwa was Wohnen in Rekawinkel anbelangt) so unfreundlich ist.

4.3: Dissertationsprobleme

Der Dissertationstermin beim Rektor beginnt freundlich. H. wird herzlich begrüßt, es wird ihm eine Schale Kaffee am Besprechungstisch im Zimmer des Rektors serviert, und dieser beginnt dann mit. „Willkommen zurück in Wien. Kollege Peck hat ein fast überschwänglich gutes Zeugnis über Sie ausgestellt; haben Sie auch eines aus der Zeit in Regina?“ Das ist eine unangenehme Frage. „Da ich dort formal nur beurlaubt bin, habe ich kein Zeugnis, sondern nur eine Arbeitsbestätigung.“ Tatsächlich ist dies mehr als eine Bestätigung, sondern beschreibt auch, welche Arbeiten H. wie erfolgreich durchführte. Aber es ist eben kein wirkliches Zeugnis. H. übergibt eine Kopie dem Rektor, der sie überfliegt. „Na, für eine Arbeitsbestätigung ist diese ungewöhnlich ausführlich und positiv. Aber, was kann ich für Sie tun?“

„Eine komische Frage“, findet H. Er antwortet: „Vor meiner Zeit in Kanada habe ich auf Ihre Anregung begonnen, mich für drei offene

Probleme bei Näherungsbrüchen als Dissertationsthema zu interessieren. Nun, ich konnte alle drei Probleme vollständig lösen, sie sind in meiner Arbeit hier als Dissertation zusammengefasst“. H. überreicht ein gebundenes Exemplar.

„Das schaut ja sehr gut aus“, meint der Rektor nachdem er kurz durchblättert, „nur Sie wissen ja, ich bin jetzt Rektor und habe daher wirklich nicht die Zeit diese Arbeit genau zu studieren. Sie müssen, es tut mir leid, einen neuen Betreuer finden, ich kann jetzt nicht ihr Doktorvater sein.“

H. wird bleich. „Ja, das muss eine Enttäuschung für Sie sein, ich konnte das auch nicht vorhersehen. Aber ich werde alle Kollegen und Dozenten der Mathematik informieren, dass Sie ein ungewöhnlich begabter junger Mann mit sehr viel Energie sind, und vorschlagen, dass jemand anderer diese Arbeit begutachtet und etwaige Ergänzungen vorschlägt, wenn das überhaupt notwendig ist. Wenn ich sonst noch helfen kann, bitte wenden Sie sich an mich. Ich stehe ihnen immer kurzfristig zur Verfügung.“

H. kann es kaum glauben. Seine Dissertation wird nicht sofort angenommen, er muss zuerst einen anderen Betreuer dafür finden!

Nachdem er den Schock verdaut hat, kommt ihm Professor Nöbauer in den Sinn, ein sehr guter Algebraiker, den er aus Vorlesungen kennt. Er erreicht ihn noch am selben Tag, will seine Geschichte erzählen, aber der kennt sie schon. Der Rektor hat ihn tatsächlich informiert und positiv gestimmt. „Geben Sie mir die Arbeit. Ich werde sie genau ansehen und Sie kommen in zwei Wochen wieder bei mir vorbei.“

U. hat Mitleid mit H. und hilft, soweit sie kann, die zwei Wochen zu überbrücken. Der Termin dann bei Nöbauer ist ernüchternd: „Soweit ich es beurteilen kann, eine gute Arbeit, vielleicht muss man sie für eine Doktorarbeit noch um ein Kapitel erweitern. Aber ich kann das nicht wirklich beurteilen, ich bin Algebraiker, kein Zahlentheoretiker.“

Ich nehme Sie gerne als Dissertant, aber dann müssen sie ein neues Thema in der Algebra mit mir abstimmen.“

H. versucht es bei einem der Dozenten. Wieder 2 Wochen Wartezeit, wieder nicht der erwartete Erfolg.

H. ist der Verzweiflung nahe: Natürlich kann er auch eine andere Dissertation schreiben, aber optimistisch wird das 1-3 Jahre dauern, wie soll er das finanzieren?

Deprimiert geht er am Parkring ohne rechtes Ziel. Auf einmal hört er „Hermann!“ Er schaut sich um, da ist Werner Kuich, sieh Abb. 4.3.1., der auch zur selben Zeit studierte, vermutlich auch schon sehr weit im Studium ist. Er gehört einer schlagenden Verbindung an, was ihm einmal ein halbes Ohr kostete und nun ein klares Erkennungszeichen ist. Werner war immer ein Mann der Verbindung gewesen, darum hat ihre gute Freundschaft gewisse Grenzen. Aber es ist schön, ihn hier zu sehen, und Werner schlägt sofort vor: „Komm, setzen wir uns auf ein Bier oder einen Kaffee zusammen.“



Abb. 4.3.1: Professoren Edmund Hlawka, Heinz Zemanek und Werner Kuich, ©: Austria-Forum

Es ist dann fast wie vor 1 und $\frac{1}{2}$ Jahren. Die beiden verstehen sich gut, auch wenn in einigen wichtigen Punkten ihre Meinungen auseinandergehen. Natürlich kommt das Gespräch auch auf die Dissertationen und H.s Problem, dass ihm die Finanzierung ausgeht.

„Da kann ich dir aber vermutlich helfen. Ich arbeite jetzt auch tageweise, sehr gut bezahlt, im IBM Forschungslaboratorium bei Professor Zemanek (Abb. 4.3.1): Du weißt, das ist der Mann, der das „Mailüfterl“, den ersten Transistorcomputer Europas, gebaut hat. Die suchen noch gute Leute mit etwas Computererfahrung. Mit dem, was du erzählt hast, kennst du dich bei Computern besser aus als die meisten. Das Labor, wie wir es kurz nennen, ist übrigens um die Ecke. Geh doch gleich hin, wenn Zemanek nicht da ist, sprich mit einem Dr. Walk. Aber erwähne mich keiner Person im Labor: Es gibt dort eine Clique, die gegen mich intrigiert, wohl weil ich zu einer schlagenden Verbindung gehöre. Inzwischen bin ich zwar akzeptiert, aber es ist besser, es weiß niemand, dass wir Freunde sind. Zeige nur deine Zeugnisse und Unterlagen, die sollten mehr als reichen. Es würde mich wundern, wenn die dir nicht einen Konsumentenvertrag geben. Das wird immer nach der Anzahl der Tage, die man gearbeitet hat, mit 250.- Schilling pro Tag recht großzügig honoriert.“ (Würde heute wohl ca. 250 Euro pro Tag sein, und war damals etwa doppelt so viel wie der Anfangstageslohn eines Universitätsassistenten.)

Werner gibt ihm noch seine Telefonnummer. „Aber ich glaube du wirst sie nicht brauchen, wir sehen uns wohl regelmäßig im Labor.“

Es ist das erste Mal, seit er zurück ist, dass eine wichtige Entscheidung sofort gefällt wird: H. erreicht Walk, erzählt von seinem Aufenthalt in Kanada und zeigt seine Unterlagen. Dieser bietet ihm ohne zu zögern einen Konsumentenvertrag an, nur: „Ich muss das noch mit den Kollegen abstimmen, aber Sie hören in den nächsten Tagen, ich bin sicher, positiv von mir“.: „Sie können, wenn Sie wollen, dann sofort anfangen.“ H. nickt. „Gut, dann kommen Sie am ersten Tag um 8:30 zu mir und wir besprechen Ihre ersten Aufgaben“. H. will noch wissen, wie viele Tage pro Woche er arbeiten soll. „Das liegt bei Ihnen, Sie können auch am Samstag arbeiten. Drei Tage pro Woche sind wohl das Minimum, aber wenn etwas sehr dringend ist, kann es sein, dass wir von uns aus Sie bitten, mehr Zeit zu investieren.“

H. ruft sofort U. mit den Neuigkeiten an: „Ich brauche zwar noch immer einen neuen Dissertationsbetreuer, aber jetzt gibt es keinen Zeitdruck mehr.“ „Das müssen wir feiern. Ich koche heute sowieso für die ganze Familie ein einfaches Abendessen, da kommst du um ca. 7 Uhr Abend dazu. Es sind ja alle neugierig, dich ein bisschen näher kennenzulernen.“

Der Abend wird sehr nett, alle erinnern sich ja noch an H. als Nachhilfelehrer, wie U.s Brüder mehrmals schnippisch erwähnen. Es macht H. verlegen, dass er erst mit der Suppe fertig ist, als die andern schon in die Nachspeise einsteigen. Er wird seine Essgeschwindigkeit erhöhen müssen! H. erwähnt, dass er sich ein einfaches, gebrauchtes Auto kaufen möchte. U.s Vater unterbricht: „Überlass das mir. Ich besorge dir einen einfachen fahrbaren Untersatz zu einem sehr günstigen Preis von einem Gebrauchtwagenhändler, der ein langjähriger Patient von mir ist.“

Tatsächlich lässt der „positive“ Anruf von Walk ein bisschen auf sich warten. Werner Kuich berichtet H. später:

„Es rief mich ein mir gewogener Abteilungsleiter der IBM Forschungsgruppe zu sich, erzählte mir, dass du dich beworben hättest und fragte mich gleichzeitig, ob du ein Bundesbruder in meiner Burschenschaft wärest. Andere Abteilungsleiter hätten nämlich ein Problem damit, dass ich Burschenschafter bin und wären strikt dagegen, einen weiteren Burschenschafter zu beschäftigen. Da du aber lediglich ein Studienkollege warst, dem ich in Freundschaft verbunden bin, und diese Eigenschaft offensichtlich kein Ausschlussgrund ist, wirst du wohl bald deinen Dienst als wissenschaftlicher Mitarbeiter in der IBM Forschungsgruppe antreten.“

Der Arbeitsbeginn im Labor am ersten Tag nach dem positiven Anruf von Walk besteht zunächst aus x Vorstellungen, aber dann zeigt Walk ihm den Rechenraum mit einer IBM 1401, das ist eine kleinere und

etwas anders arbeitende Version der 1410, die H. aus Regina kennt. „Die IBM Führung liegt uns dauernd in den Ohren, dass sie gerne einen guten Fortran II Compiler für die Maschine hätte. Trauen Sie sich das zu?“ H. lacht: „Ja, das mache ich gerne. Stört es, wenn ich ein paar Zusatzfunktionen miteinbaue, die noch kein Fortran Compiler kann?“ „Nein, erzählen Sie bei Gelegenheit, was sie vorhaben, aber eines ist wichtig: Jede Eigenschaft von Fortran II muss ganz normal funktionieren und darf nicht durch andere Ideen komplizierter werden.“

Zu Mittag kommt Werner, der die vielen Danke von H. abwinkt. „Freut mich, dass es geklappt hat. Wir gehen immer als kleine Gruppe auf ein Mittagsmenu ganz in der Nähe, kommst du mit?“

H. wird von der Gruppe sofort akzeptiert. Werner kommt noch einmal auf das Problem mit der Dissertation zurück: „Wieso warst du nicht beim besten aller Professoren, Hlawka (Abb.4.3.1) , wenn dir jemand weiterhelfen kann, dann er. (Siehe dazu Anmerkung 4 am Ende des Buches).

Das Gespräch mit Hlawka, vor dem H. berechtigten Respekt hat, läuft wie bei den anderen, vielleicht eine Nuance freundlicher: „Ich schau mir die Arbeit genau an, dann reden wir weiter. Kommen Sie doch am 5. November (das ist in 10 Tagen) wieder zu mir.“

Vor diesem Zeitpunkt macht ihm U. die Freude, dass sie bei ihm einzieht, als wären sie schon verheiratet. „Das holen wir in ein paar Monaten nach“, lacht sie.

Die kleine alte Wohnung in der sie nun zusammen sind hat ein kleines Positivum: einen Balkon. Freilich, vielleicht sollten ihn nicht mehr als eine Person gleichzeitig betreten, siehe Abb.4.3.2.



Abb. 4.3.2: U. und H. am Balkon der ersten gemeinsamen Wohnung, aber nicht gleichzeitig!

U.s Vater verständigt H., dass sein Auto bereit steht, er muss nur ein paar Formulare ausfüllen!

So hat H. einiges später einen gebrauchten Opel zur Hälfte der erwarteten Kosten. Damit werden die ca. zweiwöchentlichen Besuche in Rekawinkel, aber auch bei U.s Eltern und viele andere Dinge einfacher. H. und U. machen auch diverse Ausflüge. Der verrückteste ist eine Art „Sternfahrt“ in der Nacht von Wien über Mariazell in die Wildalpen und zurück, mit H.s Schwester Friedl, Ernst Merzinger und seiner Partnerin, jener Renate, die H. früher immer nur aus der Entfernung bewunderte. Bei Kirchen bleibt man stehen, und wenn der Aufgang zur Orgel offen ist, spielt Friedl ein Stück auf der Orgel.

Auch das Mitternachtspicknick am Leopoldsteiner See mit einem kurzen Eintauchen in das Wasser gehört dazu.

H. kommt sehr gespannt zu dem Gespräch mit Hlawka am 5. November. Dieser gibt ihm das gebundene Werk zurück: Es riecht stark nach Rauch, Hlawka hat es also gründlich angesehen. „Die Arbeit löst einige offene Probleme und ist gut genug als Publikation in einer der besten Fachzeitschriften. Aber als Dissertation ist sie zu wenig. Ich habe hier ein bekanntes altes Problem, dessen Lösung

auch ohne viel Drumherum eine Doktorarbeit wäre.“ Hlawka übersieht den verzweifelten Blick H.s nicht. „Der Vorteil dieser neuen Arbeit für Sie ist, Sie kennen schon die ganze einschlägige Literatur und die da verwendeten Methoden. Mit etwas Glück und Aufwand werden Sie schnell vorwärtskommen. Ich schlage vor, Sie vertiefen sich sofort in die Arbeit und kommen knapp vor Weihnachten zu einem Zwischenbericht vorbei.“

H. bedankt sich, auch wenn er verzweifelt ist. Er fährt in seine Wohnung. U. ist gerade ein paar Tage mit den Eltern unterwegs, sodass er sich ganz auf das vorgelegte Problem konzentrieren kann. Es ist unglaublich: Nach einem halben Tag weiß er: Er kann das Problem lösen! Er skizziert eine Reihe von Hilfssätzen (Lemmata), von denen er überzeugt ist, dass sie stimmen (nur muss er das noch beweisen), deren Gesamtheit dann aber direkt die Lösung des Problems ergeben wird. Er reduziert seine Arbeit im Labor auf drei Tage und lässt nur die meisten Abende für sich und U. frei, sei es, dass sie nur zusammensitzen, oder auf ein einfaches Essen oder zusammen in ein Kino gehen, oder Freunde besuchen oder einladen. Die anderen 4 Tage arbeitet er wie ein Besessener. Er ist froh, dass U. auch ein Studium begonnen hat und so Ablenkung und Arbeit hat und ihn in diesem Zustand der Anspannung aushält.

Wenige Tage vor Weihnachten besucht er Hlawka. „Wie geht es?“, erkundigt sich dieser freundlich. H. kann sich nicht zurückhalten: „Ich kann das Problem lösen, mir ist der Weg klar.“ Hlawka will mehr wissen, sodass ihm H. die Folge der Lemmata zeigt, die er beweisen will, um das Ziel zu erreichen. Hlawka schaut sich alles überraschend geduldig und genau an. „Das meiste ist plausibel und vermutlich machbar. Nur Lemma 6 ist falsch (er gibt H. ein Gegenbeispiel), das müssen Sie irgendwie umgehen, wird aber schon gelingen. Um ehrlich zu sein, ich bin beeindruckt wie weit Sie sind. Jetzt nehmen sie sich zu Weihnachten ein bisschen Auszeit und bringen mir Ende Jänner wieder Unterlagen, die ihre weiteren Fortschritte zeigen.“

Die Weihnachten sind ungewöhnlich. H. bemüht sich ein bisschen in Weihnachtsstimmung zu kommen und sich mehr um U. zu kümmern, aber er ist oft sehr geistesabwesend und er ist U. dankbar, dass sie ihn so aushält. Als er ihr dies sagt, lacht sie: „Du bist jetzt Diener zweier Herren: Labor und Hlawka. Das geht vorüber, damit kann ich leben. Ich werde nebenbei mit den Vorbereitungen für eine Hochzeit beginnen. Ich plane etwas Einfaches, mit meiner Mutter schon besprochen, nur eine standesamtliche Heirat... und ich habe vorsichtshalber den Termin schon reservieren lassen: 29. Februar, ja den gibt es, weil 1964 ein Schaltjahr ist. Also sorg dafür, dass du da mit der Dissertation fertig bist.“ H. bleibt der Mund offen. Er umarmt und küsst U. und sagt: „Ja, meine Dissertation wird fertig sein.“

Wie im Traum arbeitet H. fast den ganzen Tag Montag bis Mittwoch im Labor an der Entwicklung des FORTRAN Compilers, aber selbst in Wartepausen, die bei der Verarbeitung am Computer entstehen, ist H.s Kopf bei einem der Lemmata. Die anderen Tage ist er ohne Unterbrechung nur mit der Lösung der verschiedenen Lemmata beschäftigt, oft bis tief in die Nacht. Und ja, Lemma 6 kann man durch zwei andere umgehen! H. wird es in seinem Leben nicht oft so gehen wie in dieser Zeit: Er sieht den Weg, den er begehen muss, genau vor sich, wie bei einer Bergwanderung, wo man schon von weitem die Schutzhütte sieht, aber wo doch noch viel Energie zu investieren ist.

Er kann es selbst kaum glauben: Am 20. Jänner hat er die Rohfassung, ohne Einleitung, keinen Literaturangaben außer den dreien, die das Problem formulieren. Und die Arbeit beginnt mit: „Satz:“ ... „Beweis:“. Dann folgen die Lemmata, jedes beginnt mit Behauptung und ist gefolgt vom Beweis der Behauptung. Dass U. sogar bereit ist alles zu tippen, berührt ihn und hilft sehr. Nach dem letzten Lemma wird gezeigt, wie deren Kombination die Lösung ergibt, und das alles wird mit q. e. d. (was zu beweisen war) abgeschlossen.

Das Ganze sind nur 70 Seiten, viel weniger als eine typische Dissertation, aber doch ungewöhnlich: Hier ist die Lösung eines lange offenen wichtigen Problems. Er kopiert die Seiten auf der Xerox-Maschine des Labors, nachdem er dafür die Genehmigung einholt („Bei so was brauchst du nicht zu fragen“, sagt der ihm inzwischen zugewiesene Chef Kurt Bandat) und bringt sie am 22. Jänner zu Hlawka. Der übernimmt sie: „Sie sind schon fertig? Jetzt bin ich doch neugierig. Sie können übermorgen wiederkommen, dann kann ich ihnen sagen, wie weit alles in Ordnung ist.“

Als zwei Tage später H. wieder das Zimmer von Hlawka eintritt, ist es das erste Mal, dass dieser aufsteht, ihm die Hand schüttelt und gratuliert: „Gut und elegant gemacht. Sie sind jetzt mit der Dissertation fertig.“ „Aber ich habe keine Einleitung, keine Literaturangaben, keinen Vergleich mit ähnlichen Problemen...“. Hlawka winkt ab: „Ich benötige diesen Firlefanz nicht. Hier sind zwei vorgedruckte Seiten. Die müssen Sie ausfüllen und als erste Seiten mit der eigentlichen Arbeit binden lassen: Mindestens drei Exemplare: eines für sie, eines für mich, und eines reiche ich offiziell mit Note (es wird ein „Sehr gut“ werden) für Sie ein. Sie bekommen dann eine Bestätigung vom Rektorat, dass ihre Dissertation angenommen wurde. Aber vergessen Sie nicht: Für das Doktorat müssen Sie noch fünf Prüfungen machen: zwei in Mathematik (davon eine bei mir und ich prüfe gründlich), eine bei einem Mathematikkollegen, eine in Physik, eine in Philosophie bei Heintel und eine in Psychologie bei Rohrer. Vor allem Rohrer ist gefürchtet, er prüft den Inhalt seines Standardbuches sehr genau, und auf ein Durchfallen und langes Warten auf eine Wiederholung sollten Sie es nicht ankommen lassen. Sie wissen, dass sie die 5 Prüfungen irgendwann, aber innerhalb von 4 Woche machen müssen. Sie brauchen also jetzt eine nicht zu kurze Vorbereitungszeit. Nun also, ich gratuliere nochmals und wir sehen uns spätestens, wenn Sie zu mir zur Prüfung kommen.“

H. bedankt sich überschwänglich, Hlawka grinst, dann eilt H. nach Hause, um U. alles zu berichten. „Ich muss mich gut für die Prüfungen vorbereiten, aber eher entspannt, es kommt jetzt auf ein paar Monate nicht an, oder?“

4.4: Heirat

H. und U. gehen ein paar Mal Schifahren, einmal mit ihrem Bruder Hans auf den Präbichl: H. ist im Vergleich zu U. eine Niete! Als „Hochzeitsreise“ buchen sie trotzdem eine Woche in Kitzbühel.

Am Vortag der Heirat, an einem Samstag, bricht der Schalthebel im Auto! Der ÖAMTC kann H. nur zeigen, wie man bei geöffneter Motorhaube den Gang wechseln kann. „Das ist in der Stadt kein Problem“, beruhigt ihn der Mechaniker. „Ich lege den zweiten Gang ein. Mit dem fährst du mit Kupplungsschleifen los und dann immer mit dem zweiten Gang, das genügt in der Stadt. Wenn du auf Landstraße oder Autobahn schneller fahren willst, fährst du mit dem zweiten Gang auf eine Hügelkuppe. Dann legst du den 4. Gang manuell ein. Nun lässt du das Auto bis auf eine vernünftige Geschwindigkeit rollen, dann kuppelst du vorsichtig und wieder mit Kupplungsschleifen ein und kannst jetzt mit Gang 4 fahren.“ Wegen Wochenende und Buchung in Kitzbühel gibt es wohl keine andere Lösung.

Die Heiratszeremonie und das Essen danach im erweiterten Familienkreis sind nichts Besonderes, vielleicht mit einer Ausnahme: Soweit sich H. erinnert, ist es das erste und einzige Mal, dass sich die Eltern von H. und U. treffen!

Die Fahrt nach Kitzbühel ist durchführbar, wie der ÖAMTC es erklärte, es gibt nur zwei ungewöhnliche Situationen. H. rollt im 2. Gang so langsam er kann an die Grenzstation Ö/D, weil sie über das kleine Eck fahren. Als sie in die Nähe kommen, schreien sie laut hinaus: „Unsere Schaltung ist kaputt, bitte nicht aufhalten.“ Vielleicht hilft das Fähnchen „Just married“, sie werden jedenfalls ohne Kontrolle durchgewinkt, als sie nur die Reisepässe beim Fenster hinaushalten.

Etwas später legt H. auf einem Hügel den 4. Gang ein. Alles läuft gut, bis vor ihnen ein steiler Autobahnabschnitt sichtbar wird. H. überschreitet alle vorgegebenen Geschwindigkeitsempfehlungen, überholt viele Fahrzeuge, um hoffentlich den Anstieg im 4. Gang zu schaffen. Es klappt nicht. Dafür ist ihr Opel zu schwach. Er wird trotz Vollgas immer langsamer, H. muss nach rechts hinüberschneiden und am Pannestreifen stehen bleiben. Einige Autofahrer, die er vorher überholt hat, zeigen klar, dass sie ihn für verrückt halten. H. legt manuell den zweiten Gang ein. Aber steil bergauf schafft das Auto das Anfahren auch im zweiten Gang nicht, also doch Gang 1 einschalten und ein Stück so bis zur Höhe hinaufkriechen.

Kitzbüchel wird schön, auch wenn bei den schwierigeren Abfahrten U. immer auf H. warten muss. Aber irgendwie ist ja hier das Schifahren ohnehin Nebensache.

4.5: Labor und andere Wohnung

Die Arbeit am FORTRAN Compiler macht H. sehr viel Freude. Und seine Chefs beobachten die Fortschritte mit Genugtuung. Als H. fast fertig ist, baut er „Stringhandling features“ ein, die es erlauben, mit Zeichenketten, auch genesteten, komplexe Operationen durchzuführen, wie man das sonst nur vom Arbeiten mit Zahlen gewöhnt ist. Es ist übertrieben, wenn später gesagt wird, er habe hier Teile von LISP eingebaut (H. hatte nie mit der schon 1958 entwickelten Programmiersprache zu tun gehabt), aber dass das Ergebnis offiziell als IBM intern verwendbares Produkt eingestuft wird, ist für H. doch eine Genugtuung. Er erhält für seine Überstunden zu seiner Überraschung ein paar Tage zusätzlich bezahlt, aber noch wichtiger, auch wegen Sozial- bzw. Krankenversicherung für ihn und Gattin, wird sein Status von „Freier Mitarbeiter“ auf „Angestellter“ geändert.

Im März regnet es viel. Auf einmal wird klar, was die Flecken an der Decke des Hauptzimmers in der Wohnung bedeuten, auf die U. schon ganz am Anfang hinwies: Das Dach ist undicht, und bei zu kräftigem

Regen beginnt es aus den Flecken massiv zu tropfen. Man muss Kübel aufstellen, doch das Geräusch der vielen von der hohen Decke kommenden Tropfen ist so stark, dass man daneben nicht leben will und schlafen kann. In seiner Verzweiflung schafft H. ein surreales Kunstwerk: Mit einer Leiter befestigt er bei jedem Fleck mit einem kleinen Nagel einen Faden, der in einen Kübel führt. So rinnen die Tropfen lautlos in die Kübel. Dennoch wird damit das Wohnzimmer durch einige Dutzend hängender Fäden unbrauchbar. Eine Vorsprache bei der Hausverwaltung hilft nicht, man zuckt die Schultern, die Besitzer denken ohnehin an einen Abriss oder Neubau. Also brauchen sie eine andere Wohnung.

Der Vater U.s, angesehener Arzt in Wien, ist wieder bereit zu helfen: „Ich kann euch schon eine nette Gemeindewohnung auch hier in der Nähe besorgen, aber dazu muss H. der SPÖ beitreten.“

Wie sich das weiter entwickelt, klingt vielleicht skurril, aber so war es zumindest damals in Wien. H. geht in die Parteizentrale des 9. Bezirks (wo er wohnt) und auf die Frage nach seinen Wünschen sagt er: „Ich möchte der Partei beitreten.“ „Gerne, füll das Formular aus (ja, man ist sofort auf „per du“) und trag ein, wo du eine Wohnung haben willst.“ H. traut seinen Ohren nicht: Er hat kein Wort von einer Wohnung gesagt.

Es dauert nur drei Wochen, bis sie eine schöne, ruhige Dreizimmer Wohnung im 14. Bezirk bekommen, mit einem großen Gemeinschaftswäschewaschraum, Kellerabteil usw. in der Nähe von H.s Schwiegereltern! Am Monatsanfang kommt immer der „Hausbesorger“ und kassiert den Beitrag für die SPÖ Mitgliedschaft. Nach gebührender Zeit geht H. in die Parteizentrale des 14. Bezirks. Nun wiederholt sich fast, was im 9. Bezirk geschah. H. erklärt, er habe es sich überlegt. Er möchte aus der SPÖ austreten. Er erwähnt die Wohnung mit keiner Silbe. „Bitte, füll dieses Formular aus. Aber ich hoffe doch, die Wohnung gefällt euch?“

4.6: Alles in Ordnung?

Als ihr erstes Kind, Claudia geboren wird, scheint eigentlich alles auf ein normales Leben in Österreich hinzudeuten: H. ist erfolgreicher und gut bezahlter Mitarbeiter von IBM; sie haben eine billige, aber schöne, ganz neue Wohnung in guter Lage; ihr Auto wird schon noch ein paar Jahre halten; und das gesunde rasch wachsende Baby sorgt für mehr Freude als Arbeit, U.s Mutter und Familie sind notfalls in der Nähe, durch U.s Vater ist auch gute ärztliche Versorgung gesichert. Beide haben einen kleinen, aber netten Freundeskreis, und H. in absehbarer Zeit den akademischen Titel Dr. Phil. / Mathematik.

Was soll da schon schief laufen?

Es ist H. und seine Familie, die für Unruhe sorgt.

Die Arbeit im Labor, die so interessant anfing, hat sich in eine ganz unangenehme Richtung gedreht. IBM hat mit einer großen Kommission eine neue Superprogrammiersprache entwickelt, die ein Mischmasch vieler Ideen ist, die sich zum Teil widersprechen, gleiche Ziele aber ganz anders erreichen, in vielen Punkten unnötig kompliziert gestrickt sind, also ein wahres Chaos. Das Labor bekommt die ehrenvolle Aufgabe, jede neue Version der Sprache zu prüfen und Fehler oder Schwächen aufzuzeigen. Das erste Mal macht es Spaß, auf hunderte dumme Fehler hinzuweisen, etwa so einfache wie dass $4:3$ etwa $1,33333$ ergeben sollte, aber nicht $0,3333333333333333$ (weil man mit 16 Stellen Genauigkeit arbeitet, aber dann links statt rechts abschneidet) und auf viele oft auch nicht sofort sichtbare Fehlkonzepte. Die Antwort der Sprachentwickler auf die hunderten Seiten von Fehlermeldungen sind deprimierend: Alle Beispiele, die Fehler zeigten, sind jetzt korrigiert, aber die dahinter stehenden Konzepte meist nicht, d.h. man kann sofort wieder offensichtliche Fehler aufzeigen. Um bei dem einfachen Beispiel zu bleiben, $4:3$ ergibt nun tatsächlich $1,33..33$ (mit 15 Dreieren hinter dem Komma) aber $80:3$ ergibt nicht $26,66666666666667$ (wie man erwarten würde: so viele Stellen rechts vom Komma wie möglich, die letzte in

diesem Fall aufgerundet), sondern liefert nur 6,6666666666666666 (d.h. die wichtigste führende Ziffer wird wieder abgeschnitten). So geht es mehrmals hin und her, bis Zemanek eingreift und erzwingt, dass in einer Besprechung in Wien die wichtigsten Fehlkonzepte so lange erklärt werden, bis die Verantwortlichen allmählich das meiste verstehen: Dass das überhaupt gelingt, ist den genialen Mitarbeitern DI Peter Lucas und Dr. Hans Bekic zu verdanken, und der superben Gesprächsführung durch Dr. Kurt Walk.

Insgesamt entspricht die chaotische Entwicklung der neuen Programmiersprache der chaotischen Entwicklung ihres Namens. Der erste war NPL (New Programming Language). Die schwierige Entwicklung der neuen Sprache hatte sich herumgesprochen. Als dann das National Physics Laboratory in UK Zeitungsanzeigen für die Suche nach Programmierern mit dem Text „NPL urgently needs programmers“ publiziert, ist das IBM so peinlich, dass man in einer Nachtsitzung einen besseren Namen finden will. Es gibt keine Einigung. Die nächste Ausgabe des Manuals ist fällig. Da NPL ohne Ersatz gestrichen wird, füllt der Computer den Text vor dem Druck mit *, d.h. die Sprache heißt auf einmal ***. Schließlich wird als bleibender Name PL/I genommen, ein Zeichen für die überbordende Phantasie der Kommission.

Dann kommt es für das Labor noch schlimmer: Man will eine genaue Definition von Syntax und Semantik. Die Syntax einer Sprache definiert, ob etwas grammatikalisch korrekt ist. So ist der Satz: „Das grüne Haus isst gerne heiße Würstchen“ zwar syntaktisch korrekt, aber sinnlos. Die Semantik will weitergehen: Ein Satz muss auch sinnvoll sein. Eine gute Semantik der deutschen Sprache würde „wissen“, dass Häuser nichts essen und daher den obigen Satz als sinnlos nicht erlauben. Stark vereinfacht, soll also die Syntax einer Programmiersprache dafür sorgen, dass nur grammatikalisch (das heißt eben genau syntaktisch) richtige Formulierungen erlaubt sind, die Semantik soll dafür sorgen, dass jede Aussage auch sinnvoll ist. Das klingt schwierig, es gibt aber (von den erwähnten Lucas und

Bekic) stark weiter entwickelte Verfahren, um das prinzipiell zu tun, nur je komplexer eine Sprache ist, umso schwieriger ist das.

H. arbeitet an diesen Anstrengungen monatelang mit wachsender Frustration mit, ist aber immer mehr überzeugt, dass es für eine so im Wildwuchs entstandene Sprache wie PL/I nicht gelingen wird. So geht H. mit mehr und mehr Widerwillen in die Arbeit, weil er sie für vertane Zeit hält.

Das ist auch der Grund, warum H. später seine Stelle bei IBM ohne Zögern aufgibt, als sich ihm eine andere Möglichkeit bietet, s.u. Als dann 5 Jahre später eine genaue Semantik von PL/I erscheint, erklärt auf mehreren tausend Seiten, ist H. beeindruckt. Freilich, außer den Schöpfern haben wohl nur 2 Leute, meint H., dieses semantische Meisterwerk je verstanden. Es sind dies neben den Schöpfern Bekic und Lucas, Dr. Kurt Walk und Dr. Erich Neuhold, den H. aus der Zeit im Labor kennt. Neuhold hat einen zu H. fast parallelen Lebensweg: Nach Wien geht er in die USA (statt Kanada), dann als Professor nach Stuttgart (statt Karlsruhe) und dann zurück nach Wien (statt Graz).

4.7: Doktorat

Er lernt mit mäßiger Begeisterung für seine Abschlussprüfung. Denn er weiß: Kurze Zeit nach der offiziellen Erlangung des Dokortitels wird er zum Bundesheer einberufen und das will er nicht. Einerseits, weil er eher Pazifist ist, andererseits, weil er das auch für Zeitverschwendung hält.

Schließlich ist da noch die Familie H.s, die immer Sorgen macht. Friedl hat das Theologiestudium aufgegeben, hält nicht mehr viel von Religion, sondern bildet sich in Richtung Psychologie/Psychiatrie weiter. Aber noch ist sie in Deutschland mit nur wenig Kontakt mit den Eltern. Dass der Vater H. verbietet bei ihnen zu wohnen, stört Mutter, aber es scheint ja so auch gut zu gehen, dass er aber Seppl, dem Sohn aus der ersten Ehe Mutters, sogar Besuche, am liebsten sogar Treffen mit der Mutter verbietet, führt zu ständiger Reibung.

Am schlimmsten empfindet Vater aber, dass sein jüngster Sohn Georg wieder aufgetaucht ist, aber nun Lehrling in der winzigen Autowerkstatt in Rekawinkel ist: Welche Schande, der Sohn eines Fabrikbesitzers ist jetzt als Lehrbub und „letzter Dreck“ in einer winzigen Werkstatt im selben Dorf!

Zum Glück sehen die anderen Beteiligten das locker. Georg besucht die Mutter immer wieder, auch wenn Vater dann immer verschwindet, Seppl und Familie trifft Mutter ohnehin regelmäßig: Auch H. und U. treffen Seppl, seine Frau Carmen und ihre Kinder ab und zu, ohne sehr enge Bindung. Und Mutter ist mit Friedl immer in Kontakt und ahnt, dass sie früher oder später nach Wien zurückkehren wird. Trotzdem leidet Mutter darunter, dass ihr Mann statt eine Vierkinderfamilie zu schätzen eher alle Kinder mehr oder minder ignoriert oder sie als Versager ansieht.

HU. (noch einmal zur Erinnerung HU. bedeutet Ursula und Hermann) besuchen beide Elternpaare regelmäßig. Der Vater von H. ist auch oft erstaunlich nett, wenn er für sie Unmengen von Obst oder Nüsse oder sonst was aus dem Garten mitgibt. Warum Vater aber insgesamt auf die Welt so negativ eingestellt ist, verstehen sie nicht und versuchen es auch gar nicht zu verstehen.

4.8: Neue Optionen

Anfang 1965 ist es soweit. H. tritt für die 5 Doktorprüfungen an. Physik ist einfach (weil der Professor immer dieselben Fragen stellt, die H. natürlich herausfindet), Hlawka ist milde, fragt aber auch einiges, was er nie vorgetragen hat, wo H. nicht so gut abschneidet. „Bestanden“ sagt er nach der Prüfung, und „schade.“ H. schaut ihn verwundert an: „Sie sind fleißig und offenbar begabt, haben nur Zeugnisse auf Sehr Gut, aber sind vielleicht doch mehr an Informatik als an Mathematik interessiert. Meine ungewöhnlichen Fragen waren ein Test, ob ich Sie für eine Promotion „sub auspiciis praesidentis“ vorschlagen soll oder nicht, aber das möchte ich jetzt doch nicht.“

Wollen Sie es kommentieren“. „Herr Professor, Sie haben mir in einer Situation, in der ich wirklich verzweifelt war, mit dem neuen Dissertationsthema und wie Sie mich behandelt haben unglaublich geholfen. Aber, unlängst spreche ich mit Zemanek, der immer Distanz zu seinen Mitarbeitern hält, der aber etwas sagt, was ich nie vergessen werde und wo er sicher Recht hat: „Sie können ein guter Mathematiker oder Informatiker werden. Aber Sie können nicht immer Diener zweier Herren sein. Sie müssen sich so oder so entscheiden.“ H.: „Ich habe mich trotz meiner Liebe für die Mathematik für Informatik entschieden. Aus zwei Gründen: Ich kenne hier viele Studentinnen und Studenten, die genau so gute Mathematiker sind oder sein werden, wie ich es vielleicht auch sein könnte. Die Anzahl der interessanten Stellen für Mathematik ist aber beschränkt, zum Schluss wird man dann meistens Statistiker für eine Versicherungsgesellschaft oder sonst was Uninteressantes. Ich werde aber Professor für Informatik werden, und für meine Generation einer der hoffentlich Führenden werden, wohl anfangs sicher nicht in Österreich, sondern eher in Kanada oder USA, wo ich sogar schon ein konkretes Angebot habe. Aber irgendwann muss auch Europa auf den Informatikzug aufspringen, und dann werde ich dafür bereit sein.“

Hlawka lächelt: „Ich erlebe selten junge Menschen mit einem Lebensplan. Sie werden Ihren Weg machen, und ich freue mich darauf, in ein paar Jahren wieder von Ihnen zu hören. Jetzt noch: viel Erfolg bei den anderen Prüfungen. Ich werde zu Ihrer Promotion, vermutlich im Mai, kommen. Ich tue das selten, aber für Sie werde ich es versuchen.“ H.s Augen glänzen feucht: „Sie haben mir viel mitgegeben. Nur nebenbei: Ich verspreche, jede Vorlesung frei an der Tafel zu halten. Ob ich es so gut kann wie Sie, weiß ich nicht, aber ich werde mich bemühen.“ Es klopft an der Tür: „Der nächste Prüfling“, sagt Hlawka. „Ja“, sagt H., verbeugt sich tief und verschwindet.

Die zweite Mathematikprüfung ist einfach. Die Philosophieprüfung bei Professor Heintel ist nur ein interessanter Dialog. Rohracher wird

seinem Ruf gerecht. Er prüft sehr genau, aber H. hat das Buch fast auswendig gelernt. Rohracher ist zuerst beeindruckt, als er aber zum Thema Geruchssinn mehr wissen will als H. weiß, dass es in dem Buch steht, protestiert H.: „Das steht nicht in der Ausgabe des Buches, die nach ihrer Ankündigung Basis für diese Prüfung ist. Er nimmt ein Exemplar des Rohracher Buches aus der Tasche und schlägt den Abschnitt Geruchssinn auf: „Bitte zeigen Sie mir jetzt, wo das steht.“

Professor Rohracher findet die Information nicht. Er geht zu seinem Tisch, nimmt sein dort liegendes Buch und zeigt H. den Eintrag. Aber H. hat nun Oberwasser und sagt ganz ruhig: „Und jetzt schauen Sie sich die Nummer der Ausgabe an“. Rohracher sieht, dass er eine ältere Version am Schreibtisch verwendet, in der neueren, für die Prüfung relevanten, aber die Passage über Details des Geruchssinns (wegen heftiger Kritik) fehlt. Er kommentiert: „Sie haben genug gelernt, und die Prüfung bestanden. Übrigens, ich hätte eine Assistentenstelle für einen sehr verlässlichen Mathematiker. Haben Sie daran Interesse?“ H. trägt nun dick auf: „Danke für das Angebot. Ich will keine Assistentenstelle. Ich werde ein Angebot für eine Professur in Informatik in Kanada annehmen. Darf ich davon ausgehen, dass die Prüfung positiv beendet ist und ich nun gehen darf?“ Rohracher nickt verblüfft.

H. ruft U. an. „Alles gut gelaufen“, sagt er fröhlich. Die offizielle Promotionsfeier ist erst am 10. Mai, siehe Abb. 4.8.1. Nun werde ich doch erst Dr. mit 24, Hans Zima hat mich um ein Jahr geschlagen.“

„Wir feiern zu dritt heute Abend, nicht wahr U.“, sagt H. und hört im Hintergrund Claudi krähen.



Abb. 4.8.1: Rektor Hofreiter überreicht H. die Promotionsurkunde

Die nächsten Monate sind die normalsten als Vater einer Familie, die H. je hat. Er spielt mit Claudi (wie sie sie kürzer nennen), führt sie im Kinderwagen in den Gassen, die um den Flötzersteig liegen, herum, manchmal allein, manchmal mit U., manchmal auch bei Oma (U.s Mutter) vorbei, die sich trotz ihrer Arbeit für die Ordination ihres Mannes immer sehr freut.

Im Frühsommer fahren HU. mit Norbert und Bianca nach Tamsweg, wo die Familie von Norbert ein Häuschen besitzt. Besonders interessant wird der Ausflug zum Prebersee: Der Opel überhitzt beim Hinauffahren. H. muss stoppen und vom Bach kaltes Wasser für die die Kühlung holen. Aber dann sind sie beim interessanten Prebersee: Er liegt in einer Almmulde, die Wasseroberfläche ist oft so glatt, dass man von einem Ufer auf eine Zielscheibe am anderen Ufer schießt, aber nicht direkt, sondern auf die Spiegelbilder der Zielscheiben im

See, wo dann der Schuss abgellt und in die Scheibe treffen soll. Siehe Abb. 4.8.2.



Abb. 4.8.2: Prebersee mit Zielscheibe am anderen Seeufer! Foto und ©: H. Maurer

Norbert hat vor Jahren einmal den drittbesten Schuss gemacht, war damit vorübergehend eine lokale Größe. Um sich das nicht zu verderben, schießt er ab dann nicht mehr.

Im Sommer buchen HU. mit Brigitte, einer Freundin von U., einen Urlaub in Lignano. Der Strand gefällt Claudi. H. baut das eine oder andere aus Sand für sie, das sie meistens mit Vergnügen zerstört. Die Abende zu dritt oder viert, mit Brigitte, sind entspannt, doch U. schätzt es nicht sehr, wenn sich H. zu sehr um Brigitte kümmert, noch dazu, weil diese sich vor dem Nachbarbungalow oft sehr freizügig benimmt.

Aber HU. sind auch abgelenkt: Sie wollen hier die Basis für ein zweites Kind (vielleicht ein Brüderchen?) legen und das ist natürlich „harte Arbeit“.

Später im Sommer wollen HU. auch einmal mit Norbert und Bianca Sauer eine richtige Bergtour machen. U.s Mutter ist bereit, auf die nun doch schon ca. ein Jahr alte Claudi aufzupassen. Natürlich erfordert das den Transport des Gitterbettes und unzähliger Spielsachen, aber so können die vier zuerst zur Rotgüldensee Hütte (erste Übernachtung), dann am Hafner vorbei hinunter auf die Hütte im obersten Maltatal, wo Jahre später (ab 1971) ein Stausee entstehen wird. Am Hafner liegt auch jetzt noch viel Schnee, sodass diese Querung nicht so leicht ist. Aber Norbert ist ein guter Führer.



Abb. 4.8.3: Hafnertour 1965. Norbert, H., Uschi. Foto und ©: Bianca Sauer

Der (trotz Stauseen auch heute noch) wunderbare Weg hinaus nach Gmünd beendet die Tour. Sie hat bewirkt, dass die Freundschaft von HU. Norbert und Bianca noch enger geworden ist.

Was U. nicht weiß ist, dass H. beim Stellungskommando war, um festzustellen, wann er mit einer Einberufung rechnen muss. „Also im Jahr des Doktorats sicher nicht, wir erfahren davon immer sehr spät. Im Jahr drauf ist es dann eher wahrscheinlich.“

U. hat natürlich mitgekriegt, dass das Arbeiten im Labor für H. kein Vergnügen mehr ist. Umgekehrt, hat er ihr so viel von Calgary erzählt und auf Schmalfilmen, die er aufnahm, gezeigt, dass sie auch ein bisschen neugierig wird.

H. ist in dauerndem Kontakt mit dem Institut in Calgary (John Peck ist leider nicht mehr Chef) und bekommt ein ganz konkretes Angebot, ab 1. August 1966 als Assistant Professor mit Ausblick auf Tenure und Beförderung zum Associate Professor in zwei Jahren, bei Bewährung, zu kommen.

U. hängt an Wien, der Wohnung, der Umgebung, den Freunden, ihrer Familie, aber Kanada klingt auch verlockend. H. macht ihr einen Vorschlag: „Ich lasse mich von IBM beurlauben (2 Jahre werden akzeptiert). Wir behalten die Wohnung und kommen auf jeden Fall in 2 Jahren in diese Wohnung während der Ferien in Calgary, also April bis inklusive August, zurück. Dann entscheiden wir, wo es uns besser gefällt. Also, wir riskieren höchstens, dass du oder wir beide von Kanada so enttäuscht sind, dass wir dann wieder hierbleiben. Oder es gefällt uns dort so viel besser, dass wir hier die Wohnung aufgeben und ganz übersiedeln. Und vielleicht auch nur, bis sich in Deutschland oder Österreich noch was Interessanteres ergibt.“

U. freundet sich immer mehr mit der Idee an, obwohl ihr eine Übersiedlung Anfang September, da sie für Anfang Juni den zweiten Nachwuchs erwarten, etwas unheimlich ist.

H. hat nur in einem anderen Punkt ernste Bedenken: Was, wenn er einen Stellungsbefehl zum Bundesheer bekommt, bevor sie Österreich verlassen? Er sagt U., dass sie keinen eingeschriebenen Brief an ihn in Empfang nehmen darf, sondern in so einem Fall

erwähnen muss, dass er in Deutschland ist. Und dorthin würde sich H. zurückziehen, bis zur Abreise nach Kanada, denn „fahnenflüchtig“ und damit Rechtsbrecher will er verständlicher Weise nicht werden. Zum Glück kommt so ein eingeschriebener Brief bis zu ihrer Abreise nicht.

H. will über die „Theorie der Programmiersprachen“ ein Buch schreiben, hat nach einem ersten Probekapitel die Zusage, dass es als Taschenbuch im (damaligen) BI Verlag erscheinen kann. Er benutzt die umfangreiche Bibliothek des Labors, um alle wesentlichen Beiträge zu den Themen zu kopieren, kauft ein paar der (wenigen existierenden einschlägigen Bücher) und beginnt das dem BI Verlag übermittelte Konzept weiter auszubauen: Er stellt sich vor, dass er 1 – 2 Jahre brauchen wird, um damit das erste deutsche Buch zu diesem Thema fertig zu schreiben.

Am meisten Zeit benötigt schon jetzt nicht das Schreiben, sondern das Lesen. Er schätzt, dass er insgesamt wohl fast 1.000 Publikationen mindestens oberflächlich verdauen muss.

Ihr zweites Kind, der Bub Stephan, kommt ohne Probleme Anfang Juni zur Welt. H. bucht daher einen Flug für sie Anfang September. Er klärt aber vorher noch, welche Unterlagen sie als Immigranten benötigen. Tatsächlich sind dazu Interviews und medizinische Tests notwendig, und sie werden so unfreundlich behandelt, dass HU. fast die Lust auf das „Auswandern“ vergeht. Auch dass sie mit einem zweimonatigen Kind kommen wollen, wird ungern toleriert. Doch die anscheinend robuste Gesundheit von Stephan, Claudi und U. zerstreuen letztlich alle medizinischen Bedenken. Dass sie jetzt aber auf zwei Jahr ganz verschwinden, freut weder Verwandte noch Freunde.

So fliegen HU., die 2-jährige Claudi und der zwei Monate alte Stephan mit einer Übernachtung in Amsterdam, aber dann mit Direktflug nach Calgary. Stephan liegt, wie für so kleine Kinder vorgesehen, in einer Hängematte über ihren Sitzen. Aber in der Reihe dahinter sitzt ein

unangenehmer Typ, der immer wieder eine stinkende Zigarre anzündet, deren Rauch Stephan aufweckt oder stört. Auch Worte der Stewardess nützen nichts. Als nach mehreren Stunden die Stewardessen wechseln, schüttet die neue Stewardess ungeschickt ein großes Glas Wasser neben dem Zigarrenraucher aus, wodurch auch dessen Sitz ganz nass wird. Zornig lässt sich der Mann woanders hinbringen, und Stephan kann nun ruhig schlafen. HU. lächeln der Stewardess dankbar zu, die leicht die Schultern zuckt.

Sehr müde kommen sie am späten Nachmittag in Calgary an, die Einwanderungsprozedur für Immigranten ist ärgerlich lang. Aber Helmut Wieser wartet geduldig und bringt sie dann in ein Motel in das Motel-Village, nicht weit von der Universität. Die beiden Zimmer sind komfortabel, aber so teuer, dass sie wohl bald in eine leistbare Wohnung übersiedeln werden müssen.

Kapitel 5: Calgary II (1966 – 1971)

5.1: Der Anfang

Die ersten Tage in einem schönen Hotel bei herrlichem Herbstwetter 1966 beginnen gut. Dann erfährt H., dass sein ehemaliger Go-Lehrer Calgary verlassen wird und seine Wohnung mit der gesamten Einrichtung (Fernseher, Möbel,...) zu einem lächerlichen Preis H.s Familie zur Verfügung stellt, allerdings erst in drei Wochen.

Diese drei Wochen in einem Motel in Uni-Nähe sind insofern kompliziert, als die Tage warm sind, die Nächte aber schon so kalt, dass das erhitze Gebäude in der Nacht dauernd knarrt und knackt und das Schlafen aller, insbesondere der Kinder, immer wieder stört.

Dann übersiedeln sie: in eine Wohnung mit Ess-/Wohnzimmer und zwei Schlafzimmern, in einem einfachen Mehrfamilienhaus, wo man viele Geräusche aus der Wohnung nebenan miterlebt. Wie es kälter wird, muss Uschi die Kinder in vielen Schichten anziehen, bevor sie mit ihnen einen Spaziergang machen kann. Alles war in Wien besser,

aber Uschi beschwert sich nie, dankt ihr noch heute H. Es gibt nur eine tolle Hilfe: Die Universität hat einen Verein, der sich um Neuankömmlinge, auch mit kleinen Kindern, bemüht: Das hilft sehr, auch weil Uschi damit viele andere Familien kennenlernt, die sich gegenseitig stützen. Und der Allied Arts Kindergarten, in den H. später im Turnus die kleine Tochter Claudia bringt oder abholt, ist Spitze.

Im Vergleich zu Österreich gibt es nur einen Fortschritt: H. kauft ein großes Auto, mit dem Motto: Der Kofferraum muss groß genug sein, um Schier und einen Kinderwagen unterbringen zu können. Ein großer Chevrolet passt da gerade, und Benzin kostet in Alberta (mit seinen reichen Öl- und Gasvorkommen) ohnehin nichts.

Den ersten freien Samstag mit Auto führt H. seine Familie zu seinem Lieblingsplatz am Jumping Pound Creek, der schon früher erwähnt wurde. (Abb. 5.1.1). Die Kinder spielen im Sand des Baches, na ja Stephan ist keine vier Monate alt, also er krabbelt ein bisschen. , H. geht ein bisschen bachaufwärts, um überraschend schwierig ein paar und nur kleine Forellen zu finden: Ja, auch hier hat sich in nur drei Jahren schon viel getan, ist schon viel mehr urbanisiert... die Jugendherberge in Bragg Creek existiert nicht mehr, wie H. erfährt.



Abb. 5.1.1: H. am Jumping Pound mit Claudi und Stephan. Foto und ©: H. Maurer, 1965

Der Elbow-Wasserfall ist mit einem Camping Platz ausgebaut, den sie später mit einer dann neuen befreundeten Familie durchaus genießen werden. Aber: Es ist klar, dass die wachsende Stadt Calgary beginnt, die Natur in der Umgebung zu verschlingen.

Ungemein positiv ist, dass im Jahr 1966 die Universität viele Professoren aus allen Teilen der Welt eingestellt hat, von denen viele zu Freunden werden: Die Saulkaskas ursprünglich aus Litauen, mit denen sie viele Campingausflüge machen werden, Mike Stone, der Jahre später ein Jahr mit H. in Graz verbringen wird, die Schaffers, die

viele Jahr später auch Monate nach Graz kommen werden, der Schweizer Jonathan Schaer, der noch immer da ist und ein guter Go-Partner von H. wird, oder seine Freunde von früher, Mike Williams und Marguerite Fenyvesi, usw. Leider hat H.s ursprünglicher Mentor John Peck Calgary zugunsten der Universität in Vancouver verlassen, was H. allerdings diverse Vorträge in Vancouver und Umgebung bringen wird. Der gegenwärtige Institutsvorstand ist Richard Guy.

Nebenbei, denn es klingt fast wie ein Wunder: Guy geht bis ins Alter von 103 Jahren täglich 25 Minuten zum Institut und zurück, auch bei 40° unter null, und ist bis zuletzt aktiv. Er stirbt erst 2019, bricht einfach zusammen. Er fährt die letzten Jahre nach wie vor als Vortragender zu vielen Tagungen, aber nie mehr mit dem Flugzeug: „Ich habe die Umwelt genug geschädigt, jetzt fahre ich nur mehr 2. Klasse Bahn oder Bus...“ und so ist er oft tagelang und nächtelang unterwegs“: Ein ungewöhnlicher Mann, der Berühmtheiten wie Erdős oder Conway regelmäßig nach Calgary bringt.

Guy war vorher lange (wie auch andere in Calgary) als UK Bürger in Singapur und ist nun nach Canada übersiedelt: Er bemüht sich sehr um den Zusammenhalt der Gruppe: Das Institut hat viele Besucher. Jeder wird vom Einladenden ausgeführt, und dann gibt es, eben sehr häufig bei den Guys, ab 20 Uhr ein Treffen über ein paar Chips und viele Drinks. Zu den besten Freunde werden Harold und Lilian Lampkin, die nach viele Jahren in Jamaika jetzt in Calgary ein ruhiges Leben mit vielen Einladungen (zu denen Lilian superb aufkocht) führen, und die sich fast wie Großeltern gegenüber der Familie von H. benehmen: Unter den vielen Winterausflügen von H.s Familie ist einer ein Höhepunkt, bei dem Lilian einen köstlichen Eintopf kocht und den dann auf einem Campingplatz bei offenem Feuer in Banff bei 25° unter null aufischt, so dass man fast vergisst, dass es tiefer Winter ist.

Natürlich machen H. und Familie an den Wochenenden immer Ausflüge in die Berge, oft mit neugewonnenen Freunden, wobei Banff mit seinen mehreren Thermalbädern meist ein netter Abschluss ist.

5.2: Erste große Campingreise

Der Winter wird kalt und lange. Eine Konsequenz ist, dass sie eine größere, bequeme und näher bei der Universität liegende Wohnung beziehen.

Noch im Spätwinter besucht H. eine erste Tagung in den USA, in Atlantic City ganz im Osten. Er lernt dort etwas, was ihm später helfen wird seine Unkenntnisse, wie Reiche wohnen, zu verbergen: In der Badewanne seines damals nicht mehr Top-Hotels gibt es 5 Hähne: zwei für Kalt- und Warmwasser, zwei für kaltes oder warmes Meerwasser (kann ja leicht vom Ozean hereingepumpt werden). Aber den 5. Hahn in der Mitte versteht H. nicht, bis er erfährt: „Na, man sitzt doch in einer so großen Badewanne nie allein. Und wenn man da einen Scotch trinkt, dann braucht man doch dazu Eiswasser!“

Nach Semesterende (Anfang April 67) packen sich H. und Familie zusammen, um nach Süden in die Wärme zu fliehen: In Salt Lake City ist es schon sehr heiß; auf dem Weg nach Las Vegas wird es im Auto unerträglich (Klimaanlagen sind damals noch nicht üblich), sodass die Reisenden bei einem See stehen bleiben um kurz ins Wasser zu springen.

Bemerkenswert ist, dass H. so etwas später nicht mehr als so heiß empfinden würde: Aber der lange kalte Winter hat alle so auf tiefe Temperaturen eingestellt, dass 30° schon unerträglich sind: H. hat mehrmals erlebt, wie schnell sich der Körper auf sehr hohe bzw. tiefe Temperaturen einstellt! Sie holten einmal einen Freund bei – 20° in Hemdsärmeln am Flughafen ab, der konnte es nicht glauben, war total verummmt. Natürlich war es auch für H. kalt, aber nicht übermäßig!

Aber während bei der Fahrt in Nevadas Wüste die offenen Fenster und der Fahrtwind noch für Kühlung sorgen, ist es jetzt stehend, in der Sonne so heiß, dass sie das Umziehen in Badesachen abbrechen müssen: Die einzige Rettung sind Coffee-Shops oder Restaurants (mit viel zu hoch gestellten Klimaanlage), bzw. dann das Hotel in Las Vegas. (Kann man Las Vegas beschreiben? Nein. Die Stadt entwickelt sich so rapide, dass man alle fünf Jahre eine neue Stadt erlebt, wie das H. auf vielen Besuchen immer wieder zu seiner Verblüffung feststellt.) Jedenfalls, hier in Las Vegas ist es recht erfreulich: Am Pool des Hotels untertags und nur am Abend oder in gekühlten Casinos (die fallweise auch kleine Shows bieten) unterwegs.

Dann ziehen sie sich an einen Campingplatz an einem See in Nordkalifornien zurück, wo Stephan sich in der mitgenommenen Gehschule (Danke, Chevrolet) wohlfühlt, schläft, oder H. zuschaut, wie dieser immer wieder einen Fisch (einen Barsch) aus dem Wasser zieht und diese Fische dann am Campingkocher zubereitet. (Information zum Clear Lake bei austria-forum.org/af/bib unter Clear Lake.)

5.3: Die Centennial Expedition

1967 feiert man das 100-jährige Bestehen von Kanada. Die Mitglieder des mathematischen Instituts (zu dem die Informatik damals gehört) wollen was Besonderes machen: Sie finden heraus, dass 6 Gipfel, die den Abschluss eines U-förmigen Tals bilden, nur 80 km von Calgary entfernt noch namenlos und nicht bestiegen sind, und wollen dort mindestens eine Erstbesteigung machen.

Der Grund, dass diese Gipfel noch nicht bezwungen sind, ist nicht, dass sie so hoch oder besonders schwer zu besteigen sind, sondern weil der Talboden, von dem man ausgehen muss, nur nach eintägigem Kampf durch einen Wald mit undurchdringlichem Unterholz erreichbar ist. Dieser Talboden wird, wenn überhaupt, nur von „verrückten“ Jägern betreten. Diesen fehlt (auch wenn sie den Wunsch haben) die Ausrüstung, um die paar Felsbänder, die doch die

Wände der Berge durchziehen, zu durchklettern. H. und anderen hat das Klettern der Bergsteiger E. Grassmann beigebracht und schmackhaft gemacht, siehe Abb.3.3.1 ein Bild zu Kletterübungen von H. (Siehe Anmerkung 5 zum Jagen in Alberta am Ende des Buches).

Die Vorbereitung für die „Expedition“ ist gründlich: Der Weg zum Lagerplatz wird oft begangen, weil man viel Ausrüstung mithaben will, damit auch die Familien mit kleinen Kindern oder anderen Nicht-Kletterern mitkommen können. Dadurch entsteht eine vorübergehend gut begehbare Schneise.

Das Lager liegt an einer romantischen Stelle an einem wilden Bach mit einer Insel, die es erlaubt, auch Nahrungsmittel bärenungefährdet zu deponieren. Der Blick auf alle 6 Gipfel ist herausfordernd. Es wird genug Holz für ein mehrabendliches, offenes Feuer gesammelt, usw.

Das Sommerwetter hält. Der Weg (H. mit seinem einjährigen Sohn am Rücken) ist problemlos, die Zelte stehen schon, müde, aber fröhlich sitzen letztendlich fast 25 Personen aller Altersgruppen um das große Feuer, auf dem in riesigen Töpfen gekocht wird. Wie vereinbart, fliegt einmal ein Flugzeug über das Lager, um gegebenenfalls das vereinbarte Notsignal zu sehen und Hilfe zum Lager zu entsenden.

Die jüngsten Mitglieder des Centennial Lagers sind Claudi und Stephan, sie Abb. 5.3.1 .



Abb.5.3.1.: Uschi mit Claudia und Stephan im Expeditionslager! Foto und ©: H. Maurer, 1967

H. hat eine der Nachtschichten in der ersten Nacht, von 2 -3 Uhr Früh. Das Feuer brennt, H. hat eine Flinte über seinen Beinen liegen, falls man einen Bären oder gar Berglöwen (Puma) mit einem Schuss vertreiben müsste. Es fühlt sich an wie die Kreuzung zwischen Abenteuer und kitschigem Wildwestfilm!

Der nächste Tag soll Erkundungstag sein: Es werden 6 Gruppen eingeteilt, wobei jede die Aufgabe hat, „ihren“ Gipfel auf Besteigbarkeit zu untersuchen. Bei der Abendbesprechung wird klar: Nr. 4 ist wohl am einfachsten, machbar scheinen auch 1, 3, und 6, während 2 und 5 ein sehr gut eingespieltes Alpineteam benötigen würden.

H. Ist am nächsten Tag beim Team 4 und macht damit die erste und einzige Erstbesteigung seines Lebens. Auch die anderen drei „einfacheren“ Gipfel werden erklommen: Damit hat die Gruppe das Recht, dem Gebirgsmassiv einen offiziellen Namen zu verleihen, der natürlich auch heute noch in den genauen Karten Kanadas aufscheint: Man einigt sich auf eine Art mathematischen Scherz: Die Berge heißen heute Abelian Group. Mathematisch ist eine Abelian Group eine „Kommutative Gruppe“. Nachdem die Gruppe so oft hin und her wanderte um alles herzurichten, scheint allen „kommutativ“ recht passend.

Alle, die im Lager bleiben, haben (so beruhigen sie H. und die anderen) einen schönen Tag und bereiten ein tolles Essen mit viel handgepflückten Beeren vor. Dass vier Grouses (dem Rebhuhn ähnliche Bergvögel) vom Kes Salkauskas, dem Litauer erlegt, gerupft, ausgenommen und gegrillt werden, kommt auch nicht schlecht an.

5.4: Neuankömmlinge

Norbert Sauer und seine Frau Bianca (H. war der Hochzeitsfotograf) wissen nicht so recht, wie ihr Leben in Österreich weitergehen soll: Nobert hat nach dem Doktorat in Mathematik den Grundwehrdienst absolviert und ist nun im Zweifel, was er will: Stellen gibt es genug in

Österreich, etwa bei der Optikabteilung der damals boomenden Filmkamerafirma Eumig, aber nirgends scheint man sich forschungsmäßig „austoben“ zu können, für Norbert eine wichtiges Kriterium.

H. schwärmt so lange von Calgary, dass Norbert beschließt, die ihm ab August angebotene Stelle an der Uni Calgary anzunehmen. Bianca wird Lehrerin an einem Gymnasium. Schön für H. und Ursula, wieder so gute Freunde in der Nähe zu haben. Die beiden Familien werden fast unzertrennlich.

Zu den amüsanteren Erlebnissen gehört es, dass weder Norbert noch Bianca fischen können, aber es lernen wollen. Die erste Forelle, die Bianca angelt, wird nicht eingeholt, sondern 100 m von der laufenden Bianca ins Landesinnere gezogen. Norbert will auch bald was fangen, wadet immer tiefer in einen Bibertümpel, bis dies einen Biber nervös macht und dieser mit gelb blinkenden Zähnen auf Norbert zu schwimmt.

Als Randbemerkung: Das enorme Wachstum von Calgary von 200.000 auf ca 1.3 Millionen Menschen 2020 hat auch dazu geführt, dass es anstelle der Bibertümpel dort heute eine schön angelegte Autostraße gibt, in eine Gegend, die 1967 noch ein Geheimtipp war.

Es sei gestattet, dass hier zwischendurch ein Zeitsprung in die Zukunft gemacht wird. Weit außerhalb von Calgary wird eine Quarter Section (1/4 Quadratmeile) verkauft, mit der Möglichkeit, diese auch zu teilen, und darauf zu bauen. Norbert riskiert den beachtlichen Kaufpreis, indem er einen großen Kredit aufnimmt. Er verkauft aber $\frac{3}{4}$ rasch an andere Interessierte so günstig weiter, dass er de facto ein Grundstück von ca. 175.000 Quadratmetern mehr oder minder gratis erwirbt. Nur dieser eine Aspekt zeigt, wie gut sich die Sauer in Kanada einleben, und heute (über 50 Jahre später) noch immer dort wohnen... mit einem Grundstück, das sie zu Natur- und Tierliebhabern macht, mit ihrer eigenen Langlaufloipe und eigenem Mini-See. Durch das Wachstum von Calgary liegt das schöne Grundstück immer näher am Rand von Calgary, was immer bessere

Infrastruktur und auch einen unglaublichen Wertzuwachs mit sich bringt. H. war im Vergleich dazu immer zu ängstlich und ein schlechter Geschäftsmann.

5.5: Besuch der Mutter

H.s Mutter wollte immer gerne reisen, H.s Vater aber eher nicht. Durch eine Thrombose im Bein muss der Mutter das rechte Bein unterhalb des Knies 1965 amputiert werden. H.s Mutter macht mit einer Krücke das Bestmögliche daraus. H. überrascht seine Mutter, indem er ihr als Weihnachtsgeschenk 1967 eine Flugkarte nach Calgary schickt.

Die Betreuung von behinderten Fluggästen ist 1967 nicht so ausgereift wie heute, aber mit Freunden an allen Umsteigestellen (danke, Schwester Friedl für deine Hilfe!) kommt Mutter müde, aber fröhlich in Calgary an... und genießt den Aufenthalt mehr als beschreibbar ist. Sie überflutet alle Bekannten mit Briefen aus Kanada, muss sich mit H. ein Drive-In-Movie ansehen und natürlich die tollsten Punkte in den Bergen.

Bei einem Ausflug H.s mit Mutter kommt es fast zu einem Zwischenfall. H. fährt die damals noch existierende schlechte Schotterstraße halb legal zu den Bibertümpeln, um ihr auch diese Landschaftsform zu zeigen, dann geht es steil hinunter zur Kananaskis Road, die eine Verbindung zum Transcanada Highway bietet (über den sie zurückfahren wollen) aber auch den Zugang zu dem auch heute erst erträglich erschlossenen Kananaskis Seengebiet ermöglicht. (Siehe Anmerkung 6 zum Tourismus in Kanada am Ende des Buches.)

Bevor man die Kananaskis Road erreicht, muss man damals einen Bach durchqueren.

Das geht problemlos aber nicht, wenn sich ein Eis-Stoß gebildet hat. H. erklärt Mutter, dass sie einfach zurück müssen. Sie versteht

natürlich, dass das ein Abenteuer wird (toll!): eine steile Eisstraße zurück hinauffahren. Wenn sie stecken bleiben: Übernachtung im Auto, das ohnehin so schön warm ist, bis Ursula Hilfe schickt. Ja, das Auto bleibt warm, solange der Treibstoff reicht, nach H.s Schätzung ca. 4 Stunden. Dann viele Stunden bei minus 30°!

Als „guter Kanadier“ hat H. natürlich Decken, Schlafsäcke und einen Campingkocher mit diversen Zutaten im Kofferraum. Er weiß aber, dass es unangenehm werden kann.

H. war zu pessimistisch: Mit einigen Tricks schaffen sie die Steigung hinauf. Der Rest der Heimfahrt ist nicht erwähnenswert.

Die kitschigen Beleuchtungen der Häuser zu Weihnachten in Calgary erfreuen die Kinder. Es wird ein nettes Fest, mit den ersten Versuchen auf gefrorenen Bächen eizulaufen.

Aber 1968 beginnt böse: U.s Vater in Wien stirbt sehr plötzlich. U. fliegt zum Begräbnis nach Wien, nimmt Stephan mit. Mit Hilfe von Bianca und Lilian Lampkin wird Claudia wohl mehr verwöhnt als sie gewöhnt ist. H. will U. und Stephan bei der Rückkehr vom Flughafen in Calgary abholen. Ein Schneesturm verhindert die Landung, der Flug geht 200 km ins nördlich gelegene Edmonton. H. saust los, aber hätte er U. mit dem Bus, den die Fluglinie organisiert, nach Calgary fahren lassen, wäre sie schneller zu Hause gewesen.

Im späten Frühjahr 1968, in Calgary noch immer oft unfreundlich, fahren H. und Familie wieder nach Süden, diesmal von Salt Lake City nach Moab (Utah) am Colorado, wo man den ungewöhnlichen Arches National Park und mehr besuchen kann. Einige Bilder sind unter Abb. 5.6.1 zusammengestellt.



Abb 5.6.1: Double Arch bei Moab von E. Judt, Grand Canyon von S. Lobodzinsky und Monument Valley von E. Judt.

(Weitere Bilder bei austria-forum.bib/af/bib unter Utah oder unter Grand Canyon und andere Naturwunder südlicher davon unter USA, z.B. Arizona).

Zur Erklärung: Es wird in Calgary oft schon in März ganz erträglich. Kältewellen werden oft durch starke Föhnwindbrüche („Chinook“) unterbrochen, aber dann können auch im Mai tiefe Temperaturen mit Schneesturm kommen. Das liegt daran, dass die Rockies N-S verlaufen, also gegen arktische Kaltwetterfronten keinen Schutz bilden. Zudem liegt Calgary auf ca. 1.600 m Seehöhe. Die Statistik zeigt: Es gibt keinen Tag im Jahr, wo es nicht in Calgary einmal geschneit hat. Es sind die oft sehr späten Fröste, die z.B. außer Apfelbäumen fast keine Obstbäume zulassen. H.s Freund Norbert Sauer will unbedingt einen Kirschbaum. Er kauft einen schon fruchttragenden Baum: Dieser wächst aber nicht weiter, sondern wird jedes Jahr KLEINER, weil Norbert nach dem Winter immer wieder abgefrorene Äste entfernen muss.

5.6: Kurzes Intermezzo in Österreich

Den Sommer beschließen H. und Familie in Österreich zu verbringen. Einerseits um viele Familienmitglieder und Freunde wiederzusehen, andererseits um noch einmal (in der nun schon 2 Jahre leerstehenden) Gemeindewohnung zu leben und sie dann aufzulösen.

H. ist inzwischen pragmatisierter („tenured“) Associate Professor, d.h. finanziell geht es ganz gut, aber es gibt damals keine Billigflüge über

den Atlantik. Die billigste Version ist mit Icelandic Air von New York nach Reykjavik und von dort nach Luxemburg, oder mit Bahama-Air und Zwischenstopp in Nassau.

Die 4.000 Straßenkilometer von Calgary nach New York sind vor allem am Anfang auf der Fahrt durch die Prärie (Ost-Alberta, Saskatchewan und West-Manitoba) eher eintönig, auch wenn man dann in Ontario einen Teil der „großen Seen“ besuchen kann, oder Toronto und die Niagara-Fälle. Müde in Luxemburg wird die Familie herzlichst von der Bahnhofsmission (!) eingeladen, sich doch bei ihnen auszuschlafen! Dann sind es nochmals 1000 km per Eisenbahn.

Nach einigen Tagen in Wien erlebt H. einen Schock: Er erhält einen Stellungsbehl vom Bundesheer! Der Schreck ist unbegründet: Als H. nachweist, dass er eine Anstellung in Kanada hat und nur auf Urlaub in Österreich ist, wird der Stellungsbehl sofort storniert. Der fast dreimonatige Sommer ist mit Besuchen, Urlaub in den Bergen (Tamsweg/Maria Pfarr) und am Meer ausgefüllt. Mit etwas Wehmut geben sie die schöne Wohnung auf und machen sich auf den wieder ca. 10 tägigen (wegen der Autofahrt von New York aus) Weg zurück nach Calgary.

Dort ziehen sie in ein kleines, altes Häuschen ein, das Norbert und Bianca für sie gesucht und eingerichtet haben. Damit wird Weihnachten 68/69 wieder (zum vierten Mal in der Reihe) in einer anderen Wohnung gefeiert.

Auch diesmal wollen H. und Familie der Kälte Calgarys im April entkommen und fahren zunächst wie im Vorjahr, aber diesmal mit Norbert und Bianca, nach Moab, und erkunden dann von dort die weitere Umgebung: Der Südwesten der USA hat touristisch einfach sehr viel zu bieten!

1969 erscheint in Deutschland das erste Buch von H., „Theorie der Programmiersprachen“ als Taschenbuch, das Buch, das H. noch bei IBM in Wien begonnen hatte und dann in Calgary 67/68 fertig stellt.

Ohne dass das H. registriert, wird das Buch ein Bestseller: Es ist das erste Buch zu diesem Thema und ist als Taschenbuch sehr preiswert. So wird der Name Maurer als Informatikspezialist in Deutschland bekannt, obwohl H. zu diesem Zeitpunkt erst ein paar kleine Publikationen hat und noch kaum Studenten forschungsmäßig betreut!

Als 1969 feststeht, dass das Häuschen, in dem sie wohnen, abgerissen wird, beschließen sie, ein Haus zu kaufen, einen im Bau befindlichen Bungalow auf einem leichten Hügel oberhalb der Universität. Vieles ist noch zu erledigen: Garten, Zaun, Flugdach für Auto, Ausbau des Untergeschoßes... so dass sich H. ausnahmsweise wieder ein bisschen handwerklich betätigt und das Haus soweit fertig ist, dass dem Besuch von Uschis Mutter und Schwester Monika im Sommer 70 im ersten eigenen Haus nichts mehr im Weg steht. Nach den „üblichen“ Touren in die Berge geht es an den Pazifik nach Vancouver und natürlich auch auf Vancouver Island.

H. ist jetzt schon mehrmals dort gewesen und fühlt sich (in der südlichen Hälfte der Insel, die nördliche ist bis heute nicht stark erschlossen) eher zu Hause. Aber eines fällt auf: Die Touristenströme wachsen ständig, sodass man nach einer Tagesfahrt schon fallweise Probleme haben kann, noch ein Motel zum Übernachten zu finden. (Hinweis: Inzwischen sollte man im südlicheren Teil der Insel in der Hauptsaison unbedingt mit Reservierungen arbeiten, die man allerdings, wenn man nicht wählerisch ist, auch kurzfristig, etwa Telefonanruf am Abend für den nächsten Abend, machen kann.) Insgesamt wird der Besuch von Uschis Mutter und Schwester für alle eine sehr schöne Zeit.

Nach dem Sommer stellen sein Freund Mike Williams und H. ihr gemeinsames Buch „Programming Problems and Techniques“ zur Publikation bei Prentice Hall fertig. Es wird zwar erst 1972 erscheinen, wird dann aber bald neu aufgelegt werden und in mehrere Sprachen, darunter Chinesisch übersetzt werden....

5.7: Ein Telefonanruf mit Konsequenzen

H. sitzt im Herbst 70 beim Frühstück. Plötzlich kommt ein Telefonanruf aus Deutschland von Professor Kulisch (das ist der Herausgeber der Taschenbuchreihe, in der auch H.s Buch erschien): „Herr Maurer, in Karlsruhe wird gerade die Informatik ausgebaut. Haben Sie nicht Lust sich zu bewerben?“ H. lehnt höflich aber kurz ab: Er hat nun sein erstes Haus, fühlt sich in Kanada und an der Universität und mit seinen Kollegen wohl und hat schon für die Staatsbürgerschaftsprüfung gelernt. Kein Grund weg zu gehen.

Aber Kulisch ist zielstrebig und hartnäckig. Er ruft am nächsten Tag wieder an: Ein Vortrag sei ja keine Verpflichtung, er könne auf ihre Kosten seine Verwandten in Österreich besuchen, warum er sich nicht einfach einmal in Karlsruhe umschauchen will?

Schließlich lässt sich H. zu einem Vortrag und Besuch überreden. Er ist überrascht, was er erlebt. Sein Vortrag ist gut besucht und scheint gut aufgenommen zu werden; die „68er Studentenrevolution“ hat H. in Kanada nicht bemerkt, außer dass Drogen wie Haschisch und LSD auf einmal weit verbreitet waren. In Deutschland engagieren sich hingegen Studenten und Mitarbeiter für neue Ideen und Strukturen. Karlsruhe und die Unigebäude in Karlsruhe, an den Schlosspark angrenzend, sind sehr hübsch und die Regierung stellt für die Informatik an 12 Unis viel Geld zur Verfügung und H. wird nach Strich und Faden verwöhnt.

(Mehr zu Karlsruhe z.B. bei austria-forum.org/af/bib unter Karlsruhe.)

Kaum zurück in Calgary erhält er einen handgeschriebenen (!) herzlichen Brief vom damaligen Dekan Wolfgang Eichhorn, dass die Berufungskommission ihn für den Posten eines „vollen Universitätsprofessors“ uni-loco gereiht hat. Dies macht die Situation „moralisch“ schwieriger: Berufungslisten bestehen im Normalfall aus einer gereihten Liste von drei Namen. Wenn nur einer angeführt wird,

ist das eine besondere Ehre bzw. zeigt den Wunsch, dass das Angebot wirklich angenommen wird. Bei einer Ablehnung muss die Berufungskommission von vorne anfangen.

Weder Uschi noch H. wollen eigentlich weg von Calgary. Nach langer Diskussion beschließen die beiden, dass H. in Stuttgart verhandeln, aber „pokern soll“: unmögliche Forderungen gehaltsmäßig, eine hohe Summe für die Übersiedlung, eine große Anzahl von Mitarbeitern, Mittel für wissenschaftliche Besucher und Reisen, Räume, Computerausrüstung, usw.

H. kommt sich wie ein ekelhafter Angeber vor: Er ist 29 Jahre alt, ist sicher kein Superinformatiker, aber Deutschland versucht verzweifelt, die Informatik aufzubauen und es gibt dafür kein geeignetes Personal. Im Vergleich zu den schon vorhandenen Informatikern ist H. kein Genie oder so, aber seine Jahre in Kanada haben ihm doch einen großen Vorsprung gegeben, was H. erst später realisiert.

Jedenfalls trägt H. nun dem Ministerialdirigenten in Stuttgart eine Liste unglaublicher Forderungen vor. Als er fertig ist, fragt sein Gegenüber: „Und brauchen Sie sonst noch was?“ H. hält das für eine ironische Frage. Er sagt lächelnd: „Nein, das würde genügen.“ „Das können Sie haben“, ist die Antwort.

So ist H. „gefangen“. Er und Uschi treffen eine vorsichtige Entscheidung: H. bittet Calgary um zwei Jahre unbezahlten Urlaub, so dass sie notfalls wieder nach Calgary zurückkommen können.

So verkaufen sie das Haus in Calgary (es bzw. sein Bauplatz wären heute ein Vermögen wert) und beschließen, die Übersiedlung nach Deutschland mit einer großen Reise durch Nordamerika zu verbinden, für die es damals gerade ein Superangebot gibt. So fliegen Sie über Denver, San Diego, Los Angeles, San Francisco, Seattle nach Anchorage und Fairbanks. Dann geht es ganz nach Norden an die Beringstraße: Kotzebue. Die Landung dort erschreckt: Der Flughafen hat nur eine geschotterte Piste und die aufgewirbelten Steine, die

gegen den Rumpf prasseln, klingen wie Gewehrschüsse. Kotzebue ist damals nur per Flugzeug erreichbar (heute auch per Straße), liegt an der Beringstraße, über die man bei klarem Wetter Asien sieht und die jetzt im Juni den Eisaufbruch erlebt: Unter enormem Druck springen riesige Eistrümmer in die Höhe und fallen donnernd zurück--- leider auch in der (von der Helligkeit her ohnehin nicht existierenden) Nacht.

Für Touristen ist man nicht vorbereitet: Es gibt nur ein einfaches Motel und zum Essen nur einen McDonalds.

Als Kontrastprogramm geht es dann in den tiefen Süden, wo sie nicht nur am Mississippi ein Stück fahren, sondern auch erstmals New Orleans besuchen und --- weil H. Jack London gerne liest --- er auf einen fahrenden Lastenzug aufspringt. („Who has not jumped a freight train has not lived.“) Diese ganze Reise für \$ 99.-

Nun geht es über einen kurzen Urlaubsstopp auf den Bahamas (Outer Islands) nach Deutschland. Die Karlsruher Zeit beginnt.

Kapitel 6: Karlsruhe (1971- 1977)

6.1: Der Anfang

Die ersten Tage wohnen die H. und Familie im Gastdozentenhaus der Universität Karlsruhe. (Die sich übrigens, inzwischen mit dem ehemaligen Kernforschungszentrum Karlsruhe vereinigt, KIT nennt: Karlsruher Institute of Technology.) Dann beschließen sie, ein großes Haus ca. 15 Autominuten außerhalb von Karlsruhe in dem kleinen Ort Wöschbach zu mieten: Hier werden sie genug Platz haben, auch für die vielen Gäste, die man erwartet.

An dieser Stelle ist eine „redaktionelle Anmerkung“ angebracht. In dem vorhergehenden Kapitel wurde grob chronologisch berichtet. In diesem und dem nächsten Kapitel wird darauf teilweise verzichtet, weil das zu sehr ausufern würde: von Calgary aus verfasst H. acht Publikationen und hält sieben Vorträge; Von Karlsruhe aus hält er ca. 50 Vorträge und schreibt 35 Publikationen; und in den Jahren seit

1978 hält er weitere 1.100 Vorträge „überall in der Welt“ und verfasst weitere 700 Publikationen. Natürlich hat er nicht so viele originelle Ideen wie Vorträge und Publikationen, sondern oft sind nachfolgende leichte Variationen von vorgehenden. H. besucht in der Zeit von Karlsruhe und erst recht von Graz aus so viele Orte/Unis/Kollegen und ist in so vielen Funktionen tätig und erhält zahlreiche Auszeichnungen, dass nur einige herausgegriffen bzw. fallweise in einer Kurzdarstellung zusammengefasst sind, und nur, wenn sie eine gewisse originelle Note haben.

(Wer mehr Details will möge bitte bei einem der Lebensläufe von H. nachlesen. Viele Details finden sich z.B. aufgelistet bei austria-forum.org/af/bib unter Herausgeber Maurer und eine kompakte Gesamtübersicht über H.s IT Karriere unter IT-Lebenslauf.)

Forschungsmäßig beschäftigt sich H. schon seit Calgary mit formalen Sprachen und Automaten. Zu seinen Besuchern und Koautoren zählte schon in Calgary Werner Kuich aus Wien mit einem längeren produktiven Forschungsaufenthalt. Kuich kommt auch auf einige Tage nach Karlsruhe. Wichtige Forscher auf diesem Gebiet werden für H. u.a. Armin Cremers, Otto Mayer, Bernd Reusch, Karel Culik II, Ron Book und H.s eigene Mitarbeiter, vor allem Thomas Ottmann und Jürgen Albert. Eine besondere Freude macht es H., dass sein ex-Mentor in Calgary, Professor John Peck als Gastprofessor nach Karlsruhe kommt: Er wird über Algol 68 vortragen. H. hat sein Team darauf vorbereitet. Z.B. wird sein Mitarbeiter Lutz Wegner eine sehr schöne Dissertation über zweischichtige Grammatiken verfassen.

(Eine Liste aller bei H. promovierten oder habilitierten Mitarbeiter findet sich unter austria-forum.org/af/bib unter Auskunft, also im Eintrag von H. in der Academia Europaea, ae-info.org.)

Einer der damals wohl berühmtesten theoretischen Informatiker, Seymour Ginsburg, kommt auch auf zwei Wochen nach Karlsruhe. Er führt H. in die Theorie der Grammar-Forms ein und bringt H. einen

neuen Stil der Zusammenarbeit bei: Man bespricht nicht ein Thema und behandelt dieses dann eine Zeit lang unabhängig, sondern man sitzt immer zusammen, abwechselnd präsentiert einer seine Ideen und der andere ergänzt oder korrigiert, dann umgekehrt. Für H. ist das ein neues Erlebnis. Nur hat H. nach zehn sehr vollen Tagen das Gefühl, er ist mit Seymour verheiratet.

Um das zu unterbrechen, machen H. und Familie einen Ausflug mit Seymour in den Schwarzwald. Vergebens: Es beginnt zu regnen, H. hält den Schirm für Seymour, der zieht ein Stück Papier heraus und beginnt mit H. beim Spaziergang zu arbeiten.

Es mag übertrieben klingen, aber dieses „dauernd gemeinsam arbeiten“ ist ein Stil, den H. sehr zu schätzen lernt und der auch mit anderen Kollegen zur Anwendung kommt.

DAS Schlüsselerlebnis ist aber für H. das Kennenlernen von Professor Arto Salomaa, den Theoriegiganten aus Finnland, den er bei einer der berühmten Oberwolfach Tagungen (1974) kennenlernt. Ein Bild von Salomaa ein paar Jahr später in Abb.6.1.1.



Abb.6.1.1: Arto und seine Frau Kaarina 1994. Foto und ©: H. Maurer

(Mehr Bilder zu Salomaa siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Salomaa. Siehe auch Anmerkung 7 zu Oberwolfach am Ende des Buches.)

Beide schließen bald eine tiefe Freundschaft, in die sie Derick Wood einschließen und die als MSW – Gruppe mit über dreißig gemeinsamen Publikationen bekannt wird. Ein Bild siehe Abb. 6.1.2.



Abb.6.1.2 Die MSW Gruppe-Maurer-Salomaa-Wood, Foto und ©: H. Maurer, Privatarchiv

Hier ist ein Auszug aus dem, was Salomaa in der Academia Europaea anlässlich des viel zu frühen Todes von Wood schreibt:

...Most of my personal memories of Derick are from our MSW years around 1980. Then we spent long times together, both in Finland and in Canada. The MSW group, Hermann Maurer, Arto Salomaa, Derick Wood was very active scientifically. One can perhaps say that it has been one of the most successful and happy triples of scientific collaboration. Altogether 30 MSW papers were published in main journals. We also presented the stuff in many conferences, although rather seldom all three of us were present. As a matter of fact, we always worked as follows. Two of us got together in the other's place

and wrote the paper. Later the third one checked it. But each of the combinations MS, MW, SW met at least once a year. Undoubtedly Derick's calm and solid argumentation was essential for the scientific outcome. Another factor that made the MSW work so fruitful and pleasant was that nobody ever counted the amount of work he did. Everybody tried his best and did not worry that the amount of work was evenly distributed. Sometimes Derick's dry wit made our failures seem milder. When one cannot solve a problem, "then one has to change the problem" was one of his remarks.....

H.s feste Freundschaft mit Arto bleibt lebenslang. Es ist auch Arto Salomaa, der H. mit Grzegorz Rozenberg, unter Freunden Bolgani genannt, (wer weiß, warum?) zusammenbringt. H. kennt kaum jemanden, der so bewundernswert Forschung, Freundschaft ...und Zauberei auf höchster Stufe (er ist einer der großen Magier Europas) vereinbaren kann. Zwei Bilder von Bolgani siehe Abb.6.1.3.

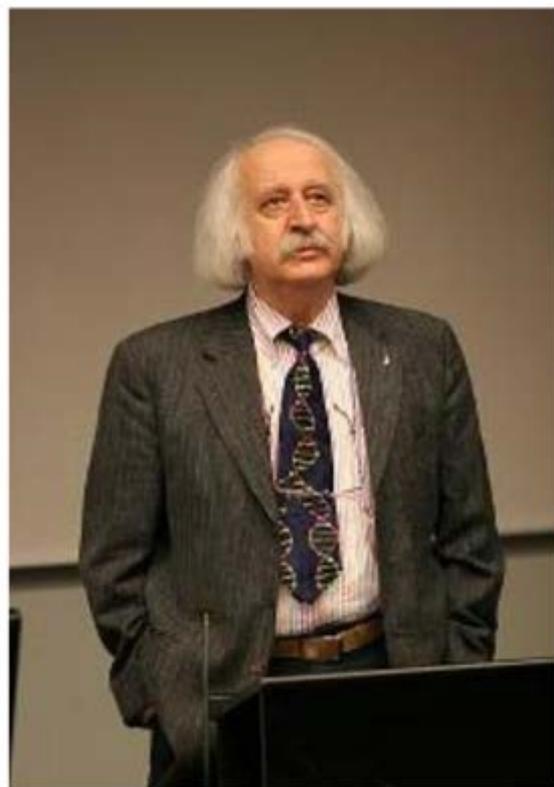


Abb 6.1.3: Grzegorz Rozenberg um 1972 und rechts einige Jahre später. Foto: H. Maurer, Privataarchiv

(Weitere Bilder bei austria-forum.org/af/bib unter Rozenberg)

Dass er auch immer für Überraschungen gut ist sieht man z.B. bei einer Geschichte, die er von einem Besuch bei H. in Graz (also ein Vorgriff um einige Jahre) erzählt und die H. hier in „Ich-Form“ schreibt:

At some stage my good friend G. Rozenberg was visiting Graz again, and my institute had moved to a new location (2000). So he stopped a park-space officer and showed him a piece of paper with my address. As it happened, he had written on the back of the piece of paper:

$$\{a^n b^n c^m \mid n > 1, m > 1\} \cup \{a^n b^m c^m \mid n > 1, m > 1\}$$

The officer said: "Sir, this is an inherently ambiguous context-free language; but what do you want?" From that day onward Rozenberg sometimes mentioned that all police officers in Graz have to learn formal language theory.

(The story, if it really happened and is is not just a flattering invention of Rozenberg could have a simple explanation: To supervise parking in restricted zones of the city auxiliary personell is hired, including students on a part time basis. So the above answer would be plausible, if indeed the person asked was one of our Informatics students who earned a bit of money as part-time parking officer).

Nun aber zurück zur Zeit in Karlsruhe. H. erhält in Karlsruhe ein ganz besonderes Geschenk: Einen Kollegen, mit dem er sich dann die Institutsleitung in Karlsruhe nicht nur ohne die geringste Reibung teilt, sondern der ein guter lebenslanger Freund wird: Professor Dr. Wolfried Stucky. Ein aktuelles Bild von ihm zeigt Abb. 6.1.4, s.u.

(Mehr zu Stucky bei austria-forum.org/af/bib unter Stucky.)

In der Zeit in Karlsruhe beginnt sich H. auch allmählich für mehr angewandte Themen, zusätzliche zu Formalen Sprachen und Automatentheorie, zu interessieren. Er war ja doch Professor an einer Fakultät für Wirtschaftswissenschaften!! Das früher erwähnte Buch mit Mike Williams, in Calgary verfasst - es erscheint erst 72 - und das

bei Teubner 1974 erscheinende Buch „Datenstrukturen und Programmierverfahren“ gehen in diese Richtung und haben vielleicht sogar eine prägende Wirkung für das Fach, wie einige der späteren Publikationen, etwa das Standardwerk von Thomas Ottmann über Datenstrukturen, das mehrmals aufgelegt wird.

Dadurch entstehen auch ganz neue Kollaborationen wie mit van der Leuwen, mit eigenen Mitarbeitern wie etwa Hans-Werner Six, später mit John Bentley, Marchionini, und vielen anderen.

H. gehört 1962 wohl zu den ersten, die das E-Learning Projekt Plato verfolgen und einsetzen und sich wundern, dass moderne Systeme auf wichtige Erkenntnisse von damals verzichten, ja sie gar nicht kennen. Das hängt wohl auch damit zusammen, dass man heute Professoren mit 65 (in Österreich, bei weitem nicht überall) pensioniert, d.h. aus den Unis aussperrt, und damit auf ihr langjähriges Wissen verzichtet. H. selbst ist „Emeritus“, d.h. er hat mit knapp 80 Jahren noch die meisten Rechte eines Professors, aber nach der Gesetzesänderung 1998 gehört er zu einer aussterbenden (und immer mehr beneideten und angefeindeten) Klasse: Wann wird endlich sein Zimmer frei, ist der Wunsch vieler, sozusagen.

Die Umstände in Karlsruhe zwingen H. förmlich dazu, neue Methoden der Wissensvermittlung auszuprobieren. Er ist für zwei große Anfängervorlesungen mit hunderten Studierenden zuständig. So sehr er sich bemüht, verständlich und fallweise amüsant vorzutragen, er weiß, dass ab Reihe 15 niemand mehr richtig aufpasst. Er beschließt, seine Vorlesungen in einem Videostudio professionell aufzuzeichnen.

Dabei werden einige Tricks verwendet: Er erzählt am Anfang eine kleine witzige oder ungewöhnliche Geschichte (um zu erreichen, dass die Studierenden pünktlich kommen); er unterbricht nach 25 Minuten die technischen Erklärungen (oft nur mit der ersten Hälfte einer Geschichte) um ein kurzes „Ausrasten der Gehirne“ zu erreichen (wie das früher Professoren durch das Löschen der Tafel erreichten) und

beendet seine Vorlesung, typisch mit dem Ende der Geschichte, in der Hoffnung, dass damit aus Neugier wenige vor dem Ende weggehen. Zu jeder „Hauptfolge“ gibt es eine optionale „Übungsfolge“, die dann sinnvoll ist, wenn jemand zum Verständnis des Stoffes weitere Erklärungen und Beispiele benötigt. Wichtig ist, dass am Beginn des Semesters ein „Spielplan“ ausgeteilt wird, aus dem hervorgeht, dass jede Folge 15 Mal wo und wann gezeigt wird, aber so gestaffelt, dass man z.B. die drei ersten Folgen im ersten Monat ansehen muss, sonst hat man sie eben versäumt... alle werden nur knapp vor den Prüfungen noch einmal in einem großen Vortragssaal sehr dicht angeboten. Die Studierenden haben also mehr Freiheit als bei einer nur einmal angebotenen großen Vorlesung, müssen sich aber doch an eine gewisse Disziplin halten, d.h. sie können nicht das Ansehen einer Folge beliebig hinauszögern. Die Vorführungen finden in mittelgroßen Räumen statt, und dort gibt es auch von Mitarbeitern betreute Übungsgruppen mit maximal 20 Studierenden. So ist ein gewisser sozialer Kontakt zwischen Studierenden und Institut hergestellt: H. macht es sich zur Aufgabe, bei jeder Übungsgruppe einmal persönlich mitzumachen.

Dieses System bewährt sich so gut, dass die Uni Karlsruhe, als H. sie nach Graz (siehe nächstes Kapitel) verlässt, bittet, sie weiter verwenden zu dürfen. Natürlich hat H. nichts dagegen. Aber als er drei Jahre später, bei einem Besuch durch die Uni Karlsruhe geht, treffen ihn eigentümliche Blicke, bis er erkennt warum: Er erscheint noch immer auf den Projektionsflächen in einigen Hörsälen als Vortragender...und viele Studenten haben ihn schon für lange tot gehalten!

Sein von seinem Doktorvater Hlawka übernommener Lehrstil bei normalen Vorlesungen, den H. so liebt und den viele seiner Studenten schätzen, verwendet er noch immer, aber er sieht, wie er bei Kollegen immer mehr verschwindet: Hlawka kam immer ohne Unterlagen zur Vorlesung und trug dann völlig frei, nur mit Kreide an

die Tafel schreibend, vor. Die Verwendung von Folien für einen Overheadprojektor oder gar mit einer Powerpoint-Präsentation wäre Hlawka nie eingefallen, selbst wenn es das damals schon gegeben hätte. Auch H. verwendet Folien und PPTs bei Vorlesungen ungern, und erst Jahre später. Er hält die Verwendung zwar für den Vortragenden bequem, es führt aber dazu, dass die selben Unterlagen von Vortragenden so lange verwendet werden, dass sie sie vor der Vorlesung oft gar nicht mehr ansehen, ja Details vielleicht selbst nicht mehr verstehen, weil sie sie vergessen haben. Dass man den Studierenden ein kompaktes Skriptum zur Verfügung stellt oder ein passendes Lehrbuch empfiehlt, mag sinnvoll sein, damit nicht alles von der Tafel abgeschrieben werden muss.

Jedenfalls schickt Lutz Wegner, der im Zusammenhang mit seiner exzellenten Dissertation über Zweischichtige Grammatiken und John Peck schon früher erwähnt wurde und der dann später eine sehr erfolgreiche Karriere als Professor einschlägt, u.a. folgende Zeilen für das vorliegende Buch:

Claude Shannon, der Vater der Informationstheorie, zeigte in einer Arbeit aus dem Jahr 1956, dass eine UTM mit zwei Zuständen und vielen Symbolen (oder umgekehrt zwei Symbolen und vielen Zuständen) möglich ist. Zugleich warf er die Frage nach der kleinstmöglichen UTM auf, wobei $UTM(m, n)$ die Klasse der UTMs mit m Zuständen und n Bandsymbolen bezeichnet und die Größe der UTM durch das Produkt mn definiert ist. Aus Shannons Arbeit ergibt sich direkt eine $UTM(2,24)$. Zu Zeiten von Maurers Vorlesung hatte Marvin Minsky bereits die $UTM(7,4)$ Klasse bewiesen. Heute gilt Yurii Rogozhins $UTM(6,4)$ als die kleinste bekannte UTM.

An jenem Tag hat Maurer bis auf die minimalen UTMs alles in formaler Notation präzise aus dem Kopf perfekt leserlich an die Tafel geschrieben, als er zur allgemeinen Überraschung der Hörerschaft einen winzigen Zettel aus dem Jackett zieht. Mit diesem in der Hand notiert er jeweils in einer Zeile Jahr, Größe und Erfinder der momentan

bekannten UTMs. Danach dreht er sich zu uns um und sagt etwas verlegen: „Wollen Sie bitte entschuldigen, ich kann mir das nie merken“, steckt den Zettel ein und will an der Tafel weitermachen. Der Hörsaal tobt, die Studierenden klopfen auf die Pulte. Es sind diese Momente, die das Leben reicher machen.

Rückblendung: Jonathan Schaer, einer von H.s Mathematik Kollegen in Calgary, hat beim Vortragen an der Tafel noch einen weiteren Trick verwendet. Bei komplizierten Beweisen, die er ohne Unterlagen auf der Tafel ausarbeitete, baute er ab und zu bewusst einen Fehler ein, bis Studenten ihn darauf aufmerksam machten oder er selbst sagen würde: „Oops, da oben habe ich einen Fehler gemacht“. Durch dieses Vorgehen wird den Studierenden klar, dass dieser Beweis heikler ist als er aussieht. H. verwendet diesen Trick manchmal auch in Karlsruhe. Weil schon eine Rückblendung gemacht wurde, hier noch eine, zum Anfang von H.s Tätigkeit in Karlsruhe: Als H. offiziell am ersten Tag in sein Büro will (Mai 1971), erlebt er eine Überraschung: Vor der Tür warten 6 Studenten, die bei ihm eine Doktorarbeit schreiben wollen. H. fühlt sich überfordert: Er weiß ja selbst noch nicht richtig, wie man forscht, und da soll er einem halben Dutzend junger Menschen helfen? Es sind Peter Goos in Karlsruhe, Ulrich Kulisch ebenda, Günther Hotz in Saarbrücken und auch der kritische Peter Schnorr in Frankfurt, die ihm helfen und beruhigen: Niemand ist in Deutschland international groß in der Informatik und H. hat da aus Kanada durchaus einen Vorsprung in der Informatik. H. dankt hier nochmals diesen Kollegen und seinen frühen Dissertanten, die so begabt waren, dass sie auch ohne wesentliche Hilfe von H. erstklassige Forschungsergebnisse produzierten, wie R. Bihl, Rudolf Krieger, J. Albert, L. Wegner, H.W. Six, G. Schlageter (bei dem Freund Stucky viel mehr als H. für dessen Erfolg verantwortlich ist).



Abb.6.1.4: Jürgen Albert bei Vortrag, Hannes Six und Lutz Wegner bei der Verabschiedung von Bernd Kraemer 2012, Gunther Schlageter und Wollfried Stucky nach 2015.

An dieser Stelle möchte sich H. bedanken: Für die oftmaligen Einladungen nach Würzburg von Professor Albert, die dieser immer sehr liebevoll und mit Überraschungen und dem Treffen alter Freunde organisierte, aber auch bei Lutz Wegner, der H. zu einem Vortrag nach Kassel („Alle meine PCs – Gesellschaft und Informatik 2012“ --- im Jahr 2003 vorgetragen) einlädt, aber damit eine Erlebnistour der Stadt und Umgebung und mit einer persönlichen Betreuung kombiniert, die H. total überwältigt.

Nach einem ruhigen Leben in Calgary (mit der richtigen Arbeits- und Freizeit-Bilanz) wird aus H. in Karlsruhe ein Workaholic, der er bis Ende 2020 in Graz bleiben wird. Dass seine Frau Ursula da mitmacht, ist ein Wunder!

Ein Grund dafür ist wohl Arto Salomaa: Er besucht H. und Familie oftmals in Karlsruhe (später in Graz), und H. ihn in Finnland, oft zusammen mit U. Salomaa strahlt immer eine tiefe Ruhe aus, die auch Unterbrechungen mit U. und den Kindern gerne duldet, sodass Arbeit mit ihm nie eine Arbeit, sondern ein Vergnügen ist. Arto führt H. auch in die Geheimnisse der Sauna ein, siehe Abb.6.1.5



Abb.6.1.5: Arto Salomaa bei seiner „Salosauna“ in Rauhala und mit H. beim Sammeln von Birkenzweigen (Wichta)

(Siehe dazu bei austria-forum.org/af/bib den von Salomaa verfassten Bericht unter Sauna.).

Eine spezielle Begebenheit verdient es, besonders erwähnt zu werden. Aufbauend auf den Grammar-Forms von Ginsburg beginnen Arto und H. einige der Resultate auf sogenannte L-Formen zu übertragen. In kürzester Zeit zusammen (mit D. Wood) werden drei Publikationen zu diesem Thema als Durchbruch sofort zur Publikation in angesehenen Wissenschafts-Zeitschriften akzeptiert.

Etwas später sitzt H. mit Arto in Finnland in Uittinen, Lauttakylä, in einem Raum der Volkshochschule, die Artos Schwester leitet. Sie arbeiten an einer wichtigen Fortsetzung. Aber an diesem Tag stimmt etwas nicht: H. macht einen Vorschlag, Arto widerlegt ihn; Arto macht einen Vorschlag, aber H. findet ein Gegenbeispiel. So geht es ungewöhnlich und frustrierend weiter. Plötzlich haben sie auf der Tafel ein Beispiel, das das grundlegende Ergebnis in der ersten Publikation über L-Formen als falsch zeigt. Verblüfft sehen die beiden in dieser ersten Arbeit nach: Dort steht nach der Formulierung des Satzes nur: Proof: trivial. Die Situation schien so auf frühere zu passen, dass sie einen Analogschluss gezogen hatten, aber keinen Beweis dafür.

Näher an eine Katastrophe kann man als Wissenschaftler kaum kommen: Hier stehen drei Publikation vor dem Druck (oder sind schon gedruckt) und sind alle falsch! H. flippt fast aus. Aber Arto sagt ruhig: „Es ist Zeit für Sauna“. Er bezieht sich auf das Sprichwort „*Sauna opens veins in the brain*“ d.h. man kann in/nach einer Sauna klarer denken.

Nach drei Stunden in der Sauna können sie durchatmen: Der wichtige Satz in Arbeit Nr. 1 stimmt nicht. Aber eine schwächere Version, die für alles, was notwendig ist, genügt, ist beweisbar. Nun ist nur die Frage: Können sie die Korrektur noch in die schon druckfertigen ersten drei Arbeiten einbringen? Nun: Es gelingt.

Die Arbeit und das Zusammensein mit Arto Salomaa gehören zu den Dingen, die H. in seinem Leben besonders schätzt. Man könnte darüber vieles schreiben. Kostproben müssen genügen.

Bei Besuchen in Finnland verbringen Arto und H. oft einige Tage in der Volkshochschule von Artos Schwester in Uittinen, Lauttakylä. Das sind immer herrliche Arbeitstage, verwöhnt von Sirkka, mit einer tollen Sauna am Fluss. Einmal gehen Arto und H. im Winter in den vereisten Fluss schwimmen: Das Wasser fühlt sich nach der Sauna

nicht wirklich kalt an. Sie treiben ein Stück mit der Strömung. Dann kommt das Problem: Aus dem am Rand überall vereisten Fluss wieder herauszukommen! H. ist fast verzweifelt, aber Arto ist die Situation gewöhnt, ist schnell draußen, legt sich auf den Bauch und zieht H. so aus dem Wasser.

Bei einem Spätherbstbesuch in Graz ziehen sich Arto und H. in eine einfache Hütte in den Bergen zurück (ins Laussatal, 100 km nördlich von Graz) mit Blick auf die hohen Gipfel im Norden, die das Ennstal begrenzen. (Danke an meinen Dissertanten Jonny Hagauer, der das vermittelt). Herrliches Wasser gibt es in einer gefassten Quelle vor dem Haus. Aber am Morgen und Abend wird es trotz Schönwetter empfindlich kalt, und das Haus hat keine Heizung, nur einen dieser alten Kochherde, die am Rand eine tiefe Wanne haben, in der Wasser gewärmt wird, während man heizt. Solches Wasser ist für die Körperpflege oder zum Geschirrabwaschen sehr angenehm. Aber wenn man, um ein Zimmer etwas zu temperieren, das Feuer dauernd brennen hat, dann kocht das Wasser in der Wanne immer wieder über. Das bedeutet eine kurze Pause in der Forschung: Die Wanne muss geleert werden und von der Quelle mit kaltem Wasser neu gefüllt werden. Diese Pausen erweisen sich bei der Forschungsarbeit über L-Formen als nicht unterbrechend, sondern als schöpferisch, genau wie die frühen, sonnigen Nachmittage, wo man an die Südseite des Hauses gelehnt im Freien mit herrlichem Blick sitzen kann und arbeitet.

Derick Wood, damals noch in England, der diesmal nach der Fertigstellung die Arbeit Korrektur liest und das Englisch poliert, sagt jedenfalls, dass das eine der besten MSW Arbeiten sein wird.

Arto Salomaa schickt H. diverse Episoden auf Englisch, viel besser formuliert als es H. in der Übersetzung gelingt. Aus der letzten stammen seine besonders berührenden Worte und sie seien hier in Englisch festgehalten:

I became old and sick and had to move to live with my daughter (the teen-age girl grew up and became a wonderful doctor!) in Kauhajoki. None of my foreign friends visited me but Hermann and Ursula did so in September 2019. We had a wonderful time.

Aber: Arto ist immer noch aktiv wie früher: Als Forscher und als jemand, der Kinder über alles liebt, siehe Abb.6.1.6.



Abb. 6.1.6: Salomaa spielt mit Urenkel, Foto 2020.



Abb.6.1.7: Kristinestad bietet wunderbare Wanderungen. Foto und ©: H. Maurer

HU. machen einen Urlaub in Kristinestad nahe Kauhajoki an der Ostsee mit herrlicher Umgebung, siehe etwa Abb.6.1.7, nahe Kauhajoki und können daher Arto mehrmals besuchen.

(Mehr zum Urlaub bei austria-forum.org/af/bib unter Urlaub nahe Kauhajoki)

6.2: Karlsruhe und Familie

Alle haben sich rasch in Deutschland eingewöhnt. Nur der jüngste Sohn, Stephan, im Alter von 6 Wochen Einwanderer in Kanada, ganz in englischsprachiger Umgebung aufgewachsen, hat immer gegen die Übersiedlung nach Deutschland gesprochen und fühlt sich lange nicht wohl. Uschi versucht ihn mit anderen Kindern im Ort zusammenzubringen, was ein bisschen hilft. Er steht ein Jahr vor der Einschulung in die kleine Dorfschule, wo jeder jeden kennt.

Über seinen Vater H. macht man sich eher lustig. Ein Akademiker hier? Der ein Haus gemietet hat, wo man Monate benötigen wird, es wohnlich einzurichten? Wo die 2.000 Quadratmeter Wiese hinter dem Haus so chaotisch sind, dass die Gemeinde eine Notmähung durchführen ließ. Nun steht dort wieder eine $\frac{3}{4}$ m hohe Wiese, in der die nicht weggeräumten Reste vom letzten Mähen halb verrottet liegen. Kein Rasenmäher kann das je in Ordnung bringen.

Bei H. tauchen Kindererinnerungen auf: Als ihm sein Vater beibrachte, wie man mit einer Sense mäht, wie man diese schärft, notfalls um Unebenheiten zu beseitigen auch dengelt. Das Dengeln traut sich H. nicht mehr zu, aber das Mähen mit einer Sense, das Schärfen der Sense und den Abtransport des alten und neuen Grases schon.

An einem Tag, als es gerade hell genug wird, beginnt H. mit dem Mähen. Wegen des Altgrases, das unten liegt, muss die Sense ungewöhnlich hoch geführt werden. Aber, als der Ort zu seinem Frühleben um 7 Uhr erwacht, hat H. fast schon die Hälfte gemäht und wird (mit Blasen an den Händen) gegen 11 Uhr fertig. Der

Abtransport ist bestellt. Mit einer Egge (!) wird das alte Gras gesammelt. Was bleibt, ist kein Rasen, sondern eine Wiese, die nun ca. 15 cm hoch ist. H. weiß, dass er nochmals tiefer mähen muss, will sich aber doch einige Tage ausruhen. Als er aber am nächsten Vormittag die Wiese kontrolliert, ist sie kurz gemäht: Ein Nachbar grinst über den Zaun: „Ich habe Sie gestern bewundert. Und das Kurzschneiden war mit meinem Mähtraktor eine Kleinigkeit. Ich hoffe, es hilft!“ H. ist fast gerührt: „Ich gebe heute im Gasthaus am Abend ein oder zwei Runden Bier aus, damit ich mich einmal hier den Männern vorstellen kann (er geht richtig davon aus, dass am Abend keine Frauen im Gasthaus sein werden), und Sie darf ich auf einen doppelten Schnaps aus Österreich einladen.“

Der starke Verkehr auf den Autobahnen geht H. und Uschi am Anfang sehr auf die Nerven, aber man „gewöhnt sich an alles“, und im Schwarzwald gibt es nicht nur den total überlaufenen Mummelsee (siehe Grimmelshausen, der das noch als Urwald beschreibt), sondern auch verstecktere und einsamere Plätze. Einmal lädt H. das Institut zu einem Nachspaziergang mit Fackeln ein (natürlich bei der lokalen Polizei angemeldet), mit Übernachtung in Schlafsäcken an einem der kleinen, versteckten Seen: Er überrascht damit sogar Einheimische.

Insgesamt sind H. und Familie viel unterwegs: mehrmals nach Österreich, einmal auf eine Schiwoche in der Schweiz in Saas Fee, einmal mit einer langen Reise bis zum Nordkap (wo sie am Weg Arto besuchen, der gerade Gastprofessor in Aarhus ist, und von wo aus sie ein gutes Stück mit einer Autofähre unterwegs sind). Im ersten Sommer fliegen sie auch zurück nach Calgary, weil H. die Situation sondieren will: Obwohl man Deutschland nicht mehr so negativ empfindet wie in den ersten Monaten, glauben sie eigentlich doch, dass es letztendlich nur zwei Plätze gibt, wo sie sich niederlassen möchten: Kanada oder Österreich. Aber die „Sondierung“ (ist eine Ernennung zum Full Professor vorgesehen, wenn er zurückkehrt?) ist eine gute Entschuldigung für einen Urlaub in Westkanada.

Die Einschulung der beiden Kinder 1972 zeigt die geringe Flexibilität der deutschen Bürokratie. Diese ist an sich mit der österreichischen vergleichbar, oder vielleicht sogar besser. Aber in Österreich kann man sich leichter auf einen Kompromiss einigen: Dass Stephan für die Schulreife einen Aufnahmetest machen muss, ist schon ok, aber dass dieser auf dem Wissen über viele deutsche Städte, Länder, Berge, Flüsse usw. aufbaut, ist eher unfair, oder? Lesen, schreiben, rechnen etc. kann er perfekt (er wird das in der ersten Schulstufe nur langweilig finden), aber die wichtigsten Städte an der Mosel kennt er genau so wenig wie sein Vater H. Claudia, zwei Jahre später, ist Klassenbeste in der 4. Schulstufe. Dass sie aber kaum ein Wort Französisch kennt, wird fast zu Stolperstein für die Aufnahme ins Gymnasium, obwohl sie perfekt und akzentfrei (was H. nie lernt) Englisch kann.

H. hat in Karlsruhe zahlreiche Gäste, mit denen er auch viel zusammen publiziert. In Fortsetzung der „kanadischen Tradition“ laden HU. Gäste immer zu einem Abendessen ein und informieren alle Kollegen und Mitarbeiter, dass man diese Gäste ab 8:30 bei Interesse über einen Drink und ein Glas Wein und Kleinigkeiten zum Knabbern bei den Maurers näher kennenlernen kann.

Dabei hat H. mit drei Reaktionen nicht gerechnet: Erstens, als er den dritten Gast in einer Woche als Besucher hat, stürmt ein an sich befreundeter Kollege zornig ins Büro von H. „Was fällt dir ein? Das dritte Mal diese Woche lädst du uns schon ein, glaubst du, wir haben keine anderen Verpflichtungen?“ Hermann ist konsterniert: Es ist ja keine Einladung, sondern nur die Mitteilung, dass es da eine Chance gibt, einen der Gastforscher persönlich kennenzulernen. H. beruhigt seinen Kollegen nur mit Mühe! Zweitens, die Information spricht nie von Essen, sondern einem Drink und ein paar Chips oder so. Die Kollegen, die kommen, sind erstaunt, dass sie kein Essen bekommen. Uschi gewöhnt sich einen Kompromiss an, und macht mindestens eine Gulaschsuppe. Drittens, in Kanada war es üblich, gegen 22:00 Uhr

oder so Kaffee anzubieten, auch als Zeichen: Der Abend ist vorüber, es ist Zeit zum Aufbruch. Aber die meisten bleiben bis lange nach Mitternacht (vielleicht weil sie auf den Kuchen zum Kaffee warten?), obwohl ja wieder ein Arbeitstag vor der Tür steht.

Auf der nächsten Mitteilung steht dann explizit: Es gibt die Möglichkeit Soundso zu treffen zwischen ca. 21:00 und 23:00 Uhr. Das wird echt kurios: Ab 22:30 schauen alle Besucher auf ihre Uhr, ob sie schon gehen müssen, um Punkt 23:00 gehen alle gleichzeitig.

Da es hier gut dazu passt: Sobald H. und Familie in einer zumutbaren Wohnung in Graz sind, informiert H. wieder über die Möglichkeit, einen Vortragenden persönlich kennenzulernen. Da H. noch nicht viele Menschen in Graz kennt, kann er sich erlauben, alle Mitarbeiter, Studenten, die er schon kennt, alle Kollegen usw. zu informieren. Er empfindet die Mischung nett: Aber am nächsten Tag (das war März 1978) stürmt ein älterer Kollege zornig in das Zimmer von H.: „Was fällt Ihnen ein, mich zusammen mit Mitarbeitern und Studenten einzuladen? Wenn das noch einmal passiert, rede ich nie mehr ein Wort mit Ihnen.“ Zur Beruhigung: Dieses „Kastendenken“, das ja nicht so weit zurückliegt, ist sogar in Graz weitgehend verschwunden.

6.3: Die Situation in Österreich

Natürlich besuchen HU. regelmäßig ihre Familien in Österreich, bekommen auch fallweise Besuch von ihnen.

Allmählich wird ein Problem in Rekawinkel aber auch immer dringender: Die Eltern sind nicht jünger geworden, Vater ist schon über 75! Jemand muss die kleine Fabrik übernehmen! Es kommt eigentlich, wenn man sie nicht verkaufen will, nur Georg in Frage: Seppl ist erfolgreicher Patentanwalt, Friedl mit Begeisterung in psychologischen-psychiatrische Aspekte involviert und Hermann sieht seine Karriere als Informatiker.

Mutter schlägt also vor, dass Georg die Firma übernimmt. Vater will von der Übergabe an den „Versager“ Georg nichts wissen, aber

Mutter weist darauf hin, dass Georg schon seit einiger Zeit regelmäßig zur Fabrik kommt, sich informiert und mitarbeitet. Sie setzt sich schließlich durch: Georg wird der neue „Chef“. Mutter will noch im Büro helfen, Vater sieht seine Hauptaufgabe im Garten, zieht sich aber auch auf längere Perioden zu seiner Schwester nach Kärnten zurück.

Georg erweist sich als geschickter Verkäufer. Als aber einmal H. auf Besuch kommt und mit Georg die Bücher und finanziellen Unterlagen durchgeht, ist er entsetzt: Die Firma ist total verschuldet! Er empfiehlt seinem jüngeren Bruder sofort die Anmeldung eines Konkurses, um andere rechtliche Folgen zu vermeiden. Georg lacht. „Nein, ich werde zur Freude der Mutter und zur Überraschung des Vaters die Firma wieder in Schuss bringen, verlass' dich auf mich.“ Georg lässt keine weitere Diskussion zu.

H. verfolgt in der Folgezeit aus der Entfernung die Entwicklung der Firma und gewinnt den Eindruck, dass Georg tatsächlich eine zunehmende Besserung, ja sogar ein Wachstum der Firma schafft.

6.4: Neue Erfahrungen

Die Universität Karlsruhe ist nicht kleinlich, wenn es darum geht, den Vortrag neuer Resultate irgendwo in der Welt zu finanzieren oder die erfolgreiche Zusammenarbeit, was u.a. zu mehreren Treffen mit Professor Arto Salomaa aus Turku, in Finnland, Deutschland und später auch Österreich führt.

So ist H. auch mehrmals in den USA und Canada, zweimal davon in Calgary und Vancouver, an bekannten Unis wie Pennstate, Cornell, Waterloo, Toronto, Southern California, Berkeley, Austin. Aber auch Europa wird nicht verschont, er trägt an mehreren UK Unis vor, darunter in St. Andrews in Schottland, wo gerade sein Freund Mike Williams Gastprofessor ist, in Antwerpen und später in Leiden bei seinem Freund Rozenberg, in Paris bei Maurice Nivat, ist in eine

Tagung in der hohen Tatra in der Slowakei involviert, beglückt Prag mit einem Vortrag, usw.

H. ist viele Jahre ein Fan der USA, wohl ausgelöst durch die Erlebnisse, die ganz am Anfang des ersten Kapitels erwähnt sind. Im Laufe seines Lebens hat er viele positive Erlebnisse in den USA, mit Menschen, beruflich und touristisch. Aber dann gibt es auch Situationen, die seine Meinung verschieben. Die erste ist im tiefsten Winter 1973 in Columbus, Ohio bei einer Tagung. Ganz in der Nähe ist ein Theater: H. lädt eine junge, hervorragende Wissenschaftlerin vom MIT ein, dort eine Vorstellung zu besuchen.

Man zieht sich warm an: es sind nur ein paar hundert Meter zu gehen, aber doch 30° unter null. Auf dem Gehsteig liegt, auf einer Öffnung, aus der warme Abluft aufsteigt, ein frierender, obdachloser Mann. Kann der so die Nacht überstehen? H. steckt ihm ein paar Dollar zu und bringt ihm vom Hamburgerstand nebenan was Warmes. Seine Begleiterin ist empört: „Kümmere dich doch nicht um solchen Abschaum. Der ist einfach zu faul zu arbeiten, es geschieht ihm ganz recht, wenn er jetzt hier liegt.“ H. ist entsetzt: Eine nette, hübsche, intelligente junge Frau ist so herzlos? Die aufkeimende Freundschaft mit ihr ist weg, der Abend für H. zerstört. Er verlässt das Theater in der Pause und kümmert sich soweit um den Mann, dass dieser dann die Nacht wenigstens in einer Abstellkammer des Hotels mit ein paar Decken, nach einem warmen Essen überleben kann. H. wird erstmals die unglaubliche Kluft in den USA zwischen Arm und Reich, die stark mit Gefühllosigkeit, ja oft mit Hass oder Abneigung durchsetzt ist, bewusst.

Natürlich gibt es auch genau das Gegenteil. H. verbringt mit seiner Familie ein halbes Jahr in Dallas an der SMU als Gastprofessor. Professor Korfhage, der gerade in Wien Gastprofessor ist, erfährt davon und stellt H. und Familie sein riesiges Haus kostenlos zur Verfügung. Als H. und Familie nach einem langen Flug beginnen, ihre Koffer in das Haus zu räumen, kommt aus dem Nachbarhaus eine

Frau geeilt: „Sie müssen erschöpft, müde und hungrig sein. Kommen Sie doch alle auf ein einfaches Abendessen zu uns herüber, sagen wir in 30 Minuten?“ So beginnt eine nette Freundschaft. Vielleicht auch typisch für die USA: Nachdem H. und Anhang wieder in Karlsruhe sind, antworten ihre „Freunde“ (?) nicht einmal mehr auf einen Weihnachtsbrief.

Die Kinder werden unglaublich freundlich und rasch in ihrer Klasse integriert. Die Universität hat das angeblich zehntbeste Theater aller Unis (und H. lernt dadurch einige Schauspieler gut kennen), Kunst wird offen und viel unterrichtet. Als H. irrtümlich eine Tür zu einem Aktzeichnungskurs öffnet, kann er nicht mehr zurück: Er muss sich hinsetzen und sein Bestes versuchen.

H.'s Kollegen sind ausnehmend entgegenkommend. Aber es stellt sich heraus, dass Dallas außer riesigen Einkaufszentren (die am Wochenende Unterhaltung jeder Art offerieren, inklusive Eislaufplatz während es draußen brütend heiß ist) wenig zu bieten hat; und man trifft auch auf größte Armut. Um fair zu sein: Der Ausflug nach Nacogdoches in Osttexas, wo die langweilige Prärie in Buschland wechselt und eine Camille C. Price das bei Teubner erschienene Buch von H. „Datenstrukturen und Programmiertechniken“ ins Englische übersetzt, ist um vieles freundlicher als Dallas. (Das Buch wurde in mehreren Auflagen auch ins Chinesische übersetzt. Jeder Besucher aus China bringt H. eine neue Ausgabe! Schade, dass China keine Tantiemen abführt!) Auch Houston mit den vielen Museen, oder Austin, oder Corpus Christi am Meer sind interessant, der Rio Grande National Park schön, heute als Grenze zu Mexiko freilich problematisch. H. bezeichnet Dallas jedenfalls als eine der grässlichsten Städte der USA.

Die Treffen mit Arto Salomaa, egal wo, sind immer ein privates und professionelles Vergnügen. Danke, Arto oder „Tarzan“, wie wir ihn oft nennen. Vielleicht verdient das eine Erklärung: Die ersten Tarzan Bände von Edgar Rice Burroughs (der erste erschien schon 1912!) sind

lesenswerte Literatur: Ein ganz kleiner Engländer überlebt in Afrika eine Schiffskatastrophe nur, weil sich seiner Gorillas annehmen, von denen er viel lernt. Aber sein Intellekt wird auch von den Gorillas respektiert, sodass er dort in eine Führerrolle hineinwächst: Er versteht nicht warum die Menschen Tiere töten oder fangen wollen, warum sie sich von verbrannten (gebratenem) Fleisch ernähren, obwohl es überall genug Essen gibt. Der mächtigste Gorilla und Freund von „Tarzan“ (wie er genannt wird) ist Bolgani (wie Freunde später Professor G. Rozenberg nennen werden); Muviro ist ein Stammeshäuptling, mit dem Tarzan ohne Worte kommunizieren kann. Dies geschieht ein paar Mal zwischen Salomaa und H., weshalb H. den Ehrennamen Muviro erhält, aber auch andere Freunde und Familienmitglieder werden oft wie Personen aus den Tarzan-Büchern angesprochen.



Abb. 6.4.1: MSW1 Familie in Rauhala. Von Links: U., Stephan, Arto hält Lisa, Claudi, H. Foto: Kaarina.

Dass H. sich wie alle Besucher in den außerhalb Turkus liegenden ehemaligen Bauernhof Artos, in Rauhala verliebt, mit der „besten Sauna der Welt“, alles in einer wunderbaren Naturlandschaft gelegen,

ist kein Wunder, wenn man Gastgeber wie die Salomaas hat. Als H. mit Familie einmal Arto und Kaarina Salomaa besuchen werden sie sogar mit einem geschriebenen Willkommen begrüßt, siehe Abb. 6.4.1. H. hinterlässt immer ein Gedicht, wenn er mit Arto Salomaa in der Sauna war, siehe Abb. 6.4.2.

**Salosauna, once again
heightens joy and heightens pain.
Underlines what maybe counts
what this life in truth amounts.
Through this sauna's windowpane
past some sunshine, wind and rain,
our hearts and eyes and ears
cut through all the passing years:
see the friendships that stay strong,
newborn faces, happy song.
Memories taste sad and sweet
as they rise in sauna's heat.**

Abb. 6.4.2: One of H.s Salosauna poems

Hier eine kleine Episode aus dem UK. H. besucht seinen Freund Mike Williams (mit dem er ja da Buch „A collection of programming problems and techniques“ verfasste), als dieser in St. Andrews, Schottland ist. Da das vereinbarte Abendessen erst etwas später ist, besucht H. noch eine Kirche. Als er wieder hinaus will ist das unmöglich: Bis zum Ende der Messe darf die Kirche nicht verlassen werden. Mike wundert sich sehr, warum H. nicht und nicht kommt....

6.5: Brasilien

Deutschland hat mit Brasilien ein Übereinkommen, dass jedes Jahr ein deutscher Informatiker 1 – 4 Monate in Brasilien als Berater verbringt, um dort zu helfen. H. wird im Frühjahr 1975 gefragt, ob er bereit wäre, ein paar Monate nach Brasilia zu kommen, um dort den „Streit um die Informatik“ beizulegen. Konkret geht es darum, dass

endlich auch in der Hauptstadt Brasilia ein vernünftiges Informatikstudium eingeführt wird, wie es dieses schon in Rio (an zwei Unis), in Sao Paulo und in Campinas erfolgreich gibt. Der Streit geht darum, welche Gruppe die Verantwortung für das Studium erhalten soll: Die Mathematiker? Die Physiker? Die Elektroingenieure? Die Wirtschaftswissenschaftler? Das Rechenzentrum? Oder sollte man doch gleich eine eigene Fakultät gründen?

H. und Uschi kommen im Juli (Trockenzeit) in Brasilia an, werden von Mitgliedern der deutschen Botschaft abgeholt und umsorgt (das Abkommen ist ja ein „diplomatisches“ zwischen den beiden Ländern, wofür H. sogar einen eigenen Pass erhält). Sie sind in einer Suite im zentralsten Hotel der Stadt (dort, wo sich die Hauptachsen der Stadt treffen) untergebracht. Am ersten Morgen ziehen sie die Vorhänge zurück: blauer Himmel, kein Wind, kein Wölkchen, wunderbar. Im Vorgriff: Dasselbe Erlebnis am Tag danach, aber am nächsten Tag ziehen sie den Vorhang nicht mehr auf: Es hat sich nichts geändert und wird sich nun auch 8 Wochen nicht ändern: Sonne, blauer Himmel, kein Wind, keine Wolke. Uschi fährt früher nach Österreich zurück, aber H. erlebt noch den ersten Regen: Er weint fast vor Freude und stellt sich minutenlang in den Regen.

Deutschland hat mit Brasilien ein Übereinkommen, dass jedes Jahr ein deutscher Informatiker 1 – 4 Monate in Brasilien als Berater verbringt, um dort zu helfen. H. wird im Frühjahr 1975 gefragt, ob er bereit wäre, ein paar Monate nach Brasilia zu kommen, um dort den „Streit um die Informatik“ beizulegen. Konkret geht es darum, dass endlich auch in der Hauptstadt Brasilia ein vernünftiges Informatikstudium eingeführt wird, wie es dieses schon in Rio (an zwei Unis), in Sao Paulo und in Campinas erfolgreich gibt. Der Streit geht darum, welche Gruppe die Verantwortung für das Studium erhalten soll: Die Mathematiker? Die Physiker? Die Elektroingenieure? Die Wirtschaftswissenschaftler? Das

Rechenzentrum? Oder sollte man doch gleich eine eigene Fakultät gründen?

H. und Uschi kommen im Juli (Trockenzeit) in Brasilia an, werden von Mitgliedern der deutschen Botschaft abgeholt und umsorgt (das Abkommen ist ja ein „diplomatisches“ zwischen den beiden Ländern, wofür H. sogar einen eigenen Pass erhält). Sie sind in einer Suite im zentralsten Hotel der Stadt (dort, wo sich die Hauptachsen der Stadt treffen) untergebracht. Am ersten Morgen ziehen sie die Vorhänge zurück: blauer Himmel, kein Wind, kein Wölkchen, wunderbar. Im Vorgriff: Dasselbe Erlebnis am Tag danach, aber am nächsten Tag ziehen sie den Vorhang nicht mehr auf: Es hat sich nichts geändert und wird sich nun auch 8 Wochen nicht ändern: Sonne, blauer Himmel, kein Wind, keine Wolke. Uschi fährt früher nach Österreich zurück, aber H. erlebt noch den ersten Regen: Er weint fast vor Freude und stellt sich minutenlang in den Regen.

Touristisch werden Brasilia und Umgebung zu Unrecht oft als uninteressant bezeichnet. Nicht nur gibt es die bekannten Sehenswürdigkeiten wie die originell gebauten Regierungsgebäude entlang der Hauptachse der Stadt (Abb.6.5.1), etwa eine „Schale“ für das Unterhaus, eine umgedrehte für das Oberhaus, dazwischen der Parlamentsturm (Abb.6.5.2), zwei ungewöhnliche Kathedralen, eine mit schwebenden Engeln, andere mit Wänden aus blauem Glas, die phantasievoll gebaute Universität, usw.



Abb.6.5.1: Hauptachse Brasílias mit Blick Richtung Präsidentenpalast.



Abb.6.5.2: Oberhaus, Parlamentsgebäude und Unterhaus der Regierung Brasiliens in Brasilia

In Reichweite liegen auch ein großer Wasserfall (Salto do Itiquira, 168 m hoher Wasserfall), die unerschöpflichen Mineralienvorkommen von

Cristalina (von wo fast alle großen, violetten Geoden stammen, die weltweit zum Verkauf angeboten werden) und der künstliche beim Bau der Stadt angelegte See Paranoa, an dem die schönsten Villen und Botschaftsgebäude liegen. Dieser See hat nur ein Problem: Wie manche Flüsse und Seen in Brasilien ist er mit Schistosoma (Bilharziose) verseucht, kleine Larven, die durch die Haut in die Blutbahn eindringen, sich als Würmer vermehren und diverse Organe beschädigen. Baden ist also nur mit speziellen Vorkehrungen möglich.

In der Zeit, die H. dort verbringt, ist das noch nicht zerstörte Konzept einer künstlichen Stadt zu sehen: Der Architekt Oscar Niemeyer entwarf eine Stadt für ca. 200.000 Einwohner. Der Bau begann 1956 und war bereits 1960 so weit abgeschlossen, dass Brasilia die neue Hauptstadt Brasiliens werden konnte. Niemeyer realisierte mehrere völlig innovative Ideen: Hier nur einige Beispiele: Es sollte eine Stadt an einem künstlichen See mit Gebäuden mit künstlichen Wasser-Kaskaden sein (in der Hochsteppe auf 1100 m Höhe ist Wasser eine Kostbarkeit und wird in der heißen Trockenzeit besonders geschätzt).

Besonders bewundernswert ist aber der Versuch, eine Stadt ohne Verkehrsampeln zu schaffen: Dies gelang Oscar Niemeyer mit zwei Tricks: Einerseits Kreisverkehrsanlagen, viele sehr langgestreckt, sodass sie gar nicht mehr den Eindruck eines Kreises vermitteln, und einige Straßenzüge mit Linksverkehr (!) so geschickt eingesetzt, dass an mehreren Stellen das Kreuzen des Autoverkehrs verhindert wird. Mit „Superquadra“, mehrstöckigen quadratischen Wohnanlagen mit großem Innenhof mit Einrichtungen für alle (Pool, Tennisplatz, Kinderspielplatz, Mini-Park, ...), versucht Niemeyer vorwiegend Regierungsangestellte gut unterzubringen und „künstliche Dörfer“ zu schaffen um ein „Zusammengehörigkeitsgefühl“ zu erreichen. (Das bewährt sich in etwa 50% der Superquadra. In den anderen haben die Familien mit den Nachbarn genauso wenig Kontakt wie in typischen Wohnbauten in Österreich.)

(Mehr zu Brasilia mit Bildern und Panoramen, und zu Niemeyer bei austria-forum.org/af/bib unter Brasilien bzw. Niemeyer)

Für einfache Arbeiter konzipierte Niemeyer zehn Satelliten-Städte, mit billigen Wohnungen, wo Busse am Morgen die Menschen in die Stadt bringen und um 4 Uhr Nachmittag zurück: Damit ist Brasilia am Abend weitgehend leer und eine der sichersten Städte Brasiliens, registriert H. dieses kastenorientierte Konzept, das lange angefeindet werden wird, bis in Brasilia und Umgebung nicht mehr 200.000 Menschen, sondern 4 Millionen (!) Menschen wohnen und die Satelliten-Städte mit dem Kern der Stadt zusammenwachsen.

Damit ist nicht nur dieses Wohnkonzept inzwischen hinfällig, es sind auch die Superquadra erneuerungsbedürftig, und die Millionenstadt ist heute mit Verkehrsampeln und Verkehrschaos von anderen Millionenstädten kaum mehr unterscheidbar.

Beruflich ist die erste Aufgabe von H. natürlich mit den einzelnen Gruppen zu reden, um Meinungen zu sammeln. Es hilft ihm dabei eine Dolmetscherin. Er lernt im Laufe seiner Brasilienreise das Arbeiten mit Übersetzung sehr zu schätzen: Man gewinnt dadurch immer ein bisschen Zeit um nachzudenken, wie es weitergehen soll.

Es fällt H. nach der Rückkehr in Karlsruhe auf, dass man einen anderen Trick verwenden kann: Bevor man weiterredet, nimmt man (scheinbar verärgert) die Pfeife aus dem Mund, stopft sie oder zündet sie neu an und „kann erst dann“ weitersprechen.

Nach drei Wochen fliegt Uschi zurück zu den Kindern und H. mit Dolmetscherin nun in alle Städte, die Informatik anbieten oder das planen. So lernt er Brasilien in sehr angenehmer Weise kennen, von ganz im Norden bis Porto Allegre, weniger das Landesinnere. In den folgenden Verhandlungen gelingt es H. alle „Gruppierungen“ in Brasilia auf ein vernünftiges Konzept einzuschwören. Er freut sich über die Kompromissbereitschaft der Kollegen und ist ein bisschen

stolz, als er dem Rektor ein ausgefeiltes und von allen unterschriebenes Dokument überreichen kann.

Wieder ein Vorgriff: Schon 3 Monate später, H. zurück in Karlsruhe, erfährt er, dass das Dokument völlig ignoriert wird. Man war nicht kompromissbereit gewesen, sondern nur nachgiebig: H. würde ja in ein paar Wochen weg sein, und dann würde man alles neu aufrollen können. Obwohl H. damit lernt, dass seine Mission ein voller Misserfolg war, hat er viele interessante Erinnerungen an Brasilia.

Zurück in Brasilien: H. übersiedelt in das älteste und inzwischen bescheidene Hotel neben dem Präsidentenpalast, dem Palast der Morgenröte. Hier sind keine langen Liftfahrten notwendig, es ist kein großer Wirbel und ein netter Garten mit einem Pool. H. lernt so einige der Stammgäste gut kennen, darunter die Tochter Jana-Ina des damaligen Präsidenten, die immer in den Pool schwimmen kommt, weil der Superpool im Palast gerade renoviert wird, und mit der er sogar manchmal im chauffierten Auto zur Universität mitfährt.

Nach einigen Wochen lädt der Dekan der Fakultät H. ein mit Worten wie: „Wir machen am Wochenende ein Fest bei uns, es wäre nett, wenn Sie auch kommen.“ Kein Wort über Adresse, Tag, Zeit! H. ist verwirrt, aber Jana-Ina erklärt lachend: „Das heißt, die machen einfach Samstag und Sonntag sozusagen open-house: Du kommst und gehst wie du willst, kannst auch mehrmals kommen, kannst auch dort, wenn ein Bett oder eine Hängematte frei ist, ein Verdauungsschläfchen machen, es ist alles ganz informell.“

H. ist verblüfft. „Jana, würdest du mich begleiten?“ Sie zögert nicht: „Ja, das wird ein Spaß. Aber bitte: Als Pärchen treten wir nicht auf, klar?“

Es ist dann doch eine kleine Sensation, als H. am Samstag mit Jana-Ina im Auto des Präsidenten chauffiert bei dem Fest ankommt. Allerdings nerven die vielen Fragen: "Dürfen wir ein Foto machen?" Sie lehnen immer ab, sodass Jana-Ina auf der Rückfahrt sagt:

"Morgen musst du allein gehen." H. versteht, aber womit er nicht gerechnet hat, ist die Flut von Einladungen, die er in den Tagen danach erhält, weil man den Freund (?) der Präsidententochter kennenlernen will.

Bei einer Einladung auf die Ranch einer der reichsten Familien kommt Jana-Ina dann wieder mit.

Insgesamt ist H. von der Unkompliziertheit der Brasilianer immer wieder beeindruckt. Sein bester Freund in Brasilien Carlos de Moura, ist einmal einige Tage nicht in Brasilia, aber wie jede größere Wohnung in Brasilia hat sie ein Extrazimmer mit eigener Nasszelle für das Mädchen, das sich um alles kümmert. Bevor er abreist, stellt er das Mädchen Laura noch H. vor, mit der Aufforderung an beide, auf sich gegenseitig aufzupassen.

H. ist stolz, dass er nach mehreren Versuchen mit einem Besucher aus Kanada die Quelle des Salto do Itiquira findet: Ein kreisrundes Loch, vielleicht 10 m Durchmesser, aus dem kaltes Wasser strömt. Das Wasser gräbt sich in die Hochsteppe in mehreren Stufen ein, unter jeder Stufe ein herrlicher, natürlicher Pool. Zum ersten kommt man mit etwas Mühe und Vorsicht, der größte viel weiter unten ist zu den Zeiten H.s in Brasilien kaum erreichbar. (Heute in Privatbesitz, mit Auto erreichbar und gegen eine Eintrittsgebühr samt Umgebung benutzbar.) Er fragt Laura, ob sie diese kaum bekannte Quelle und den Pool kennen lernen will. „Gerne, aber ich möchte zwei Freundinnen mitnehmen.“ So verbringt H. einen denkwürdigen schönen Tag mit drei jungen Frauen an einem herrlichen, kalten Pool, nicht nur mit der Herausforderung, unter dem Wasserfall durchzuschwimmen.

Carlos De Moura berichtet an H., was hier wörtlich in kursiv übernommen wird:

A scene, whose details I gladly can't forget, was shared with Hermann around 40 years ago. He was then visiting the University of Brasília,

amid a collaboration trip to Brazil which included around half a dozen institutions, in different cities, through a tight schedule. At the time, our university lacked a staff in Computer Science, so our Math department was hosting him. And, having recently returned from NYU Courant Institute, I have myself been assigned to officially host Hermann – that was how our longtime friendship and scientific interaction has taken off.

During a half-free afternoon, after one of his lectures on computing, always full of surprises for my colleagues – pure mathematicians in their majority – I took Hermann for a leisure trip. Following my father's suggestion we headed to Lagoa Feia, a lagoon located not too far from our campus. (In a free translation, it was called Ugly (or Awful) Lagoon, a completely false information.) I quite remember that the trip would seem then much longer, as our roads were quite bumpy – Brasília had been founded in nowhere land, less than two decades before. How Hermann got impressed with Lagoa Feia! No pollution, no buildings, almost no people around its area with 8km length and average width of 600m, within the cerrado, as Brazilian savanna is called. It was hard to convince him it was already time to leave back home, still harder as he was in charge of driving a car he had rented.

We enjoyed many meetings with Hermann before it was clear that Hermann's visit was almost over. On the eve of his departure, my mother invited him for dinner, as she loved the hostess' chores and would not spare this chance to present some samples of homely Brazilian food to a foreign teacher who had shown himself so friendly. Hermann told me that he would reach my parents home by himself, as he was already familiar with Brasília car traffic. He would do something else for the rest of the afternoon. In the evening, we were talking before his arrival which brought a huge surprise: his arms and face were reddish, he had been for a long period exposed to sun rays. He felt my initial surprise and at once I changed it, as I noticed a funny look at his face. It was, I clearly remember, a plain boyish look caused by the

feeling that somebody else – mother, father, teacher – got to know the secret being hidden. A lightly forced smile, deprived of its full taste, waiting for the next reaction. No time for much thinking, though, as he broke the silence: “ – I just came back from Lagoa Feia, Carlos.”

His look was great indeed, as he brought us this piece of news, spontaneous, happy for having succeeded in still making a visit to that site he discovered and loved, and still happier for being able to share his adventure, which more or less closed then his visit to our city.

These were great, special moments, Hermann.

Rio de Janeiro, September 8th 2020 , Carlos A. de Moura

Hinzugefügt werden darf: Carlos und Gattin besuchen Jahre später Graz. Ihre Freundschaft ist, als hätte man sich erst gestern gesehen. H. hofft, dass es Carlos in Graz so gut gefällt wie H. in Brasilia. So sehr sich auch H. mit z.B. einer Abendparty bemüht: Mit brasilianischer Gastfreundschaft kann er nicht mithalten. Aber nun zurück zu H.'s Zeit in Brasilia:

Einmal nimmt H. einen Stoß Arbeit am Abend mit ins Hotel, um in Ruhe arbeiten zu können. Die vielen Aufforderungen an der Uni „Kommst du mit auf einen cafezinho“ (auf ein kleines Tässchen schwarzen Kaffee ohne Milch und ohne Zucker: Denn, Zucker in einen cafezinho geben = krank sein!) kann man kaum ablehnen, aber sie verhindern oft eine kontinuierliche Arbeit. H. arbeitet noch keine halbe Stunde. Da klopft es an der Tür: Draußen stehen zwei befreundete Ehepaare mit einem Topf Feijoada, zwei Doppelliter Rotwein, einer Flasche Caipirinha und einer Dose mit Farofa (Maismehl, das man auf die Feijoada streut): „Wir dachten Du wirst einsam sein“. Es wird ein typischer brasilianischer Abend (ohne Arbeit!), es stoßen noch einige Freunde dazu, darunter Laura. H. kennt solche „Spontanbesuche“ nur aus seiner Studentenzeit. Erwachsene machen so was in Österreich kaum: Da vereinbart man schon zwei Wochen vorher einen Termin.

Die Verabschiedungen in Brasilia sind zahlreich und länglich, dass H. fast seinen Flug nach Bolivien verpasst.

6.6: La Paz

Der Flughafen von La Paz liegt auf 4.400 m Seehöhe, die Stadt in einer Mulde einige hundert Meter tiefer. Bei der Landung stehen die Stewardessen schon mit Sauerstoffgeräten bereit, falls jemand Probleme mit der Höhe haben sollte. Bevor sich die Flugzeugtür öffnet, wird ein roter Teppich zum Flugzeug ausgerollt. H. und alle Passagiere schauen sich gegenseitig an: für wen ist der rote Teppich?

Der Teppich ist für den (verblüfften) H. Der Hintergrund ist: Es gab vor zwei Tagen einen Militärputsch. Da H. mit Diplomatenpass kommt, wird er benutzt, um zu zeigen, dass alles in Ordnung ist, ja Deutschland bereits einen Diplomaten entsendet. H. begreift das erst viel zu spät und akzeptiert also, dass er während seines einwöchigen Besuches der San Andreas Universität einen chauffierten kugelsicheren Allrad-Mercedes zur Verfügung hat. Die Ausflüge über schlechte Schotterstraßen in die Yungas auf nur 400 m Seehöhe in den Dschungel hinunter und zum Titicacasee sind an sich sensationell, in einem Superauto mit Präsidentenflagge und mit zwei Soldaten als Schutz ein besonders Erlebnis. Neben der Bewunderung der Natur wird man von Regierungsbeamten verwöhnt, von Einheimischen aber auch beschimpft. Als H. an einer Stelle gegen die Empfehlung des Fahrers aussteigt, um eine Feier zu filmen, müssen die Soldaten mit Gewalt eingreifen, um ihn wieder frei zu bekommen, denn plötzlich wollen alle Teilnehmer \$5.- weil er sie gefilmt hat.



Abb.6.6.1: La Paz mit seinem Hausberg dem 6.438 m hohen Illimani. Obwohl der Aufstieg von einem Observatorium auf 5.500 m erfolgt, schafft H. den Gipfel kaum: Die Luft wird ihm schon zu dünn. Foto und © Gerhard Huber

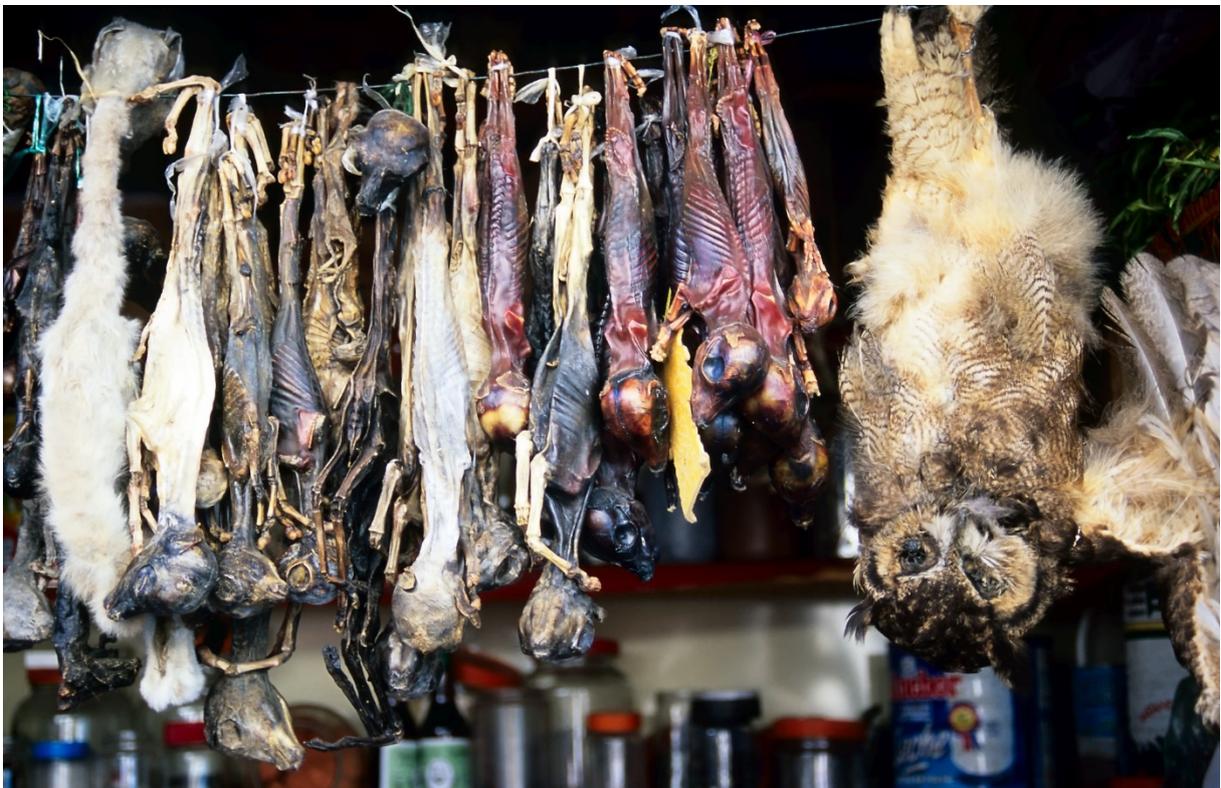


Abb.6.6.2: Getrocknete Tiere am Hexenmarkt. Foto und © Gerhard Huber

Besonders angetan hat es H. der „Hexenmarkt“ in La Paz. Da hängen nicht nur getrocknete Tiere (abb.6.6.2) sondern da liegen u.a. Berge getrockneter Embryos von ungeborenen Menschen (denn in jedes Haus muss ein Embryo eingemauert sein: Das bringt Glück!) und viele andere für H. unverständlichen Dinge. Es gibt z.B. überall zwei große Haufen von großen rot-schwarzen Andreas Bohnen. Warum ZWEI Haufen? Der eine sind die männlichen, der andere die weiblichen Bohnen (H. merkt keinen Unterschied). „Wenn man eine männliche und eine weibliche Bohne weich und dunkel bettet, und ganz in Ruhe lässt, dann entsteht ein Nachwuchs, eine dritte Bohne.“ H. amüsiert dieser Aberglauben, der allerdings auch vom Chauffeur und Portier des Hotels als Faktum gesehen wird.

Bei der Abschiedsfeier für H. muss dieser auch eine kurze Rede halten. Nach den üblichen Dankesworten beginnt H. sich über die Andreas Bohnen lustig zu machen. Empört springt der Gastgeber auf: „Unerhört, sich über etwas lustig zu machen, von dem Sie nichts verstehen, das uns aber allen vertraut ist. Sie sind unhöflicher als die Urwaldindianer, die wir vor zwei Tagen in den Yungas besuchten. Sie erzählten damals davon, dass in Österreich manchmal gefrorenes Wasser als kalte, weiße Flocken vom Himmel fällt und den Boden oft einen Meter hoch bedeckt. Alle Indianer wussten natürlich, dass das kompletter Unsinn ist, aber keiner war unhöflich und hat sich lustig gemacht, sondern sie haben sich noch für die Information bedankt.“

H. ist verlegen, entschuldigt sich, redet sich irgendwie heraus. Aber er glaubt noch immer nicht an den Andreas Bohnen Aberglauben. Er kauft einige Bohnen, experimentiert mit ihnen in Österreich. Aber er erhält keine dritte Bohne. Botaniker, die er fragt, kennen die Antwort nicht.

Aber inzwischen hat H. erfahren, wieso zwei Bohnen tatsächlich oft eine dritte hervorbringen. Wer wissen will, wie das geschieht, muss eine E- Mail senden an: hmaurer@iicm.edu.

6.7: Rückreise nach Karlsruhe

Mit einigen interessanten Zwischenstopps geht es nun zurück nach Karlsruhe. Von La Paz über den Titicacasee, mit einem Besuch einer schwimmenden, bewohnten Insel, dann mit der Peru-Rail nach Cusco mit der eindringlichen Warnung: Lassen Sie ihr Gepäck nicht aus den Augen.

Diese Warnung ist berechtigt. Während der mehrstündigen Fahrt gibt es viele Strecken, wo der Zug sehr langsam fährt. An einer solchen Stelle ist ein Tumult vor der Tür des Abteils von H. Eine junge Frau wird von einem Mann gehalten, während ein anderer ihr die Bluse und BH herunterreißt und ihr dann den Rock ausziehen will. Auf ihr Geschrei stürmen aus dem Nebenabteil zwei junge Burschen (Amerikaner, wie sich später herausstellt). Sie verjagen die beiden Wüstlinge problemlos und helfen der jungen Frau sich wieder zu bedecken. Diese entfernt sich mit ein paar unverständlichen Worten rasch.

Da hört man plötzlich Schreie aus dem Abteil der Amerikaner und sie reißen die Tür zu H.s Abteil auf. „Unsere Koffer sind weg.“ H. erklärt: „Die Frau war ein Teil des Tricks. Sie sollte euch ablenken, was gelang. In dieser Zeit hat ein weiterer Komplize eure Koffer beim Fenster hinausgeworfen. Ihr seid mehr Gentleman als ich, aber leider habt ihr jetzt ein Problem.“ Einer der beiden Amerikaner hatte Brieftasche und Pass am Körper, wie das in solchen Gegenden sinnvoll ist. Der zweite ist verzweifelt: „Ich habe Pass und Brieftasche bis auf ein paar Geldscheine im versperrten Koffer!“

H. beruhigt ihn: „Sie melden den Diebstahl der Polizei in Cusco. Nach allem was ich gehört habe, werden Sie Pass und Brieftasche mit Kreditkarten, aber ohne Bargeld zurückbekommen. Vielleicht sogar Ihre Koffer. Man ist hier nur an Bargeld interessiert.“

H. trifft die beiden mehrere Tage später zufällig wieder bei einer Besichtigung des Machu Picchu: Sie haben bis auf Bargeld und ein paar Kleinigkeiten alles zurückerhalten, auch halbzerstörte Koffer...

Sie fragen H.: „Sie scheinen sich hier auszukennen...gibt es sonst wichtige Tipps?“ H. schüttelt den Kopf. „Nein, nur eines: Mieten Sie kein Auto. Suchen sie lieber einen Taxifahrer, der gut Englisch spricht und der Ihnen sympathisch ist. Sie zahlen pro Tag viel weniger als wenn Sie ein Auto mieten und haben hoffentlich so auch einen ortskundigen Führer. Ich habe das gerade gemacht und es war sehr interessant und preiswert. Und weil ich ein größeres Trinkgeld gab, wurde ich dann noch zu einem Essen mit seiner großen Familie eingeladen.“

Zum Abschluss hier ein Bild von Machu Picchu wie man es selten sieht: Fast menschenleer in Abb.6.7.1.



Abb.6.7.1.: Machu Picchu, sehr früh am Morgen. Foto und © Gerhard Huber

(Bei austria-forum.org/af/bib unter Peru finden sich mehr als 1.700 Bilder von G. Huber und B. Mader!)

Es ergibt sich für H., dass ein Kurzbesuch von Ecuador (Quito und Umgebung), den Bahamas, Costa Rica und Monterrey (Mexico) zwar ein paar Tage kostet, aber den Flug nicht verteuert. Und von Costa Rica sieht er in kurzer Zeit so viel, dass er später dort unbedingt noch einmal hin will...

6.8: Erstmals in Australien

Als H. im Mai 1976 erstmals eine Vortragsreise nach „down under“ unternimmt, ahnt er noch nicht, wie oft er noch Australien besuchen wird, sodass es kaum ein größeres Stück des Kontinents gibt, das H. nicht irgendwann kennenlernt.

Sein erster Besuch/ Vortrag gilt Professor Peter Poole in Melbourne, dem damals führenden Softwareforscher in Australien und regelmäßigen Vortragenden auch in Europa. Er findet Poole nicht in seinem Bürogebäude, denn das war gerade zur Hälfte von Termiten aufgefressen worden!

Abgesehen von der freundlichen Gastfreundschaft von und Forschung mit Peter ist Melbourne eine große Enttäuschung: Ein unbedeutendes Stadtzentrum. Die berühmten Dandenong-Wälder hinter Melbourne eine kleines Naturreservat, kein Vergleich zu der schönen und schön gelegenen Stadt Sydney, die H. auf derselben Reise besuchen wird. (Aber: Wie sich die Zeiten ändern! Heute ist Melbourne eine wirklich besuchenswerte Stadt, mit vielen Aktivitäten am Flussufer. Man könnte sagen, dass Melbourne heute schöner ist als Sydney, selbst wenn noch immer der Strand, der angrenzenden Park und die Oper in Sydney schwer zu übertreffen sind.)

Der nächste Stopp auf der Reise ist die Südspitze Tasmaniens mit Hobart. Anfang 1975 bringt ein Frachtschiff die Hauptbrücke (Tasman Bridge), die die beiden Teile Hobarts verbindet, zum Einsturz. Zunächst gibt es nur eine kleine Fähre für 6 Personen, wenn man den Umweg von ca. 50 km vermeiden will. 1975 wird zwar eine kleine Ersatzbrücke etwas stromaufwärts errichtet, aber die Tasman Bridge selbst kann erst 1978 wiedereröffnet werden!

Hobart eröffnet 1973 das erste Casino. H. hatte das Glück am Tag der Eröffnung des neuen großen Casinogebäudes anwesend zu sein: Für diese Eröffnung erhalten Besucher nicht nur einige Chips gratis, sondern die Regeln bei Blackjack und Roulette sind so geändert, dass man einen Mindestbetrag garantiert gewinnen muss!

Besonders beeindruckend in Tasmanien ist der kalte Regenwald an der Südwestseite, der bis heute nur stellenweise touristisch erschlossen ist.

Die Straße M1/A1 von Sydney nach Brisbane mit über 900 km verläuft selten direkt am Meer, doch gibt es viele Möglichkeiten, dieses zu erreichen, wobei man die ersten 200 km nördlich von Sydney und die 200 km südlich von Brisbane wegen der Menschenmassen am besten vermeidet. Eine Überquerung der Dividing Range, die das trockene Inland vom Meer trennt, mit den vielen Wasserfällen, ist unbedingt zu empfehlen (etwa: Armidale besuchen!), man lernt damit ein ganz anderes Australien kennen.

Natürlich muss H. auch den Ayers Rock besuchen. H. fliegt nach Alice Springs. Eine Krankenschwester, die er beim Flug kennen lernt, lädt ihn ein, das Spital zu besuchen. Dort zeigt sie ihm u.a., dass man Aborigines nicht in Betten legen darf, denn da fallen sie heraus. Man muss sie auf den Boden legen.

Mit einem Geländewagen fährt H. die 450 km nach Süden, wo ein primitiver Airstrip und ein kleines Motel in der Nähe des Ayers Rock seit den 1960ern existieren.

Blick in die Zukunft: Jahre später landet H. fast an derselben Stelle auf einer Asphaltpiste, neben der ein riesiges Hotel steht. Aber dieses wird später abgetragen und weiter vom Ayers Rock entfernt wieder aufgebaut. Die Besteigung des Ayers Rock (ca. 400 m) wird zeitweilig mit einem am Felsen verankerten Seil unterstützt, aber Aborigines setzen dem Besteigen des heiligen Uluru mehr und mehr Hindernisse

in den Weg. Seit 2019 darf man nicht mehr auf den Felsen, sondern kann nur von Rundwegen aus einen gewissen Eindruck gewinnen.

6.9: Nachwirkungen

In der Zeit in Karlsruhe verschlechtert sich der gesundheitliche Zustand von H.s Mutter so stark, dass sie ins Spital muss. H. fährt daher die lange Strecke Karlsruhe-Wien und zurück fast jedes Wochenende, um die Mutter besuchen zu können. Einmal erlauben die Ärzte, dass sie einige Stunden aus dem Spital eine Rundfahrt mit H. durch ihren geliebten Wienerwald macht. H. interpretiert dies als positives Zeichen (oder will es so interpretieren), in Wahrheit haben die Ärzte die Mutter „aufgegeben“. Am Abend will die Mutter nicht zurück ins Spital, sondern in der Villa in Rekawinkel bleiben und freut sich, wie sich alles seit der Übernahme der Firma durch Georg positiv entwickelt hat. Weder H. noch Geschwister erlauben ihr aber, in der Villa zu bleiben, das widerspräche dem Versprechen, das sie den Ärzten gegeben haben.

Im Spital verabschiedet sich H. mit „Bis nächste Woche“ „Nein“, sagt die Mutter, „du wirst mich nicht mehr lebend sehen. Ich werde diese Woche sterben.“

Tatsächlich stirbt sie am Mittwoch allein im Spital, genau was sie nie wollte.

Hermann trifft dies sehr. Er wird alles daran setzen zu verhindern, dass ihm das auch mit Vater geschieht, aber noch weiß er nicht, wie das geschehen kann.

Wie früher erwähnt, wohnen H. und Familie ab 1971 in einem Haus in Wöschbach nahe Karlsruhe. Der Besitzer meldet 2 Jahre später Eigenbedarf an. Durch Zufall finden sie in der Nähe ein sehr günstig zu mietendes Traumhaus: Am Ende einer Sackgasse, schöner Garten, Wohn-, Ess- und Kaminzimmer, Zimmer im Untergeschoß mit großem Indoor-Swimming Pool, mehrere Schlaf- und Gästezimmer, wunderbarer Blick auf Wiesen und Wälder. Leider ist es klar, dass die

noch nicht volljährige Besitzerin irgendwann das Haus beanspruchen wird: An einen Kauf ist angesichts der dafür notwendigen Geldsumme nicht zu denken. Anfang 1977 geschehen dann zwei Dinge fast gleichzeitig: Unsere jüngste Tochter Lisa wird geboren, und H. erhält ein Angebot als Gründungsprofessor für Informatik an der Technischen Universität Graz.

Die Bedingungen in Graz sind durch Zusammenwirken von Land, Bund und Forschungsgesellschaft (Joanneum Research) überraschend gut, beinhalten sogar Mittel, jährlich bis zu 20 Besucher aus der ganzen Welt eine Woche nach Graz einzuladen. Insgesamt scheint die Situation zu garantieren, dass eine größere Forschungsgruppe entstehen kann.

Außerdem wird H. damit näher bei seinem kränkelnden, alleinstehenden Vater sein. Also nimmt H. zur Verblüffung seiner damals schon über 80 Informatikkollegen den Ruf nach Graz („in die Nähe des Balkans“, wie seine Kollegen sagen) an, wo er vorhat, ein großes Informatikinstitut aufzubauen.

H. tritt am 1. 12. 1977 seine neue Stelle an. Land- und Bund helfen mit Zuschüssen und zinsfreien Krediten, sodass H. ein nettes (halbfertiges) Haus kaufen kann und die gesamte Familie dann schon anfangs 1978 nach Graz übersiedelt.

Kapitel 7: Neuanfang in Graz (1978- 1993)

7.1: Der Anfang

Fast wie anfangs in Wöschbach „kampieren“ die Maurers in Graz am Anfang in einem halbfertigen Haus, das erst nach einigen Arbeiten in Haus und Garten wirklich bewohnbar wird.

Im Folgenden wird zunächst die allgemeine Entwicklung des Instituts an der TU Graz in den 15 Jahren beschrieben. Anschließend wird auf einige amüsante Episoden hingewiesen.

7.2: Die Allgemeine Entwicklung

(Vorweg sei angemerkt, dass vieles vom Folgenden bei austria-forum.org/af/bib im Austria Forum gut dokumentiert ist. Und zwar die Zeit 1959-1997 unter „Theorie und mehr“ (englischer Beitrag), die sehr professionelle Präsentation des Instituts von 1977 bis 2000 von H.s früherem Mitarbeiter Dr. Peter Sammer unter „MUCH-Institut bis 2000“. Wer noch mehr lesen will, sei auf den Bericht über die ersten 30 Jahre der Grazer Informatik unter „Institut bis 2007“ hingewiesen. Dieser ist auch mit mehr Bildern und englischen Texten verfügbar, als PPT unter „Institut bis 2007 englisch“. Und H.s Lebenslauf findet sich unter „Herausgeber Maurer“, sein IT-Lebenslauf unter „It-Lebenslauf“, weshalb hier vieles auslassen werden wird, bzw. sich auch einiges wiederholt, wenn man allen Links nachgeht.)

In Graz kann H. von Professor Florian zwei Mitarbeiter übernehmen: Günter Haring, der später Professor an der Uni Wien wird und Reinhard Posch, den H. später habilitiert und als zweiten Professor für Informatik an der TU Graz durchsetzen kann. H. ist stolz, dass Posch ihn im Laufe seiner Karriere weit überholt. Posch war lange CIO der Bundesregierung und ist nach wie vor in Graz aktiv. Für Dr. Volkmar Haase, schon in Karlsruhe bei H., hat H. eine Stelle in Graz durchgesetzt. Er wird später a.o. Professor in Graz, hat entscheidend zur Lehre, aber auch zu den ersten Versuchen mit BTX beigetragen (mehr zu BTX in 7.5.). Wie gut ein Institut funktioniert hängt auch stark vom Sekretariat ab: Da hat H. anfangs mit Andrea Kleinschuster Glück (die später zu Posch und noch später ins Dekanat wechselt), und dann kommt „Malou“, Frau Lampl, die wohl die beste Sekretärin ist, die je mit H. arbeitet. Im speziellen Fall mehrere Jahrzehnte lang und H. immer wieder hilft.

(Siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Weitere Freunde, wo man Bilder vieler der frühen Mitarbeiter (und Besucher) H.s in Graz findet.)

Besonders hervorzuheben ist aber die Hilfe, die H. von Kollegen an der TU Graz, der Uni Graz, und JOANNEUM Research erhält, wobei aus vielen Bekanntschaften tiefe Freundschaften wurden.

Eine Aufzählung ist zu kompliziert, aber zumindest Professor Herbert Kraus von der UNI Graz (der leider viel zu früh stirbt) und seine Gattin Uta, die echte und gut gute Freunde werden, seien hier erwähnt. Herbert war österreichweit bekannt als Leiter der Akademie für Führungskräfte und verschafft H. unzählige wichtige Kontakte, Uta Kraus wird nicht nur von H. als die vermutlich beste Köchin in Graz genannt, die zu H.s Freude, HU. noch immer von Zeit zu Zeit verwöhnt.

Nachdem H. Herbert und Uta Kraus mit Recht positiv erwähnt, wenn auch viel zu kurz, kann er hier doch das sicher übertriebene Loblied der beiden auf H. wiedergeben:

Hermann war sicher einer der größten Glücksgriffe bei Ernennungen an die Technischen Universität Graz. Nicht nur als Wissenschaftler mit internationalem Ruf, sondern auch menschlich – vor allem als Freund und Gesprächspartner für mich.

Als ich erfuhr, dass er den Ruf angenommen hatte, war es für mich eine fast kaum zu glaubende großartige Nachricht. Endlich ein Gesinnungsgenosse auf dem Gebiet Computer Science und elektronischer Datenverarbeitung - und noch dazu jemand mit kolossaler Erfahrung mit dem man sich endlich austauschen konnte. Hermann hatte das technische Wissen (z.B. MUPID etc.) und ich versuchte zu der Zeit mein praktisches Wissen Firmen nahe zu bringen und sie zur Umstellung auf Elektronik zu schulen. Eine Symbiose!

Mit der Familie Maurer kam auch noch auf anderer Ebene frischer Wind in das Universitäts- oder Campus- Leben von Graz. Wie sie es aus dem angelsächsischen Raum gewohnt waren, traf man sich nun auch hier privat - und bei Maurers vor allem auch international.

Ihre ungezwungenen Feste und Partys waren immer ein Highlight nach großen Tagungen oder Veranstaltungen. Man traf Wissenschaftler aus aller Welt, an die man sonst nie heran gekommen wäre.

Hermann ist sicher einer der phantasievollsten, klügsten und interessantesten Visionäre und Gespräche mit ihm immer befruchtend und anregend.

Die ersten 15 Jahre in Graz waren auch beruflich besonders spannend. Einerseits, aus der Sicht des Aufbaus der Informatik, andererseits aus der Sicht der Forschung. Da verfolgt H. mit jungen, aber sehr begabten Mitarbeitern, sowohl neue Aspekte der Datenstrukturen weiter, wie in Karlsruhe angefangen, aber auch formale Sprachen, e-Learning und Medientechniken. Möglich wird die hochkarätige Forschung vor allem, weil das Ministerium (Ministerialrätin Dr. Barbara Borek) in den Berufungsverhandlungen zusagt, dass H. außergewöhnliche Wissenschaftler aus aller Welt auf kurze Forschungsaufenthalte nach Graz einladen darf. So hat H. in den ersten 15 Jahren wohl mehr als 200 der besten Informatiker der Welt an der TU Graz. Einige Namen seien hier nur beispielhaft erwähnt:

Albert (D), Azuma (Japan), Barth (D), Bentley (USA), Bode (D), Brauer (D), Brzozowski (Kanada), Cailliau (Fr), Calude (NZ), deBakker (NL), Engeler (CH), Cremers (D), Gillard (Kanada), Ginsburg (USA), Havel (CZ), Hule (Brasilien), Kulahturamaiyer (Malaisien), Makedon (USA), Marchionini (USA), Matula (USA), Nagl (D), Neuhold (D), Nivat (Fr), Ottmann (D), Pachauri (Indien), Paz (Israel), Poole (Australien), Preparata (USA), Reusch (D), Rozenberg (NL), Salomaa (Finnland), Stucky (D), Subborough (USA), vanLeeuwen (NL), Wegner, L. (D), Wegner, P. (USA), Witten (Neuseeland), Wotschke (D), Wood (Kanada), Zima (D),...

In diese Zeit fällt auch die Erstellung einer Geographie CD mit dem Hölzel Verlag. H.s Freund und nun seit Jahren auch Editor des Austria-Forum Hasso Hohmann schreibt dazu:

Kleine Geschichte zum digitalen Hölzel-Schulatlas

Als ich das erste Mal von Univ.-Prof. Ph. D., MAE Hermann Maurer hörte, sprach man eher mit gedämpfter Stimme von ihm als dem Papst der digitalen Techniken auf der Technischen Universität in Graz. Wohl auf Grund meiner schon zu dieser Zeit sehr umfangreichen privaten Diathek wurde ich 1993 eingeladen, mich an der Herstellung eines digitalen Atlas' der Firma Hölzel in Wien, organisiert durch Hermann Maurer, zu beteiligen. Damals dachte ich, auf diese Weise diesen für die TU Graz so wichtigen Mann endlich einmal kennen zu lernen. Aber der Kontakt ging nur über sein Sekretariat. Ihn bekam ich nicht zu sehen. Ich suchte die entsprechende Zahl an Dias für die drei gewünschten Staaten Guatemala, Mexiko und Honduras heraus, formulierte dazugehörige Bildtexte, und übergab alles. Die Dias wurden gescannt und zurückgegeben. Danach hörte ich lange nichts von dem Projekt.

In Guatemala gibt es das „Instituto Austriaco Guatemalteco“, eine von Österreich finanzierte Schule samt Gymnasium für Schüler aus der Oberschicht. Hier ging damals auch einer der Jugendlichen aus der Familie des Architekten und Mayaforschers Oscar Quintana Samayoa zur Schule. Er hatte in Gesprächen viel über die Maya-Kultur gehört. Dabei war auch öfter der Name Hohmann gefallen. Als in dieser Schule der digitale Hölzel-Weltatlas aus Österreich eingeführt wurde, entdeckte er bei den Fotos zu Guatemala meinen Namen und fragte zu Hause nach, ob es sich wohl nicht versehentlich um einen Archäologie-Atlas handle und ob der Name wirklich identisch mit dem in Gesprächen gehörten Namen sei. Oscar konnte die Personen- und Namensgleichheit nach kurzer Überprüfung des Sachverhaltes bestätigen. So waren durch die Digitalisierung meiner Fotos für den

Atlas meine in Guatemala aufgenommenen Bilder aus Europa nach Guatemala wieder zurückkehrt. Ich erfuhr etwas später auf diese Weise von Oscar, dass der Atlas wirklich hergestellt worden war.

Hermann Maurer lernte ich bald darauf bei einem durch den damaligen Präsidenten des Kiwanis Clubs Dr. Bernd Mader organisierten Treffen auch persönlich kennen. Mader meinte, ein gegenseitiges Kennenlernen könnte in gegenseitigem Interesse sein.

Hermann Maurer ist eine unglaublich vielseitig interessierte und auf den unterschiedlichsten Gebieten engagierte, einzigartige Persönlichkeit. Für ihn war der digitale Weltatlas damals nur ein kleiner Nebeneffekt seiner Tätigkeiten. Seit damals sind wir befreundet und kooperieren vor allem für das Austria Forum.

Eine ganz wichtige Unterstützung kommt von Sektionschef Dr. Norbert Rozsenich, der vor allem bei den Forschungs- und Entwicklungsarbeiten um MUPID/BTX und Hyperwave (s.u.) das Institut wesentlich unterstützt, und nur durch ihn die Entwicklungen überhaupt möglich sind.



Abb.7.2.1: Sektionschef Dr. N. Rozsenich, einer der besten Freunde H.s und einer der wichtigsten Förderer der Informatik in Graz.

7.3: Dynamisierung

Bei den Datenstrukturen steht die „Dynamisierung von Verfahren“ im Vordergrund. Man betrachte etwa eine große Kundendatei, wo es zu Kundennamen weitere Information gibt, wie etwa Adresse, Bestellungsstatus, usw. D.h. man hat für jeden Kunden einen „Datensatz“, der durch den Namen identifiziert ist. Um also den Datensatz eines Kunden zu finden muss man die Liste der Namen durchsuchen. Dies geht natürlich dann schnell, wenn diese Liste sortiert ist.

Vereinfacht kann man sich den Speicher eines Computers vorstellen als hintereinander liegende Speicherzellen, von denen jede einen Datensatz enthalten kann. Legt man jetzt also die Datensätze einer Kundendatei hintereinander nach Kundennamen alphabetisch sortiert in aufeinanderfolgende Speicherzellen an, so kann man in n Schritten einen Kunden unter 2 hoch n Kunden finden, also z.B. mit nur 16 „Computeroperationen“ jeden Kunden in einer Datei mit ca. 65.000 Kunden (!), weil ja 2 hoch $16 = 65.536$ ist. (Weil nach dem ersten Versuch in der Mitte nur $\frac{1}{2}$ Kunden verbleiben, nach 2 Versuchen in der richtigen Hälfte nur noch $\frac{1}{4}$, nach drei nur mehr $\frac{1}{8}$, usw.) Freilich, die Kundenbasis ist nie stabil: Es kommen neue dazu, existierende verschwinden.

Will man nun aber einen neuen Kunden neu anlegen (also „einfügen“), dann ist die gewünschte Speicherzelle meist schon belegt, man muss daher vielleicht tausende Kundensätze verschieben, also tausende Computeroperationen durchführen. Und ähnlich ist dies, wenn man einen Kunden entfernen will, denn um ein „Loch“, eine unbelegte Speicherzelle, zu vermeiden, müssen potenziell viele Kundensätze verschoben werden. Mit anderen Worten, bei der Anordnung der Kundensätze in alphabetischer Reihenfolge findet man einen Kundensatz schnell, bezahlt dies aber mit sehr großem Aufwand bei der Veränderung des Bestands von Kunden. Bis Anfang der sechziger Jahre plagt diese Tatsache viele große Anwendungen. Natürlich entwickelt man einige Tricks, die die Situation verbesserten, befriedigend sind sie nicht.

Dann gelingt es 1962 den Russen Adelson, Velskii und Landis eine Methode („AVL Bäume“) zu erfinden, die es ermöglicht, ganz rasch Datensätze zu finden, aber auch genauso rasch Datensätze einzufügen und zu entfernen!

Sehr vereinfacht ausgedrückt: Es gibt viele Situationen, wo man in einem Datenbestand etwas rasch finden kann, wenn dieser sich nicht verändert und entsprechend vorstrukturiert ist. Kaum kann sich der Datenbestand aber ändern, wird die Situation knifflig: Das steckt hinter den angesprochenen Dynamisierungsfragen.

Diese Stoßrichtung verfolgt H. mit seinem Team in Graz.

Zwei in diesem Bereich international besonders anerkannte Personen machen bei H. Diplom- und Doktorarbeit: Herbert Edelsbrunner und Franz Aurenhammer. Franz hat eines der wichtigsten Werkzeuge für Untersuchungen in der „algorithmischen Geometrie“ in seiner Habilitationsschrift so gründlich erforscht, dass seine Publikation noch immer DIE Standardarbeit dazu ist, auch wenn er (nun schon langjähriger Professor an der TU Graz nach einem Berliner Intermezzo) inzwischen viele weiteren Gebiete professionell abdeckt.

Herbert wird schon kurz nach seiner Dissertation in die USA abgeworben und macht als Forscher (und dazwischen auch als Gründer einer Firma dort Karriere), bevor er eine der prestigeträchtigen Professuren am IST (Institute for Science an Technology in der Nähe von Wien) annimmt. Seine wissenschaftlichen Leistungen werden auch durch die Verleihung eines Ehrendoktorats an ihn von der TU Graz im Jahr 2006 anerkannt.



Abb.7.3.1: Drei Ehrendoktorate der TU Graz, die H. anregte: Edelsbrunner, Zich und Salomaa (das vierte seiner 9 Ehrendoktorate). Im rechten Bild: Rektor Kahlert, H., Salomaa Fotos: Privatarchiv H. Maurer

7.4: Formale Sprachen

H.s Anfangszeit in Graz ist auch der Höhepunkt seiner Karriere im Bereich formale Sprachen, in einem Gebiet wo er in der MSW Gruppe (MSW= Maurer, Salomaa, Wood) Mitautor bei dutzenden interessanten Publikationen sein darf, wo Arto Salomaa sicher die wichtigste Rolle spielt und immer, wenn es nicht weiter zu gehen scheint, doch eine Lösung findet. Die enge Kooperation mit Rozenberg (den H. als phantasie reichsten Forscher der Welt schätzen lernt) und Karel Culik II (der genial, aber schlampig, das lange offene DOL Sequence Equivalence Problem löst) darf H. hier stellvertretend für die vielen hochkarätigen Forscher, die H. nach Graz bringen kann, nennen.

Aber ein Ex-Mitarbeiter, den H. für einen der genialsten Theoretiker überhaupt hält, muss getrennt erwähnt werden: Emo Welzl. Mit ihm und Arto Salomaa gelingt H. ein tiefer theoretischer Beweis über bestimmte formale Sprachen, der- wie sie erst Jahre später verstehen-, ein Jahrzehnte lang offenes Problem der Graphentheorie löst!

7.5: MUPID und BTX

Der Durchbruch für die Informatik in Graz gelingt Posch und H. mit der Entwicklung eines netzfähigen, programmierbaren Kleincomputers MUPID.

(Siehe bei austria-forum.org/af/bib unter „BTX und MUPID“).

MUPID und BTX sind Vorläufer des heutigen Internets bzw. WWW zu einer Zeit, wo es noch keine PCs gab. Im Bild das MUPID Team in Abb. 7.5.1.:



Abb.7.5.1.: Vordere Reihe von rechts: H., Bogensberger (heiratete später Greiner), Karl-Christian Posch, Jaburek; in der zweiten Reihe von rechts: Greiner, Walter Schinnerl, neben ihm Fellner (für die Grafik u.a. die Vektorgrafik zuständig, was letztlich auch zu seiner Dissertation und einem Buch führte), ganz links Sammer, neben ihm Soral (siehe HOTACT) der vierte von links mit der dunklen Krawatte ist der wichtigste in der Gruppe: Reinhard Posch und neben ihm Helmut Mülner, der den Basic Interpreter und ein Buch darüber schrieb.

Sie stellen zusammen MUPID im Juni 1982 der Öffentlichkeit vor und zeigen der Post (Telekom), Informatikfirmen, potentielle Investoren und vor allem dem Forschungsministerium, dass ihre Arbeit etwas Sinnvolles ergeben hat, das nicht nur die Produktion von diesen Geräten in der Steiermark möglich machen wird, sondern auch, dass die Informatik an der TU Graz zusätzlich zur bisherigen großzügigen Projektfinanzierung kräftig ausgebaut werden sollte.

Dass die Entwicklung von BTX und MUPID ohne den enormen Einsatz und die Unterstützung von Mag. Peter Lechner (Dr. Peter Lechner, nach seiner Pensionierung machte er das Doktorat!), damals für Marketing bei der Post zuständig, gänzlich unmöglich gewesen wäre muss festgehalten werden, siehe Abb. 7.5.2.

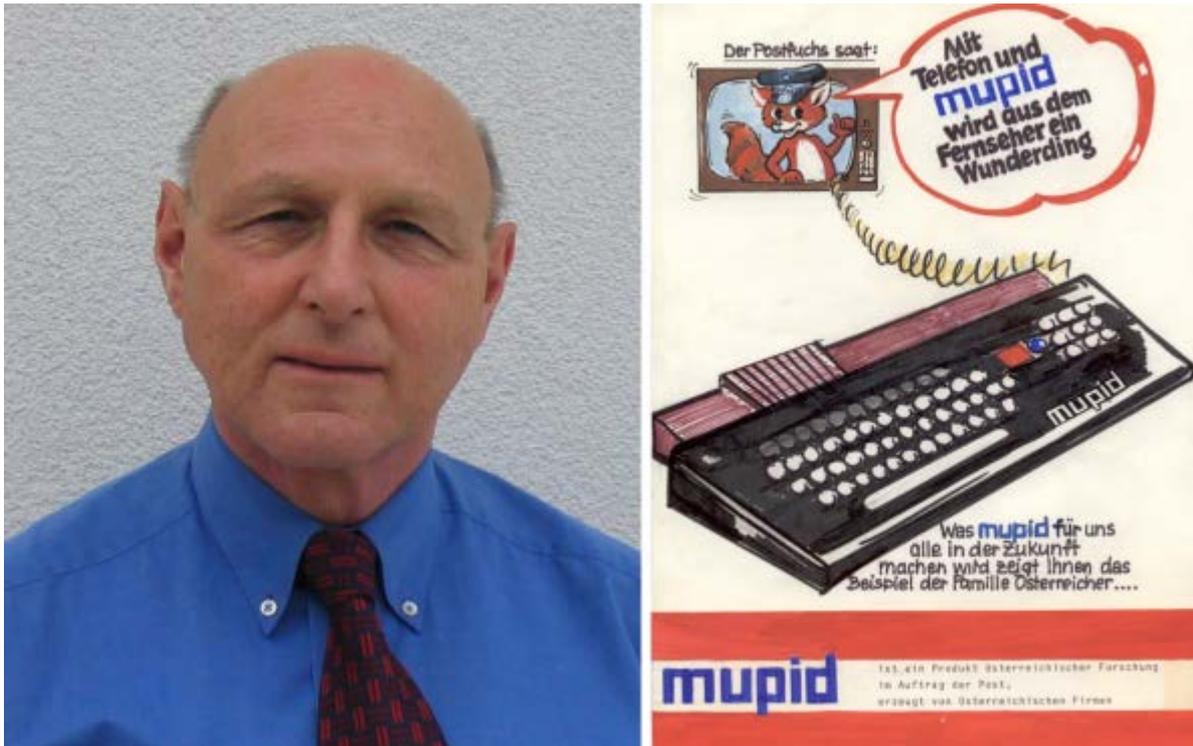


Abb.7.5.2_ Dr. Peter Lechner, der Mann der für Verbreitung von BTX und MUPID (rechst) bei der damaligen Post zuständig war

Auch DI Michalke und Dr. K. Sambor waren verlässliche Helfer und vertrauten dem Siegeszug eines BTX ähnlichen Systems, was sich ja mit WWW bestätigte.

Niemand ahnt damals, dass immerhin fast 50.000 MUPIDs erzeugt werden (von denen viele in den Export gehen), dass aber ein langfristiger Erfolg durch Querelen innerhalb der europäischen Staaten (klingt vertraut, oder?) doch nicht gelingen wird--- sonst hätte heute Österreich eine Computerfirma mit Weltgeltung.

Das Besondere am MUPID-BTX Konzept sind nicht nur seine Grafikfähigkeiten (siehe etwa Abb.7.5.4) und die Unterstützung von Chats und Diskussionsforen (in Vorwegnahme der heutigen Blogs und Social Networks), sondern dass MUPID das Netzwerk als Daten- und Programmspeicher verwendet, und damit das Konzept der Cloud und der Apps (damals nennt H. das "Telesoftware", weil die Software aus dem Netz in den MUPID geladen wird) vorwegnimmt. Es ist mit MUPID möglich, Systeme zu installieren, die gegen Viren weitgehend, und gegen Trojaner vollständig gefeit sind!

Man konnte mit MUPID auch synchron oder asynchron (auch mit mehreren Personen!) gleichzeitig ein Spiel spielen und dabei zu Chatten, wie das Beispiel in Abb. 7.5.3 am Beispiel Schach zeigt. (Übrigens, wenn kein Partner verfügbar war sprang der Computer als Partner ein und wählte einen Vornamen, und konnte auch einen Chat a la Eliza durchführen!).

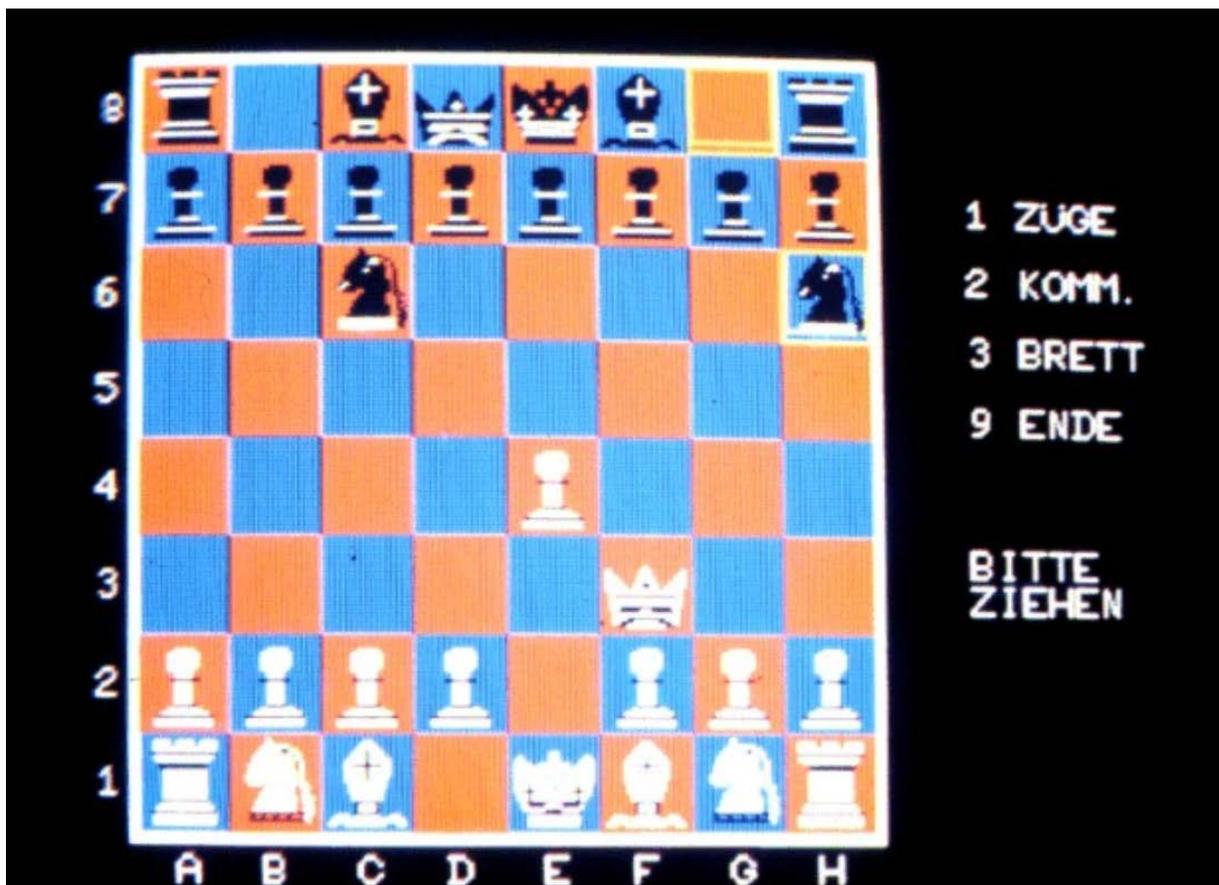
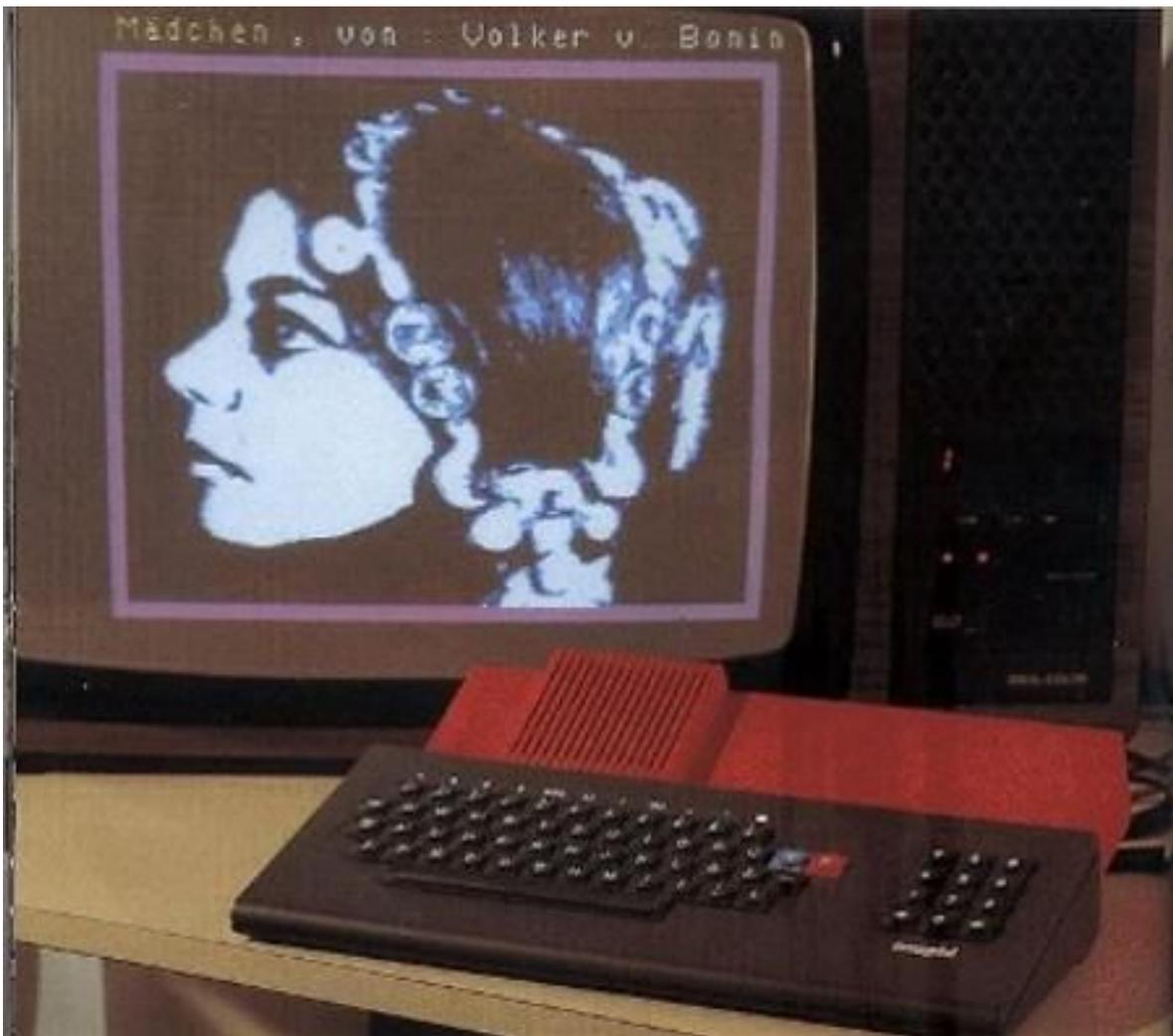


Abb.7.5.3: Teleschach mit MUPID. „2 KOMM.“ Für einen Chat.

Besonders stolz ist das MUPID Team über Abb. 7.5.4:



Abb. 7.5.4: Mehrere Konfigurationen des MUPID stehen in der „Hall of Fame“ des Computermuseums in Mountainview, Kalifornien. Foto und ©: Siegrid Vössner.



Die Beschreibung der Leistungen der einzelnen BTX Mitarbeiter würde ein eigenes Buch verlangen. Es sei aber doch erwähnt, dass natürlich ohne das Team Prof. Reinhard Posch und Dr. Karl Christian-Posch (nicht verwandt), oder die absolut ungewöhnlich fehlerfreie Programmierung der PROM Software durch DI Walter Schinnerl, die Vektorgrafik Entwicklung durch den späteren Professor Dr. Dieter Fellner, den eleganten BASIC Interpreter von Helmut Mülner, den Einsatz von DI Gerhard Greiner und die Anwendungen durch Dr. Peter Sammer kein Erfolg möglich gewesen wäre, wobei ich nun auch aus Platzgründen wieder nur einen Teil des Teams nenne.

(Diverse weitere Bilder von wichtigen und langjährigen Mitarbeitern siehe bei austria-forum.org/af/bib unter „Weitere Freunde“!).

H. erwähnt oben, dass MUPID europaweit kein Erfolg werden konnte, weil sich fast kein Land an die unterzeichnete Norm hielt. Warum die Verbreitung in Österreich nicht rasch gehen konnte wird in dem Beitrag erklärt, den Peter Lechner zur Verfügung stellt und der nachfolgend kursiv unverändert präsentiert wird. Man beachte aber, wenn in den meisten Ländern pro Million Einwohner so viele MUPIDs wie in Österreich eingesetzt worden wären, wäre MUPID eine Weltmacht geworden, unabhängig von der Entwicklung in Österreich, die aber ohnehin durch Bewerbung seitens der Post und Vermietung der Geräte stark unterstützt wurde. Freilich, in Frankreich wurde ein nicht normkonformes Gerät (Teletel-Terminal) in hunderttausenden Stückzahlen interessierten Personen gratis zur Verfügung gestellt! Nun aber der Beitrag von Peter Lechner:

BTX in Österreich

Wer zu früh kommt, den bestraft die Geschichte

Bereits am Beginn der 80er Jahre entstanden in einigen europäischen Ländern digitale Datennetze mit von privaten Anbietern

eingebrachten Informationen für die Öffentlichkeit. Der damaligen Situation entsprechend wurden diese Netze von den monopolistischen Fernmeldeverwaltungen installiert und betrieben. Die technischen Standards dafür wurden im Rahmen der CEPT (European Conference of Postal and Telecommunications Administrations) definiert .

Auf der Userseite war die technische Basis außer einem Telefonanschluß ein "datenfähigen Endgerät", im einfachsten Fall ein Farb-TV-Gerät mit Decoder oder ein Terminal mit kleinem schwarz/weiß-Bildschirm, und ein Wählleitungsmodem, extern oder im Terminal eingebaut. Für dieses Datennetz wurde in Österreich, Deutschland und der Schweiz der Name „Telefon-Bildschirmtext“ (abk. BTX) gewählt - nicht zu verwechseln mit dem vom ORF gesendeten „Teletext“).

Die Situation in Österreich

Schon beim Start des Probetriebes von BTX (1982) entstand eine sehr emotionale öffentliche Debatte. Einerseits wurde das neue System durch unrealistisch positive Prognosen hinsichtlich Nutzen und Zuwachsraten an Teilnehmern glorifiziert, andererseits wegen der nebulösen Befürchtung, es würden sich Arbeitsplatzvernichtung sowie Überwachung und Ausnutzung von Arbeitnehmern in großem Stil ergeben, scharf kritisiert. Institutionen, die sich heute darin überschlagen, eine allumfassende „Digitalisierung“ zu fordern, ritten heftige Attacken gegen BTX. Der Systembetreiber "Post" oder „PTV" (formal richtig: die "Post- und Telegraphenverwaltung", die Sektion III des damaligen Bundesministeriums für Verkehr), befand sich - als Teil der staatlichen Verwaltung in seinen Handlungsmöglichkeiten limitiert - in dem nicht auflösbaren Dilemma, einander widerstrebende Gruppeninteressen gleichermaßen bedienen zu müssen.

Zudem wurde in der öffentlichen Kritik und in den Medien die Post bei BTX zu Unrecht für die abrufbaren Inhalte als verantwortlich betrachtet und damit in die Position eines Medienunternehmens gedrängt. Das war eine ganz ungewohnte Rolle, denn bisher war die Post nur für Transport- und Vermittlung von Gütern oder Nachrichten (Briefpost, Paketpost und Telefon) aufgetreten; es war egal, welche

Inhalte befördert oder was am Telefon gesprochen wurde. Als BTX-Systembetreiber konnte die PTV aber auf die von den privaten Anbietern eingebrachten Inhalte (den „Content“) nur dann regulierend eingreifen (durch Löschung), wenn diese offensichtlich gesetzeswidrig waren (Problem der Beurteilung); sonst waren die Anbieter und deren Inhalte selbstverständlich durch das Grundrecht auf Meinungsfreiheit geschützt. Nicht genehme Inhalte wurden von den BTX-Gegnern als zusätzliche Argumente verwendet, um das System zu attackieren.

BTX war damals in vielen Punkten besser als heute das WWW (nur nicht in der Geschwindigkeit, siehe unten): Es gab keine Spams, keine Viren, keine Trojaner. Es gab Apps („Telesoftware“), die Cloud (die Server, in denen die Daten und Programme gespeichert waren) und Chatrooms. Ein weiterer Vorzug war die integrierte Inkassofunktion: Kostenpflichtige Seitenabrufe oder über Teleshopping getätigte Einkäufe wurden beim Käufer über die Telefonrechnung eingezogen und dem Anbieter bzw. Verkäufer überwiesen. Anders als bei späteren World Wide Web gab es auch ein Verzeichnis der abrufbaren Inhalte – ein Komfort, den das WWW erst durch Suchmaschinen bieten konnte.

Das in Österreich zunächst verwendete Datenterminal MUPID war ein Personal Computer mit Kommunikationsfähigkeit. Es wurde von der PTV an die Kunden vermietet, weshalb keine hohe Investition für einen Einstieg erforderlich war. Schulen wurde Mupid kostenlos zur Verfügung gestellt. Technisch war MUPID dem damals marktdominierenden „IBM PC“ überlegen, besonders in der Graphikleistung. MUPID war eine Entwicklung der Technischen Universität Graz (Maurer, Posch) und wurde auch in Österreich gefertigt. Andere Länder verwendeten z. T. sehr einfache Datenterminals, mit denen das Potential von BTX nur eingeschränkt genutzt werden konnte. MUPID kann zudem als Vorzeigeprojekt einer gelungenen Kooperation von marktnaher universitärer High-Tech-Forschung und Entwicklung mit einem Unternehmen des öffentlichen Bereiches gelten. Diese erfolgreiche Zusammenarbeit mit der TU Graz wurde später auch bei Entwicklung von Softwarelösungen zur Verwendung anderer Computer (Commodore Amiga, IBM-PC)

fortgesetzt. In Kooperation mit der TU Graz erhielt auch jeder BTX-Nutzer eine Internet E-Mail Adresse lang bevor das Internet in Europa für ein Massenpublikum populär wurde und wurde so zum Wegbereiter für die rasche Akzeptanz des Internets auch außerhalb des universitären Bereiches in Österreich.

Mit dem Grundbuch (ab 1986), dem Handelsregister (Firmenbuch) und dem Grundkataster spielte BTX eine Vorreiterrolle bei Online-Rechtsdatenbanken. Das „ETB“, ein österreichweites Elektronisches Telefonbuch bot erstmals allen Telefonkunden Österreichs den Zugriff auf ein bundesweites und immer aktuelles Telefonverzeichnis.

Alle großen Banken offerierten Online-Banking über BTX, wenn auch nicht ohne Vorbehalte. Es bestand die Sorge, dass das Filialgeschäft dadurch leiden könnte. Dementsprechend hielten sich die Banken mit Werbung für „Tele-Banking“ (so hieß das damals) zurück.

Tatsächlich hatte Österreich bei BTX eine weltweit führende Position inne. Trotz dieser sehr guten Ausgangsposition entwickelte sich BTX aber nur sehr langsam. Der Teilnehmerzuwachs lag trotz erheblicher Anstrengungen beim Marketing, weit unter den zu optimistischen Prognosen, mit denen die viel zu hohen Erwartungen in Deutschland auf unzulässige Weise auf Österreich (mit seiner viel schlechteren Situation beim Telefonnetz) übertragen wurde. Die entscheidenden Gründe der langsamen Entwicklung waren:

Verfügbarkeit von Telefonanschlüssen

Das österreichische Telefonnetz bot damals zu einem erheblichen Teil nur "Partyline-Anschlüsse" (Teilanschluss“, "Viertel-Telefon", eine heute vergessene Technik), bei denen ein Modem praktisch nicht eingesetzt werden konnte. Somit war die für einen BTX-Anschluß überhaupt in Frage kommende Grundgesamtheit viel kleiner als die Anzahl der Telefonteilnehmer insgesamt. Zahllose Bestellungen konnten nicht erfüllt werden, weil eben kein geeigneter Telefonanschluß vorhanden war.

Geschwindigkeit

Die Datenübertragung war, dem damaligen Stand der Technik entsprechend, langsam: Die Geschwindigkeit für den Up- und Download von Daten lag um Größenordnungen unter dem heute üblichen DSL-Standard beim Internet. Der (offizielle) Einsatz „schnellerer“ Modems scheiterte am Widerstand der „analogen Fraktion“ unter den Postingenieuren (was durch sehr elastische Auslegung des Begriffs „Versuchsbetrieb“) etwas gemildert wurde.

„Digital Immigrants“ – Überforderung der Zielgruppe

Der sozio-demographische Kundenkreis bestand - in der heutigen Terminologie - fast ausschließlich aus "digital immigrants"; "digital natives" gab es (noch) nicht. In der Bevölkerung gab es also kaum Kenntnis über den Umgang mit der neuen Technologie, zumal mit einem Computer wie z.B. MUPID. Viele Kunden kamen damals noch nicht einmal mit einem Drucktasten-Telefon zurecht. Der technische und kaufmännische Support der PTV musste massiv und sehr kostenintensiv ausgebaut werden, ohne dieses Problem wirklich beheben zu können. BTX war besonders in technischer Hinsicht seiner Zeit weit, zu weit voraus: Plakativ und in Abwandlung eines Gorbatschow-Zitates formuliert: "Wer zu früh kommt, den bestraft die Geschichte."

Preispolitik

Österreich hatte damals extrem hohe Telefongebühren mit Zeittaktung. Durch die Systemnutzung entstanden daher für den User sehr hohe Zeitgebühren - paradoxerweise, aber technisch unvermeidlich - umso höhere, je schlechter (langsamer) die Datenübertragung funktionierte (wegen der notwendigen Übermittlung von Korrekturdaten). Die Preispolitik war mit einem weiteren Fehler behaftet: Die "Anbieter" - Kunden, die den Content einbrachten, entweder als Sammlung von "Seiten" (ähnlich einer Website), mussten für den belegten Speicherplatz bezahlen. Richtiger wäre es gewesen, den Speicherplatz kostenlos zu Verfügung zu stellen und über die dann stärkere Nutzung (Zeitgebühren) höhere Einnahmen zu generieren – verbunden ev. mit einem über die Nutzung degressiven Gebührenmodell.

Großanbieter wie Banken waren mit ihren Servern über eine Breitbandverbindung (Datex-P) mit Datenvolums-Vergebührung verbunden. Das bedeutete, dass beim Datenabruf von diesen Servern zwei Gebühren fällig waren. Das war eine unsinnige Gebührenkaskadierung. Gebracht hat es nichts: Die Auslastung von Datex-P lag bei nur 2%. Im offiziellen Sprachgebrauch hieß das paradoxerweise: Wir haben bei Datex-P noch 98 % Reserve!

Fazit

Die ungenügende (Telefonanschluss-)Verfügbarkeit, die hohen Telefongebühren (beides spezifisch österreichische Probleme), eine kontraproduktive Preishürde für Content-Anbieter und eine die Kunden überfordernde Bedienung, dass sich BTX breit durchsetzen konnte. Dennoch entwickelte sich BTX innerhalb von weniger Jahre mit über 125.000 Usern zum zweitgrößten Telekommunikationsdienst Österreichs (nach dem Telefon) und verschaffte der Telekom Austria (als Nachfolge-Provider der PTV) die dominierende Position beim Markteintritt als Internet-Provider.

Das Ende von BTX führt bei H. zu Überlegungen zur Stabilität digitaler Informationen (siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Stabilität). Es passt hier vielleicht dazu, dass H. schon sehr früh nicht nur ein Fan der Informatisierung / Digitalisierung ist, sondern auch ein Warner. Sein erster sehr massiver Vortrag zu diesem Thema war schon vor 30 Jahren: Kann die Menschheit überleben? (Universität Karlsruhe, 18. Jänner 1991.)

7.6: MUPID trotzdem ein Erfolg?

(a) Auf seiner Basis werden 400 Unterrichtseinheiten Informatik (Acronym COSTOC, für Computer Supported Teaching Of Computer science) entwickelt (wobei John Garrat eine treibende Kraft war, damals bei CDC und leider viel zu früh verstorben), die am Höhepunkt an 33 Universitäten weltweit (auch in den USA und „down-under“) verwendet werden und aus denen H.s Gruppe und andere viel über

e-Learning lernen (etwa: was erfolgreich ist und was nicht, und warum) und haben dazu auch viel publiziert. Es ist traurig zu sehen, dass viele, die heute wieder mit e-Learning experimentieren (mit einem kräftigen Schub durch Corona), von diesen Erfahrungen nichts gelesen und gelernt haben und dieselben Fehler wieder machen, z.B. nicht eine gewisse Disziplin zum rechtzeitigen Ansehen der Kurse erzwingen. Bemerkenswert ist dass viele berühmte Professoren wie Arto Salomaa sich auch die Zeit genommen haben, viele Lektionen mit COSTOC zu erstellen. Zwei Bilder aus dem Kryptographiekurs von Salomaa sind unter Abb. 7.6.1 zu sehen:

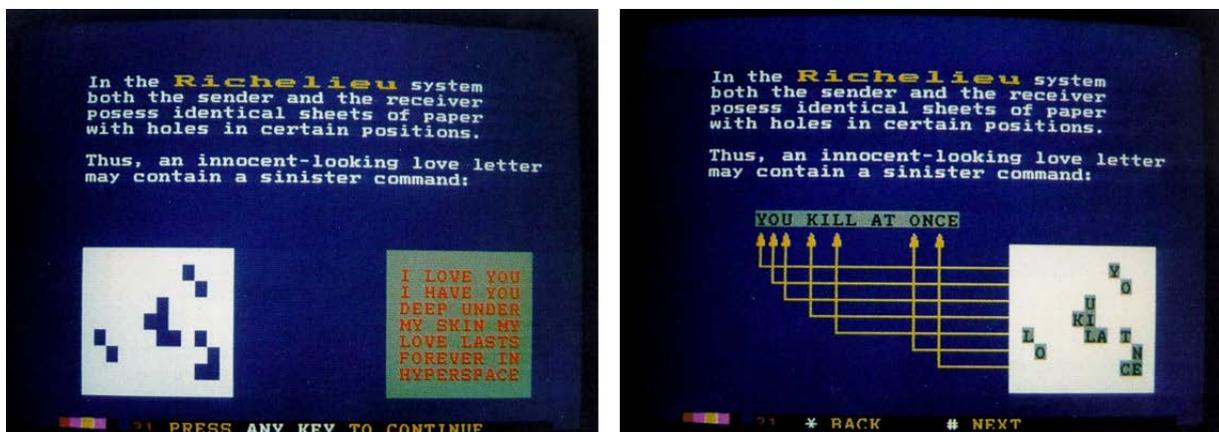


Abb. 7.6.1: Zwei Aufeinanderfolgende Seiten aus dem COSTOC Kurs Einführung in die Kryptographie von Professor Arto Salaomaa.

(Mehr zu COSTOC siehe bei austria-forum.org/af/bib unter COSTOC).

(b) MUPIDs mit Pascal werden jahrelang für die Programmierausbildung an der TU Graz verwendet. Als dann modernere Geräte installiert werden gelingt es H., die MUPIDs der Polytechnischen Universität in St. Petersburg zur Verfügung zu stellen, für die das damals ein wertvolles Geschenk ist. H.s Kontakte mit St. Petersburg, durch seinen Freund Nick Scerbakov hergestellt, waren auch aus anderen Gründen eng, z.B. wegen der Digitalisierung von Werken der Eremitage, sodass H. nicht sicher ist, wofür er eines Tages das Ehrendoktorat (sein damals erstes) erhielt.

(c) Als sich das Ende der MUPID-Firma abzeichnet gründen Mitarbeiter, zum Teil mit H.s Hilfe, insgesamt 17 (!) IT Firmen im Grazer Raum als Start-Ups. Zwei davon werden große Unternehmen.

7.7: Vom Gegner zum Freund

Johann Günther kommentiert die MUPID Zeit von H. so:

Zu Beginn waren wir am Gebiet von Bildschirmtext Gegner. Hermann hatte sein MUPID entwickelt und ich kam als Philips Manager mit einem Philips Terminal auf den Markt, das wir auch in Österreich entwickelt hatten. Am Markt krachten wir aufeinander. In Vorträgen lobten wir das jeweils eigene Produkt.

Bildschirmtext kam und ging.

Wir verloren den nicht so freundschaftlichen Kontakt. Dann reichte ich ein Forschungsprojekt ein und erfuhr hinten herum, dass H. das Projekt sehr positiv beurteilt hatte. Ich war beeindruckt, dass seine wissenschaftliche Objektivität durch unsere „Feindschaft“ nicht beeinträchtigt war.

Wir wurden Freunde. Bei einem Glas Wein in der Wachau schlossen wir die Phase von Bildschirmtextkonkurrenz ab. Hermann hielt für meine Studierenden an der Donau-Universität Vorlesungen und ich an der Technischen Universität Graz.

Wann immer wir uns gegenseitig unterstützen konnten taten wir es von da an, und werden es weiter tun.

7.8: Wie die halbe Sekretärin eine ganze wurde

Wie am Ende des Kapitel 6 beschrieben macht das Ministerium (über Mr. Dr. Borek) sehr großzügige Zusagen für die Annahme des Rufes nach Graz. Nur in einem Punkt ist sie eigentümlich starrköpfig. Sie ist nur bereit eine ½ Stelle für das Sekretariat zu genehmigen. Das ist für

H.s. Pläne nicht akzeptabel. Nach mehreren vergeblichen Verhandlungen besteht er auf einem Termin mit der damaligen Ministerin Firnberg. (Das stand damals Professoren bei Berufungen noch zu, heute nicht mehr). Das Gespräch findet im Parlament zwischen Firnberg/Borek/Maurer statt. H. erklärt die Situation und seine Pläne. Er überzeugt Firnberg, die fast unangenehm heftig Borek angreift, dass diese nur ½ Stelle genehmigen will. Borek: „Ja wenn das Frau Minister so anordnen, werde ich das so organisieren.“

H. verlässt das Parlament mit dem Gefühl: Auch wenn manchmal Beamte nicht einsichtig sind, zum Glück gibt es dann eine vernünftige Ministerin. Er besucht einen Freund, der inzwischen im Ministerium arbeitet und erzählt ihm die Geschichte. Der Freund lächelt und zieht aus seinem Schreibtisch einen Brief von Firnberg an viele Mitarbeiter: „Professor Maurer ist großzügig zu behandeln, aber es darf ihm nur 1/2 Stelle für das Sekretariat zur Verfügung gestellt werden. Wenn er wirklich eine ganze braucht wird er sich schon an mich wenden.“

Das Gespräch im Parlament war also eine vorgespelte Theaterszene! H. lernt später Firnberg recht gut kennen, und beschwert sich über die Geschichte mit der ½ Sekretärin. Firnberg antwortet: „Nein, wir machen das oft so. Professoren fühlen sind durch ihren Ruf so stark, dass sie oft mehr verlangen als sie brauchen. Wenn sie es wirklich brauchen, bekommen sie es dann schon irgendwie.“

H. stimmt inzwischen dieser Philosophie zu: Er kennt z.B. einen Fall wo ein Professor drei teure neue Computer verlangte, die dann zwei Jahre lang nicht ausgepackt herumstanden. Als man sie in Betrieb nahm gab es schon um weniger Geld sehr viel bessere!

7.9: Die ICALP Tagung 79

Als seinerzeit einer der Hauptakteure der EATCS (European Association for Theoretical Computer Science, H. war jahrelang Sekretär und machte aus dem Bulletin eine regelmäßige dicke Broschüre) veranstaltet H. die Tagung 1979 in Graz. Höhepunkt würde ein Dinner im festlichen Schloss Eggenberg bei Kerzenlicht sein (Elektrifizierung der schönen Räume würde die Wandgemälde/ Fresken zerstören).



Abb.7.9.1: Schloss Eggenberg, © Steiermark Tourismus



Abb.7.9.2: Einer der Prunkräume in Schloss Eggenberg, Foto © Steiermark Tourismus

Ein Freund, der den Landeshauptmann gut kennt, wird das kostenlos für den Montag der Tagung arrangieren lassen.

H. fragt mehrmals bei seinem Freund nach, der immer bestätigt: „Alles ist organisiert“. Aber ohne schriftliche Bestätigung wird H. zuletzt unruhig und ruft in der Landesverwaltung an. „Ja, alles in Ordnung, das Dinner ist für Dienstag organisiert.“ H. verzweifelt: „Für Montag war doch vereinbart.“ „Tut mir leid, da ist ein Konzert in dem Saal, da geht es nicht.“

Ein Verlegen des Dinners ist wegen anderer Planungen unmöglich. H. stürmt zornig zu seinem Freund, der sich das Problem ruhig anhört. Dann greift er zum Telefon und ruft die Kartenkassa an. „Wie viele Personen haben bisher Karten für das Konzert am Montag gekauft?“ „Zwei“, ist die Antwort. Mein Freund: „Die andern 198 reservieren sie bitte für mich auf meine Kosten.“

So wird den Tagungsteilnehmern ein tolles Konzert geboten, und dann Aperitifs und ein herrliches Dinner. Zwei verblüffte Engländer kommen am Ende zu H.: *„This was great. Is it usual in Austria that after a concert drinks and a superb dinner are served?“*

Insgesamt läuft alles bei der Tagung ohne größere Probleme, wie H. später Arto Salomaa and Grzegorz (Bolgani) versichern.

Zwei Beispiele von den vielen Gesprächen in Kleingruppen siehe Abb.7.9.3.



Abb.7.9.3: Derick Wood, H., Arto Salomaa, Lutz Wegner, Jürgen Alert, Foto und ©: Archiv H. Maurer

(Bilder von beiden und anderen Teilnehmern aus dem Jahr 1979, allerdings auch bei anderen Anlässen bei austria-forum.org/af/bib unter Salomaa bzw. Rozenberg bzw. Weitere Freunde.)

Die Tagung hat einen anderen unerwarteten Effekt. Postgeneraldirektor Übleis entsendet den Chef des FZA (Dr. K. Sambor) zur Tagung. Dieser sieht sehr rasch, dass die Tagung für ihn zu wenig angewandt ist... aber H. und Mitarbeiter (vor allem mit Hilfe von Volkmar Haase, den H. aus Karlsruhe „mitbrachte“) können ihm Experimente mit BTX und ein bisschen vom MUPID zeigen: er ist davon sehr angetan. Damit ist für die Informatik die so wichtige Achse zur Post (die ja damals für Telekommunikation zuständig war) hergestellt.

Einige Jahre später organisiert H. eine Veranstaltung „Multimedia-pro und contra“ in Graz unter dem Vorsitz von Professor Jürg Nievergelt, ETH: Das Besondere ist, H. und Professor Wolf Rauch von der Uni Graz werden je einen Vortrag halten, aber sie wissen vorher nicht ob sie „pro“ oder „contra“ reden sollen: Das wird durch eine Abstimmung direkt vor dem ersten der beiden Vorträge festgelegt. Der damals in Graz als Multimedia Guru geltende H. wird so von den Zuhörern gezwungen die für ihn ungewöhnliche „contra“ Position einzunehmen! Siehe Abb. 7.9.4.



Abb.7.9.4: Bei der Multimedia Tagung unter Vorsitz von Jürg Nievergelt, ETH, in der Mitte Wolf Rauch, später Rektor der Uni Graz, links H. (Damals noch mit Krawatte!)

7.10: Übersiedeln verboten

Das Institut H. wächst stark. Der damalige Postgeneraldirektor Dr. H. Übleis unterschreibt einen langfristigen Vertrag mit H.s Institut zur Weiterentwicklung von BTX und MUPID: Jetzt kann also ein eigenes Gebäude angemietet und adaptiert werden. Als das Gebäude bezugsbereit ist, organisiert H. die Übersiedlung, obwohl die erste fällige Finanzierungsrate noch nicht überwiesen ist.

Der damalige Rektor der TU Graz ruft H. an: „Ich verbiete die Übersiedlung. Es ist noch kein Geld genehmigt.“ H. dickköpfig: „Wir übersiedeln morgen, ob das genehmigt ist oder nicht.“ (H. weiß, dass er sich auf Übleis verlassen kann). Nach der Übersiedlung ist das

Institut von interner Post, Aussendungen, Reinigungsmitteln und Reinigungspersonal abgeschnitten. Zwei Wochen später kommt das erwartete Geld, alles ist in Ordnung.

H. bekommt aber bei einer Prüfung durch den Rechnungshof einen Rüffel: „Stellen sie sich vor, das Geld wäre nicht gekommen, oder sie wären verstorben. Ihre Frau hätte dann unglaubliche Probleme gehabt.“

Natürlich stimmt das. Aber ab und zu muss man etwas riskieren, glaubt H.

7.11: Zusammenfassung der ersten Jahre in Graz

Insgesamt machen obige Darstellungen klar, dass H. in mehrere große Projektbereiche: Datenstrukturen, Formale Sprachen, BTX und MUPID in den ersten Jahren in Graz involviert ist. H. hält in den 15 Jahren 280 Vorträge in allen Teilen der Welt. Wie kann sich das mit seiner Tätigkeit als Professor für Informatik ausgehen? Nun, viele der Aufenthalte in Europa sind 1-2 Tage kurz; die längeren Aufenthalte etwa bei einer Summerschool in Turku oder in der Tschechei oder Reisen nach Amerika oder Australien finden natürlich in den Ferien statt, fallweise mit ein paar Tagen Urlaub kombiniert.

Seine Erfolge in Graz werden insofern gewürdigt, als das Ministerium den Ausbau der Informatik massiv fördert. Es gelingt, Spitzenforscher wie Posch, Maass, Wotawa, Slany, Lucas, Leberl, Bischof, Schmalstieg, Aurenhammer und später mehrere andere nach Graz zu holen, sodass von ca. 1990 an 15 Jahre lang Graz wohl die beste Informatik Österreichs hat. Durch diverse Fehlentscheidungen der TU Graz und der Informatikführung ist diese Spitzenstellung leider verloren gegangen, obwohl in Teilbereichen der Informatik (vor allem Computergrafik und Sicherheit) Graz wohl noch immer weltweit anerkannt führend ist.

7.12: Das fehlende Organ

Ein Freund hat so viel Vertrauen in die Phantasie von H. (danke, Wolfgang Eichhorn!), dass er ihn zum Hauptvortrag bei der Tagung „Symposium 80 Jahre Gynäkologen Kongress, Bayreuth, Germany, May 28, 1992“ in die Bayreuther Oper einlädt.

H. wählt als Titel „Die Krücke für das fehlende Organ“. Er traut es einigen Ärzten zu, dass sie einen Vortrag über neuartige elektronische Dildos erwarten, die das fehlende Organ Penis bei Frauen ersetzen können.

Aber er spricht über was ganz anderes: „Wir haben Ohren um zu hören. Und wir haben ein aktives Gegenstück dafür, den Mund um zu reden. Wir haben Augen um zu sehen. Wir haben aber kein aktives Gegenstück dafür, kein bilderzeugendes Organ. Es ist eine große Herausforderung ein solches zu entwickeln: Menschen sollten irgendwann nicht nur kommunizieren in dem sie reden (ohne Verzögerung Sätze formen) sondern indem sie auch zeigen (ohne Verzögerung Bilder formen).“.

Wie es sich bei einem Auftritt in einer Oper gehört bringt ein junges Mädchen nach dem Vortrag einen Blumenstrauß, den der Tagungsvorsitzende überreicht.



Tatsächlich hat H. sich mit mehreren seiner Mitarbeiter mit der Idee des „bilderzeugenden Organs“ intensiv auseinandergesetzt. Noch ist eine vollständige Realisierung Science Fiction. Aber es gibt interessante Ansätze. Und sind nicht die Bilder, die man über große Distanzen mit dem Handy in Unmengen verschickt oder in Facebook postet nicht auch ein Schritt in diese Richtung?

7.13: Wer investiert in MUPID?

H. versucht über die verschiedensten Quellen Geld für die Fortführung der MUPID Entwicklung zu bekommen. Insbesondere möchte er einen Gesprächstermin mit dem damaligen Vorstand für Elektronik der VOEST, Dr. Otto Zich. Hier ist was Zich dazu schrieb:

Hermann Maurer begegnete ich zum ersten mal auf dem 8. IFIP World Computer Congress der in Melbourne vom 14 - 17. Oktober 1980 stattfand.

H. hielt am Congress einen Vortrag, ich war als Generalsekretär der IFIP und Vertreter Österreichs in die Organisation der Veranstaltung eingebunden.

H. betrachtete es als eine gute Gelegenheit mir sein MUPID Projekt vorzustellen (ich war damals für den Computereinsatz in der VÖEST, dem größten österreichischen Unternehmen, verantwortlich), Terminlich ging sich nur ein Frühstück am 16. Oktober 1980 aus. H. aß kaum, war in voller Fahrt, redete und redete über die Zukunft des Computings, während ich schweigend ein australisches Frühstück (Spring lamb chops) genoss. Als er fertig war fragte ich ihn was genau er eigentlich wolle. Die Antwort kam prompt und verständlich: 3 Mitarbeiter für seine Projekte. Ich sagte o.k., versprach 3 Mitarbeiter in meiner Firma einzustellen, die für H. an der TU in Graz arbeiten werden, etwaige Patentrechte dafür an die VOEST. Monate später beteiligte sich die VOEST mit 25 % an der MUPID Computer

Gesellschaft.

Maßgeblich für meine Entscheidung war die Persönlichkeit H., seine Begeisterung mit der er seine Ideen vertrat und sein unbändiger Wille die Zukunft mitzugestalten.

Noch heute, 40 Jahre nach diesem Frühstück verbindet mich mit HM eine enge Freundschaft. Er ist einer der großen Pioniere unseres Landes.

Übrigens, das Vortragsthema von H. auf diesem Congress lautete: „Programers for the 80`s - how to get them. “

7.14: Um die Welt mit Zwischenfällen

H.s erster Flug um die Welt 1980 ist so voll von Zwischenfällen, dass er berichtenswert erscheint. H. kann ein preiswertes Ticket „around the world“ mit beliebig vielen Stopps kaufen. Das erste Teilstück führt von Graz nach New York mit einer bösen Überraschung: Der Koffer ist aufgebrochen und alle Geschenke, die H. für die vielen Kollegen und Freunde mitgenommen hat sind weg. Das ist nicht der beste Anfang, und PANAM zahlt nach langem Streit ganze 50 \$ Ersatz.

H. kennt New York in großen Zügen, so dass er gleich nach Hawaii (Oahu) weiterfliegt.

7.15: Hawaii

Honolulu und die Westküste kennt H., also will er zur Nordküste. Diese ist durch ihre großen Wellen bekannt, und schwimmen verboten. H. fühlt sich wassertauglich genug, dass er doch ins Wasser geht und wieder einmal lernt, dass er das Meer (aufgewachsen mit den österreichischen Seen und Flüssen) unterschätzt. Eine große Welle hebt ihn empor und schleudert ihn auf den Sandboden. Bevor er sich von seiner Benommenheit erholt hat packt ihn die nächste Welle und schmetterte ihn wieder auf den Boden, und das wiederholt

sich. Irgendwie schafft H. es dann doch zurück zu Strand und wankt zu seinem Mietauto. Zu seiner Verblüffung ist die Tür unversperrt, der Kofferraum halb offen... und ohne Koffer!!!

Verzweifelt lässt sich H. in den Fahrersitz fallen. Er kann es nicht glauben: Etappe 1: Koffer aufgebrochen; Etappe 2: Koffer gestohlen! Und auch sein Sakko am Hintersitz mit Pass etc. sind verschwunden. Doch was liegt da auch am Hintersitz? Eine Badehose und ein T-Shirt das nicht ihm gehört.

Allmählich dämmert es H.: Er ist in das falsche Auto eingestiegen. Sein Mietwagen, gleiches Modell, gleiche Farbe, steht ein paar Autos weiter und alles ist intakt. H. fragt sich später noch mehrmals: Was wäre wohl geschehen, wenn der Besitzer des Autos ihn in seinem Auto gesehen hätte!

H. wird noch oft auf Hawaii sein. Einerseits ist es ein beliebter Tagungsort, andererseits liegt es auf einer möglichen Route nach Neuseeland (wo H. später ja eine Zeit lang Professor sein wird) und dann bietet es sich auch an, dort auf einen Urlaub zu unterbrechen.

Die Hauptinsel mit Honolulu bietet einige Sehenswürdigkeiten, aber einige der Hauptattraktionen der Inselgruppe Hawaii liegen auf den anderen Inseln. Etwa wenn am „Big Island“ der Hauptvulkan ausbricht und ein Lavastrom bis zum Meer fließt: Eine (geführte) vorsichtige Wanderung in der Dunkelheit neben dem rotflüssigen Strom ist ein Erlebnis, das man in Europa nur in Sizilien (Stromboli) mit Glück auch erleben kann.



Abb.7.15.2: Großer Ausbruch 2018, halb erstarrte heiße Lava 2013, Foto und © H. Maurer

Die Insel Maui zerfällt in mehrere Zonen: Die nördlichste mit idyllischen Stränden und schönen Hotelanlagen, wo auch HU. mehrere Tage leben ist auch Ausgangspunkt zu der urigen Stadt Hana am Ostzipfel der Insel: Sie ist berühmt, weil es dort eine gut erhaltene echte hawaiianische Atmosphäre gibt (ohne Fernsehen!) und einen schönen weißen und einen schwarzen Strand und einen „geheimen“ nur mit einheimischer Führung durch Privatgrund erreichbaren roten Strand, einer der wenigen Stellen der USA ist „*where everything goes: from drugs to nudity, to open sex, and more*“. In der Nähe von Hana liegen „singende Bambuswälder“ (weil die Stämme aneinander reiben), eine Ansammlung von Wasserfällen und die (illegale) Möglichkeit die Insel im Süden zu umrunden, vorbei an dem Haus, in dem Lindberg nach er Atlantiküberquerung und den durch Kidnapping verlorenen Sohn seine letzten Jahre verbringt. Das Innere der Insel hat einen hohen Berg mit einem fast wüstenartigen Krater.

Aber HU. sind am meisten beeindruckt von Molokai: Im Nordosten liegt eine hundert Jahre lang als Leprakolonie benutzte von steilen Bergen begrenzte Halbinsel Kalaupapa. Leprakranke wurden von den anderen Inseln hier einige Meter vom Ufer ausgesetzt und waren dann auf sich angewiesen, was zu katastrophalen Zuständen führte, verschärft durch einige Gruppen, die sich als brutale Unterdrücker anderer Leprakranker erwiesen. Dies ändert sich erst durch die

Ankunft eines katholischen Missionars aus Belgien: Father Damien. Damien kam sieben Jahre nach den ersten Patienten nach Kalaupapa. Als erstes baut er Häuser für die Patienten und holt sie aus ihren feuchten Hütten, dann folgt eine kleine Kirche und ein Krankenhaus. Das Besondere an Damien ist: Andere Helfer waren immer nur für kurze Zeit nach Kalaupapa gekommen. Aber Father Damien bleibt und arbeitet so lange unter den Patienten, bis er selbst an Lepra erkrankt und stirbt.

HU. wohnen auf Molokai (wie alle Besucher) im touristischen Bereich im Westen der Insel. Man kann aber die Leprakolonie z.B. mit Kleinflugzeug oder schwierigem Abstieg mit einem Führer besuchen. Es leben heute dort noch immer einige wenige alte Leprakranke (durch Antibiotika ist Lepra heute ja beherrschbar), in „ihrer Heimat“ in einer friedlichen Stimmung, die sich auf jeden Besucher überträgt.

Die nordwestlichste Insel des Hawaii Archipels ist Kaua‘i. Hier ist an der Nordküste ein berühmter Strand, an dessen Seite ein Süßwasserfluss ins Meer strömt und dort (vor allem beim SCUBA Tauchen) für eigenartige Schlieren sorgt.



Abb.7.15.2: Strand an der Nordküste von Kaua'i, Foto und © Claudia Maurer, 2018

Der Wanderweg an der Westküste, der nur zu Fuß begehbar ist, bietet imposante Eindrücke von Buchten, Bergen und Wasserfällen, die sich H. bei einem Besuch in Honolulu nicht entgehen lassen will und so eine Gruppe von Tagungsteilnehmern zu diesem größeren Ausflug überredet.

Zurück zu „Flug um die Welt“: Der Flug nach Tokio verläuft problemlos. Freunde geben H. eine kurze erste Führung. Dann konzentriert er sich auf Vortrag und Besuch seines Freundes an der ungewöhnlichen Aizu Universität.

Die Universität von Aizu in Aizuwakamatsu, Fukushima Provinz, (einige hundert Kilometer nördlich von Tokio), ist die einzige Universität nur für Informatik in Japan. Sie hat über tausend Studenten. Das Motto der Universität lautet "Wissen für die Menschheit fördern". Die Universität ist spezialisiert auf Informatikunterricht, sowohl Hardware als auch Software, für Studenten und Doktoranden. Es gibt ein Verhältnis von Computern zu

Schülern von 1: 1, und die Studierenden haben rund um die Uhr Zugang zu einem Computer. Die Computer werden alle drei Jahre ausgetauscht, sodass die verfügbare Computerausrüstung immer auf dem neuesten Stand der Technik ist.

Neben der Informatik ist der Englischunterricht ein essentieller Teil der Universität von Aizu. Die Universität ist offiziell zweisprachig. Die Studierenden müssen eine Abschlussarbeit in englischer Sprache schreiben. Die Universität hat internationale Studierende auf Master- und Doktorandenebene.

Nicht weit von Aizu findet man eine hölzerne Doppelwendeltreppe im Jazaedo Tempel, die an die Doppelwendeltreppe in Graz erinnert.

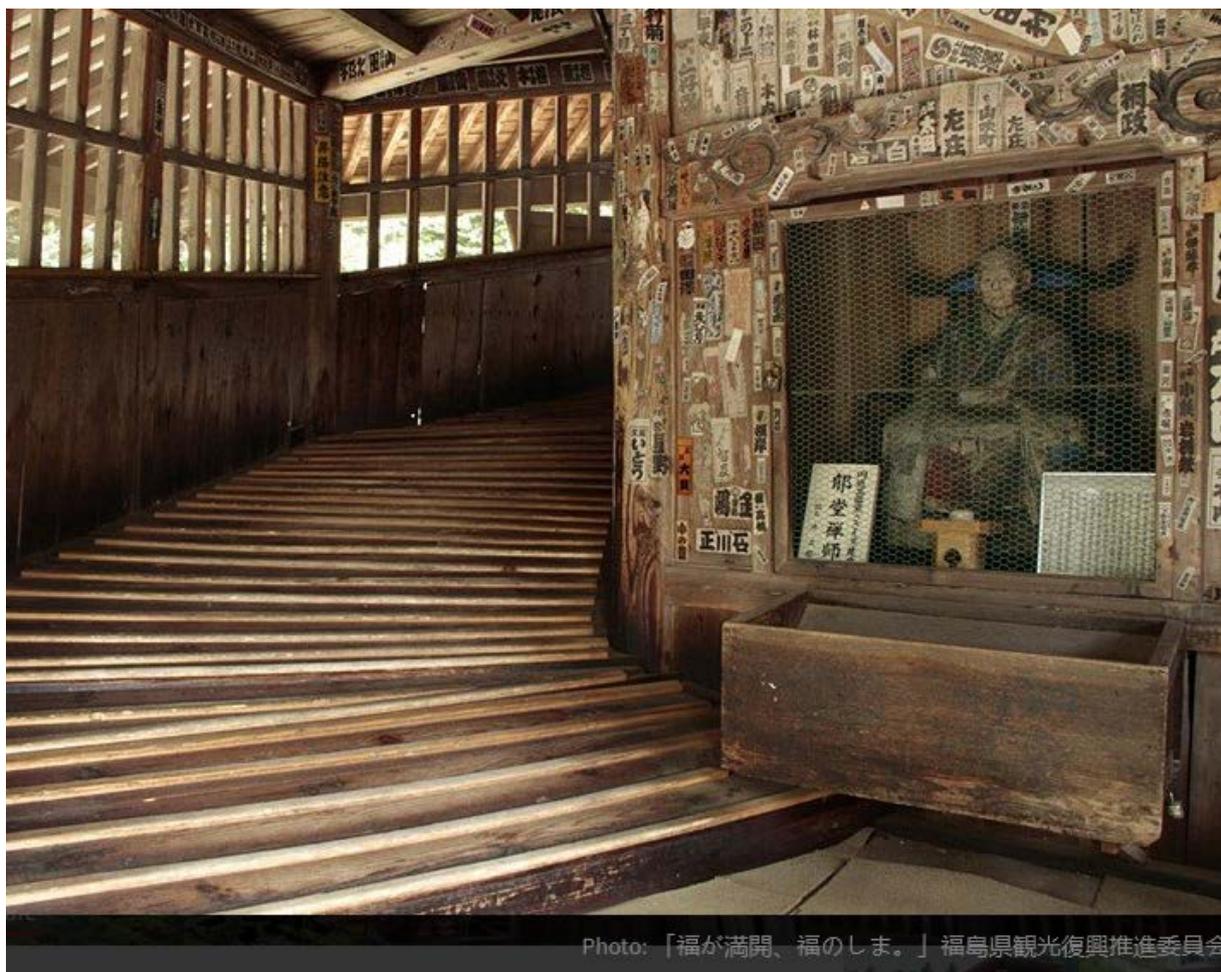


Photo: 「福が満開、福のしま。」福島県観光復興推進委員会

Abb.7.15.2: Aizu Doppelwendeltreppe innen, Foto: Travel Japan

(Weitere Bilder bei austria-forum.org/af/bib unter Japan.)

H.s Beruf, hier in Vorwegnahme der Zukunft, bringt ihn noch oft nach Japan. Einmal ist er 14 Tage lang Gastforscher am RITE (Research Institute for Technology and Economics) in Tokyo. Der Chef der Einrichtung hat die Weisung ausgegeben, H. zu verwöhnen. Das Ergebnis ist, dass er jeden Tag zu Mittag und am Abend in ein Restaurant mit typisch japanischen Speisen ausgeführt wird. H. isst gerne auch Unbekanntes, aber nach 10 x 2 exotischen Mahlzeiten hat er genug und freut sich auf den nächsten Abend, wo er zu einem McDonald's ganz in der Nähe gehen wird um einmal wieder was anderes zu essen. Als er am nächsten Tag das Institut verlassen will kommt ihm der Chef entgegen: „Ich habe gehört, sie sind heute Abend frei. Da darf ich sie zu einem guten Essen einladen...“

H. ist entsetzt. Er wird von einem Chauffeur am Abend abgeholt, von seinem Gastgeber begrüßt und dieser sagt dann: „Ich glaube, sie haben jetzt genug japanisch gegessen. Ich führe sie heute in das beste französische Restaurant in Tokio.“ Seit diesem Zeitpunkt sind die beiden gute Freunde: H. bewundert das Einfühlungsvermögen seines Gastgebers.

Junichi Azuma wird ein Jahr Gastprofessor bei H. in Graz, und ist seitdem H.s erste Ansprechperson in Japan. Junichi zeigt und erklärt H. viel von Japan, er wird selbst in das Landhaus der Eltern zu Abendessen und Übernachtung eingeladen. Und als HU. einmal eine längere Urlaubsreise durch Japan machen ist es Junichi, der viel organisiert und ihnen seine damalige Universitätsstadt Kobe näherbringt. Siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Japan. Die erwähnte Urlaubsreise wird zur Gänze mit öffentlichen Verkehrsmitteln gemacht. Zum Eingewöhnen die erste Woche in einer geführten Gruppe, mit Besichtigung der „üblichen“ Sehenswürdigkeiten. (Eine Besteigung des Fujis wird aber ausgelassen) dann allein bis ganz tief in den Süden Japans, auf die fast-Insel Kyushu, die an Stränden, aktiven Vulkanen, einen

Nationalpark etc. viel zu bieten hat, aber das kann man ja in jedem Fremdenführer nachlesen.

HU. sind von der Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft der Japaner besonders beeindruckt, vor allem, weil die Kommunikation hier sehr schwierig ist: Dass sie in den großen Busbahnhöfen dann doch immer den richtigen Bus finden und Hinweise „jetzt aussteigen“ erhalten ist nett, denn Englisch hilft hier nicht mehr.

Sie wollen einmal von ihrem Hotel in Kumamoto das dortige berühmte Schloss besuchen. Als in die überfüllte Straßenbahn ein gebrechlicher alter Mann einsteigt steht H. für ihn auf. Der Mann versucht, mit Hilfe des halben Straßenbahnwagens herauszufinden, was HU. vorhaben. Dann nickt er und wendet sich an einen Teenager, der am Weg zur Schule ist. Nach vielen weiteren Stationen und dem Austausch freundlicher Blicke nimmt der Teenager H. beim Arm und steigt mit HU. aus und zeigt „Mir folgen“. Sie führt sie 10 Minuten lang durch winkelige Gassen, bis man das Schloss sieht. Dann dreht sie sich mit einer Geste auf ihre Uhr und Schulsachen um und läuft weg. Der alte Mann hat dem wildfremden Teenager den Auftrag gegeben, HU. zum Schloss zu führen...und sie hat die Autorität des Alters akzeptiert, auch wenn sie jetzt in der Schule Probleme haben könnte!

Japan hat viele Überraschungen bereit: Dass das Hotelzimmer im Stockwerk 40 einmal stark durch ein Erdbeben ins Schwanken kommt scheint niemand außer U. und H. zu beunruhigen. Dass man im Shinkansen Zug keine Koffer mitnehmen kann, sondern sie am Vortag (!) aufgeben muss scheint für Japaner selbstverständlich, ist für U. und H. aber unverständlich kompliziert. (Inzwischen gibt es eigene Gepäckwaggons, d.h. das Reisen ist seitdem sehr viel einfacher geworden.) Die manchmal erwähnte Fremdenfeindlichkeit der Japaner (wenn es um Zuwanderer geht) gilt für Besucher in keiner Weise. Essen bestellen in einem Restaurant? Einfach: in der Auslage stehen Plastik-Versionen der Gerichte. Man nimmt das gewünschte mit dem Handy auf und zeigt das Bild bei der Bestellung.

In einigen Hotels in Kyushu hat man eine Sitte übernommen, die H. aus Korea kennt: es gibt Rollen, die man anstelle seiner Frau beim Schlafen umarmen kann, wenn man alleine unterwegs ist.

Ein ganz großer Triumph für H. wird es, als er in den Presseclub in Tokio, eine sehr vornehme Einrichtung, eingeladen wird und dort ein halbes Dutzend Go-Spiele gewinnt: Natürlich nicht, weil er so gut spielt, sondern weil seine behauptete Spielstärke (ohnehin nur 3. Schülerstufe) für einen Europäer als Übertreibung angesehen wird.

Nun aber zurück zur Weltumrundung!

7.16: Der Weg nach Australien

H. hat im (aus allen größeren klassischen Romanen) bekannten Hotel Mandarin Oriental in Bangkok ein Zimmer reserviert. Der Flug verlässt Tokio, man fliegt nahe beim Fuji vorbei. H. steht im Gang neben seinem Freund aus Dänemark, Dines Bjorner. Plötzlich gibt es einen großen Krach, das Flugzeug schwankt und einer der Düsenantriebe steht in vollen Flammen. In Halbpanik hören die Fluggäste die beruhigenden Worte des Flugkapitäns: „Unsere Löschanlagen bringen das Feuer unter Kontrolle, keine Sorge. Aber leider müssen wir mit den verbleibenden Triebwerken umdrehen und etwas langsamer zurück nach Tokio fliegen.“

In Tokio dauert es Stunden, bis eine Ersatzmaschine bereitsteht. Sie kommt gegen 3 Uhr Nacht (statt 3 Uhr Nachmittag) in Bangkok an. Das Oriental ist ein ziemliches Stück vom Flughafen entfernt. Zudem steht die halbe Stadt unter Hochwasser. So erreicht H. sehr müde gegen 5 Uhr Früh das Hotel. Wegen der Verkehrssituation muss er das Hotel schon um 7 Uhr wieder verlassen, um den Flug nach Darwin, Nordaustralien, zu erreichen. Sein geplanter gemütlicher Aufenthalt im Oriental hat also gerade für 1.5 Stunden Schlaf gereicht.

In Darwin checkt er in das reservierte Motel am Strand am Nachmittag ein und schläft dann tief in den nächsten Morgen hinein.

Herrlicher Sonnenschein, das Meer ist verlockend. H. läuft in Badehose zum Strand. Aus dem Büro stürzt schreiend ein Mann: „Stopp, stopp!!!“. H. hört verblüfft: „Sie können hier nicht ins Meer. Um diese Jahreszeit gibt es hier viele tödliche Quallen (man-of-war), sie können nur in Buchten schwimmen, die von feinmaschigen Netzen geschützt sind.“ H. ist nicht der erste Besucher, der so erfährt, dass man einige Monate lang nur sehr beschränkt das Meer im Norden von Australien benutzen kann: Auch am nördlichen Barrier-Riff gilt das, steht aber wohl in wenigen Prospekten.

Am Flug nach Alice Springs sitzt H. neben einer Krankenschwester des Spitals in Alice Springs. Sie erzählt ihm viel von Alices Springs und Eigenheiten der Einheimischen. Schließlich fragt sie: „Sie haben noch keine Unterkunft in einem Hotel in Alice Springs? Dann kommen sie mit mir, wir können ihnen gerne ein schönes Zimmer im Spital zur Verfügung stellen.“

H. erlebt so Alice Springs aus einer ganz anderen Sicht, sieht wie die medizinische Versorgung für Aborigines aussieht und amüsiert sich über die Geschichten, die ihm erzählt werden: Etwa das jährliche Bootsrennen im Alice Spring Creek, wo aber die Boote getragen werden müssen, denn Wasser gibt es dort nicht. Natürlich besucht H. auch (diesmal in kleiner Gruppe mit Flugzeug) Ayers Rock und sieht, wieviel sich hier schon in Richtung Massentourismus geändert hat und weiter ändern wird, schafft aber mit seiner Wandergruppe noch 3 Tage in den Olgas, die man beliebig betreten darf und die wie unberührtes Land wirken. (Heute nur an einigen Stellen unter der Führung ausgebildeter Aborigines)

Dann geht es nach Melbourne und Sydney auf Vorträge und Diskussionen. Mehr zu Australien im nächsten Kapitel. Singapur ist die letzte Station, bevor es nach Europa zurückgeht.

In Singapur bleibt H. drei Tage in der Ava Gardner Suite des „Raffles“, des zweiten berühmten Hotels im Orient neben dem erwähnten

„Oriental“ in Bangkok und den Tophotels in Neu Delhi. H. hat schon lange den Überblick verloren wie oft er Singapur besucht oder dort zumindest umsteigt, aber vielleicht kann er noch zwei oder drei Besonderheiten berichten.

H. kennt noch den alten (ersten) kleinen Flughafen Singapurs in Paya Lebar, der ab Mitte 1975 durch einen immer größeren und moderneren Flughafen Changi ersetzt wird. Dabei wird Terminal 1 im Jahr 1981 eröffnet. 1991 eröffnet Terminal 2. Dieses Terminal hat einen (für Transitpassagiere) zugänglichen Swimming Pool, den H. bei Stop - Overs immer zur Erfrischung benutzt. Terminal 3 wird 2008 eröffnet, die Bauarbeiten für Terminal 4 beginnen 2013, Eröffnung 2017. Schon 2017 überschreitet der Flughafen die Marke von 10 Millionen Passagieren pro Jahr.

2014 beginnen die Bauarbeiten am „Jewel“, das am 17. April 2019 eröffnet wird: Jewel Changi Airport ist ein Gebäudekomplex auf dem Gelände des Flughafens Singapur. Der israelisch-kanadische Architekt Moshe Safdie konzipierte die Kombination aus futuristischem Bau und exotischen Grünanlagen, die in Zukunft nicht nur Flugpassagiere, sondern darüber hinaus auch Einwohner und Touristen anziehen soll. Herzstück der 14.000 m² großen Freizeitattraktion ist der sogenannte Canopy Park. Eine große Glaskuppel wird den Park umgeben und gleichzeitig zum Erkennungszeichen des Flughafens werden. Die Kuppel wird die Terminals 1–3 miteinander verbinden. Das Herzstück ist der höchste Indoor-Wasserfall der Welt, *Rain Vortex*, der von Wald umgeben ist. Zu den weiteren Attraktionen zählen das *Shiseido Forest Valley*, ein fünfstöckiger Innengarten und der *Canopy Park* auf der obersten Ebene mit Gärten und Freizeiteinrichtungen.

H. hat schon bei einem frühen Besuch Singapurs ein Problem, von einem Telefon am Flughafen einen Freund in der Stadt anzurufen: er findet keine Möglichkeit zu zahlen. Die gibt es nämlich nicht: Telefonate vom Flughafen in die Stadt sind kostenlos.

Wenn man eine Person in Singapur kennt, die mit dem Jachtclub eine Verbindung hat empfiehlt es sich, ein Zimmer im Hotel des Jachtclubs reservieren zu lassen. Man hat dort jeden Komfort, ein gutes

Restaurant, Spa-Einrichtungen und eine gute Chance bei Jachtausflügen mitzufahren, die typisch an der Ostküste Malaysias nach Norden oder in die Inselwelt zwischen Singapur und Sumatra unterwegs sind.

H. wird von seinem Freund Roger Debreceeny an der Nayang U. eingeladen. Er bucht H. in den Jachtclub und überreicht ihm nach dem Vortrag ein Geschenk der Universität, siehe Abb. 7.16.1.



Abb. 7.16.1: In Singapur. Die Depreceenys sind um 2000 nach Hawaii übersiedelt, wo man sich später wieder trifft.

7.17: Entwicklung der Informatik in Graz

In den obigen Abschnitten sind natürlich nur einige Ereignisse aus der Zeit bis ca. 1993 erwähnt, nämlich da, wo es nach H.s Meinung etwas Besonderes zu berichten gibt. Die Entwicklung in Graz kommt da zu kurz und dies soll hier teilweise nachgeholt werden.

Natürlich war ab dem Beginn der Zeit in Graz das wichtigste Ziel von H. hier ein Informatikstudium einzurichten. Ein guter Studienplan war, angelehnt an Muster aus Deutschland, schnell erstellt. Dann kommt das Erwachen. Ein neues Studium kann (so war das damals) nur eingeführt werden, wenn man entweder den Studienplan von einer anderen österreichischen Universität übernimmt, oder der Studienplan vom Parlament genehmigt wird. (Eine solche Genehmigung ist nun schon Jahre nicht mehr erforderlich.)

Der einzige Informatikstudienplan in Österreich war damals der an der TU Wien, total überholt und zu theoretisch (wie die Kollegen dort auch wissen, aber keinen Ausweg kennen). Einen neuen Studienplan dem Parlament vorzulegen scheint hoffnungslos: Er wird bei jeder Sitzung an weit hinterer Stelle gereiht. Soweit kommt man dann in der Sitzung nicht, also wird die Entscheidung auf die nächste Sitzung vertagt. Doch bis dahin gibt es wieder „wichtigere“ Punkte vorneweg, es kommt wieder zur Verschiebung, usw.

H. findet letztendlich eine mögliche Lücke: Man kann einen „Studienversuch“ vorschlagen. Dieser muss nicht ins Parlament, und wenn ihn nach 3 Jahren genug Studierende verfolgen, wird er automatisch zu einem regulären Studiengang. So definiert H. zusammen mit Kollegen und Studierenden den Studienversuch „Telematik“, der Informatik mit einigen Komponenten der Elektrotechnik vermischt. Der Versuch gelingt: Im ersten Jahre gibt es bereits 400 Studierende, und da jedes Jahr die Zahl weiter wächst ist es klar, dass aus dem Versuch ein regulärer Studiengang werden wird. Zudem liefern die Zahlen ein deutliches Argument für mehr Mitarbeiter in dem Bereich, ein eigenes Gebäude und eine eigene Fakultät. Darauf konzentriert sich H. also, und wird- wie berichtet werden wird- in allen Aspekten erfolgreich.

Zum fachlich/technischen sei auch erwähnt dass H. sich seit 78-79 nicht nur schon erwähnten Themen beschäftigt, sondern zusätzlich mit der sogenannten Public Key Kryptographie auch in vielen Vorträgen in Stuttgart, Hagen, Dortmund, Kaiserslautern, Graz, Wien, Olomouc, Turku, Leiden, Zürich usw. und vielleicht damit ein bisschen dazu beiträgt, dass sein finnischer Freund Arto Salomaa sich dafür zu interessieren beginnt und schließlich sein meisterhaftes Buch über Kryptographie schreibt. H. beginnt sich neben BTX und MUPID auch allgemein mehr und mehr für Computer im Medienbereich zu engagieren. Dabei verbringt er eine Woche in Kuala-Lumpur um das Museum zu beraten, macht aber „den Fehler“ eine Familie zum Abendessen einzuladen und wird am nächsten Tag des Landes verwiesen, weil der Mann der Familie wegen „nicht-demokratischer Presseäußerungen“ ins Gefängnis gesteckt wurde. Klar ist, dass wie in

Singapur die „Demokratie“ nur ein Anstrich ist und man gut fährt, solange man nichts gegen die Regierung sagt. Aber die geringsten Anzeichen der Kritik werden sofort verfolgt.

Mit der in den frühen achtziger Jahren noch blühenden Film-Apparatefirma Eumig meldet H. ein Patent für einen optischen Bildspeicher, den i-Projektor an, der es erlaubt bis zu 5.000 hochwertige Bilder computergesteuert rasch aufzurufen, damals noch eine deutliche Multimediale Erweiterung (siehe Abb. 7.17.1).

H. warnt aber Eumig, rasch von analog auf digital umzusteigen, mindestens aber als ersten Schritt von optischen Filmen auf Magnetbänder oder Magnetkassetten. Eumig hört nicht auf H. und muss daher den Betrieb Jahre vor 2000 einstellen. Den einmal berühmten Namen kennen nur noch ältere Menschen....



Abb.7.17.1: der i-Projektor. Foto und © H.Maurer

H. hat einen russischen Gastprofessor Nick Scerbakov aus dem (damaligen) Leningrad (heute St. Petersburg) ans Institut eingeladen. Nick will nach einem Jahr weiter in Graz bleiben: Das ist bei Gastprofessoren ungewöhnlich, aber inzwischen ist der Einfluss von H. groß genug um das durchzusetzen. Der Versuch ihn auf Wunsch auf ein drittes Jahr zu verlängern gelingt auch. Offenbar wollen Nick und Familie in Österreich bleiben, was aber 5 Jahre Aufenthalt in Österreich voraussetzt, nur wird dies eigentümlicher Weise bei Top-Künstlern oder Top-Sportlern ignoriert. Wissenschaftler rangieren da offenbar sehr viel tiefer in der Hierarchie, denn H. muss alle ihm bekannten Minister persönlich von der Bedeutung Nicks überzeugen, damit er und Familie nach 3 Jahren Staatsbürger werden. Nick wird einer der besten und verlässlichsten Freunde Hermanns. So ist 1991 H. dann auch das erste Mal in Leningrad, damals eine heruntergekommene Sowjetstadt, die nur drei akzeptable Hotels aufzuweisen hat. Auf späteren Besuchen erleben H. und U. dann eine blühende wunderschöne und interessante Stadt.

Zu den vielen beruflichen Treffen und Besuchen gehört auch die österreichische Professorin Susanne Hambrusch in Purdue, West Lafayette, die H. schon lange kennt, Kollegen in Chicago, und viele andere Unis für Besprechungen und Vorträge, wie mehrere Kollegen in Deutschland, Holland, Frankreich, Griechenland, England, Ungarn, USA, Kanada, usw..

Etwas Besonderes ist der Besuch einer Tagung in San Antonio in Texas, in der sich der interessanteste Teil des Lebens auf Terrassen am tiefer liegenden Fluss abspielt. Er besucht dort auf Einladung einer hochrangigen militärischen Kollegin (Pat Carlson, die seinen Besuch groß ankündigt, siehe Abb. 7.17.2) die (inzwischen geschlossene) Brooks Airforce Base in der Nähe, wo er einige ganz neue Entwicklungen kennenlernt. Da ist z.B. der Tisch, auf dem man eine Hand legt: Ein Knopfdruck erzeugt eine unsichtbare Minivibration, die sich auf die Hand wie ein starker Schlag von unten auswirkt, sodass die Hand nach oben gestoßen wird. Diese Bewegung ist weder bewusst noch durch den Einsatz der zweiten Hand (die die erste festhalten soll) kontrollierbar. Die Vibration erreicht nie das Gehirn,

sondern einen Teil der Zellen des Rückenmarks und reagiert darauf automatisch, eine wichtige Erkenntnis für zukünftige haptische Anwendungen.



Abb.7.17.2: H. auf Besuch bei der Brooks Air Force Base

Viele von H.s Vortragsreisen und umgekehrt Besucher in Graz (wie Arto Salomaa, Henry Shapiro, Ian Witten, Ivan Tomek, Paul Gillard, Frank Schaffer, Mike Williams, Joachim Hasebrook) die oft auch als Gastprofessoren längere Zeit in Graz verbringen), verbinden Beruf und persönliches Kennenlernen.

Die Jahre sind also voll von Besuchern (lang und kurzfristige) und vielen beruflich bedingten Reisen und Treffen, deren Aufzählung zu lange wäre. Dass man in Puerto Rico, auch wenn man kurz das Auto verlässt, keine Wertgegenstände oder gar einen Koffer im Auto lassen sollte hätten Karel Culik II und H. eigentlich wissen müssen. Dass H. in der Sowjetzeit mit einem tschechischen Kollegen zusammen arbeitet stempelt ihn als Spion ab. Dass er dann trotz Warnung den Freund persönlich treffen will und dann mehrmals ohne Begründung Stunden

in einem Gefängnis sitzt, wird ihm prognostiziert, aber er will es nicht glauben. So ist er froh, wieder die Grenze nach Österreich zu überschreiten, genau wie er froh ist nach einer Tagung in Israel im Flugzeug zu sitzen, während die Tagungsstadt gerade mit Raketen angegriffen wird.

Durch Nick Scerbakov entsteht eine immer engere Zusammenarbeit mit (damals noch) Leningrad. H. hat 1988 die Chance mit dem „Roten Blitz“ über Nacht von Leningrad nach Moskau zu fahren, wo er unbedingt eine Aufführung im Bolschoi-Theater, in dem bekanntesten und wichtigsten Theater für Oper und Ballett, in Russland erleben möchte. Es stellt sich heraus: Gerade an dem freien Abend gibt es keine Vorstellung. H. hat ein interessantes Gespräch mit dem Forschungsminister. Zum Abschied gibt ihm der Minister zwei Karten für H. und die anwesende Sekretärin für eine Aufführung im Bolschoi-Theater. H. ist verblüfft: „Aber es gibt doch heute keine Aufführung“. Der Minister lacht: „Es gibt eine geschlossene für Veteranen des Afghanistan Einsatzes, und da werden sie dabei sein.“ So sitzt H. mit hübscher Begleitung umgeben von hochdekorierten aber oft auch behinderten Kriegsveteranen im Bolschoi-Theater, seine Begleiterin erläutert auf Englisch dort wo es notwendig erscheint.

1982 wird H. eingeladen, eine hochdotierte Professur mit vielen Extras an der University of Victoria auf Vancouver Island, Kanada, anzunehmen. Victoria ist schon immer eine Art „Traumplatz“ für HU., auch haben sie dort und in Vancouver einige Freunde, wie den (damaligen) Ombudsmann von British Columbia Karl-Anton Friedmann, Ex-Stuttgarter und Ex-Kollege aus Calgary. Das Angebot klingt verlockend. Sollen sie Österreich wirklich wieder verlassen? Während sie Pros und Cons auch mit den Kindern diskutieren ruft der Dekan für Naturwissenschaften der University of Newfoundland in St. John's Neufundland an und erkundigt sich, ob H. nicht Vorstand des Departments of Computer Science in St. John's werden möchte. Nach längerem Gespräch mit dem Dekan ist klar: So großzügig wie in Victoria kann St. John's nicht sein, und natürlich ist es wetter- und umgebungsmäßig bei weitem nicht so attraktiv. Leicht schon zornig

meint der Dekan: „Ihre Entscheidung. Aber warum kommen sie nicht mit ihrer Frau auf ein paar Tage her und schauen sich die Situation an, wir zahlen natürlich alles.“

Der Dekan hat bei der Einladung einen Fehler gemacht: Dass er H.s Frau auch eingeladen hat. Denn H. verliebt sich nach seiner Ankunft in drei Tagen in St. John's in Neufundland und die Leute: Es ist der einzige Platz der Welt den er je kennengelernt hat, wo Neid ein unbekanntes Wort ist, wo jeder jedem hilft, und wo H. das Gefühl hat: „In Victoria oder in Graz werde ich ein interessantes Leben haben. Aber hier könnte ich echt helfen.“ Dieses Gefühl ist nach dem Treffen mit Leuten aller Schichten sehr intensiv: „Hier könnte er nicht ein bisschen was machen, hier, in diesem wilden aber armen Winkel der Welt würde er einen echten Unterschied machen. Dafür würde es dafürstehen, noch einmal zu übersiedeln.“ (Es fehlt H. Platz und Energie, das an Hand von mehreren Beispielen zu erklären.)

U. versteht H. ansatzmäßig. Sie hat aber naturgemäß weniger Kontakt mit verschiedenen Menschen, aber entscheidend ist für sie: „Die Schulsysteme passen nicht zusammen, eine Katastrophe für die Kinder. Ich liebe einen schönen Garten: Unser Haus wird hier auf einem Granitblock ohne jede Erde stehen. Die Wind-, Regen- und Temperaturwerte zusammen sind schlimm, Sonnentage selten. Das nächste große Spital ist per Flug nur in Stunden erreichbar. Bei Schlechtwetter gibt es überhaupt keine Flüge: Dann wird dir auch die Tageszeitung oder anderes abgehen, das eingeflogen wird...“

Das Ergebnis ganz kurz: Die Maurers bleiben in Graz. Dazu trägt massiv das Gegenangebot von Ministerin Firnberg bei: H. hat keine Lehrverpflichtung mehr (er kann unterrichten so viel oder so wenig wie er will) und er bekommt über die OCG für sein Institut wesentliche finanzielle Unterstützung über mehr als 10 Jahre hinweg! (Zur Ehrenrettung von H: Er hat bis lange nach dem Pensionsalter Vorlesungen und Seminare abgehalten und noch viele Diplomanden und Dissertanten betreut).

Bei H.s ist ein junger sehr begabter habilitierter Mitarbeiter, Dieter Fellner. H. fragt ihn: „Willst Du nicht statt mir nach Neufundland

gehen?“ H. hat nach den Argumenten von U. bei der Frage fast ein schlechtes Gewissen, noch dazu, weil Dieters Frau eine angesehene Stelle in Graz aufgeben müsste. Aber Dieter sagt: „Also wenn die mich einladen, ich schaue mir gerne die Situation an.“

Fellner kommt aus Neufundland zurück: „Ich nehme die Stelle an.“ Tatsächlich geht es Dieter und seiner Frau wie H.: Sie haben das Gefühl, dass sie dort gebraucht werden und helfen können. H. besucht sie zwei Jahre später: Die Fellners fühlen sich geschätzt und die große Freiheit dort lässt auch sie das Wetter vergessen.

Der Beginn des Besuches ist für H. unangenehm: Er kommt von Nova Scotia, hat dort eine große Portion seiner geliebten Miesmuscheln gegessen die offenbar nicht einwandfrei waren und H. eine Magenverstimmung (fast eine Vergiftung) beschieren. Ursula Fellner weiß, wie sehr H. Meeresfrüchte liebt, und hat ein herrliches Abendessen mit Meeresfrüchten zubereitet. Dieter Fellner erzählt dann (nicht wortwörtlich) später einigen Freunden: *„Uschi hat für Hermann das beste Gericht von Meeresfrüchten gekocht, das ich je gesehen habe. Aber als Hermann nur den Geruch von Meeresfrüchten merkte, musste er sich sofort schnell zurückziehen. So hatte ich das Glück, zweimal große Portionen einer herrlichen Kombination von Meeresfrüchten zu genießen. Uschi war trotzdem enttäuscht, und bis heute warten wir auf die (zugesagte) Einladung von Hermann auf eine gutes Meeresfrüchtegericht in Graz. Fairerweise: Wir sind jetzt selten in Graz und mit Familien etc. meist voll ausgebucht“.*

Am nächsten Tag geht es H. besser. Dieter zeigt H., wie er um einen seit 5 Monaten in der Quidi-Quidi-Village Bucht gestrandeten Eisberg herum surft. Mit seinem Freund Paul Gillard geht H. Forellenfischen: Sie übernachten in einem Zelt auf einer Insel im Fluss, müssen sich aber massiv vor Stechmücken schützen, siehe Abb.7.17.3



Abb. 7.17.3.: H. mit Paul Gillard, Vorbereitung der Übernachtung für Forellenfischen am nächsten Tag. Foto und © H. Maurer

(Einige weitere Bilder zu Neufundland siehe bei austria-forum.org/af/bib unter NF.)

Um 6 Uhr stiehlt sich H. aus dem Zelt und bringt 10 schöne Forellen fürs Frühstück zurück um Paul zu überraschen. Die Überraschung geht daneben: Paul hat selbst schon 8 gefangen.

Als einige Jahre später Dieter ein sehr gutes Angebot an die Uni in Bonn erhält, überlegen er und Gattin lange, ob sie nach Europa zurückwollen. Wie so oft sind es familiäre Bindungen, die dann dazu führen, dass sie doch Kanada wieder verlassen.

H.s Institut wird ab Mitte der achtziger Jahre so groß, dass es mehrmals geteilt wird: zunächst trennt sich der sehr erfolgreiche Professor R. Posch mit seinem Institut, nicht viel später der angesehene Theoretiker Professor Wolfgang Maass. Maurer beginnt alle 14 Tage einen eigenen Beitrag „Maurers Meinung“ ins BTX zu stellen, in den Wochen dazwischen Diskussionsmeinungen zu besprechen, sodass im Laufe der Zeit 192 Beiträge in drei Büchern entstehen.

(Die wesentlichsten Beiträge sind als PDF bei austria-forum.org/af/bib unter Buchverweise zu Maurers Meinung, das ist das Buch EXPERTEN 0 herunterladbar.)

7.18: Privates

1981 stirbt H.s Vater. Aber im Gegensatz zu Mutter nicht allein, sondern die Geschwister lösen sich so ab, dass er nie allein ist. Als Vater schließlich friedlich einschläft aber bis zum Schluss ab und zu wache Momente hat, wo er ein oder mehrere Kinder sieht ist die Trauer da, aber verhalten. So sollte man sterben: schmerzlos einschlafen im Kreise einiger der Angehörigen. Dazu kommt die Befriedigung, dass Vater noch erleben konnte, dass sein jüngster Sohn kein Versager ist, sondern die Firma gerettet, ja stark ausgebaut hat.

Ja, Georg ist ein Verkaufsgenie. Er erwirtschaftet große Gewinne. Zu Silvester 1985, er ist 40 Jahre alt, organisiert er eine große Feier. Unmittelbar nach Mitternacht zieht er einen Bund Schlüssel heraus und gibt sie seinem 20-jährigen Sohn Christian: „Ab sofort gehört die Firma dir. Ich habe mit ihr nichts mehr zu tun, im Vertrag steht nur, dass du mir eine monatliche Rente zahlen musst und ich in der Wohnung bis zu meinem Lebensende wohnen kann.“

Wie sich herausstellt, wird er die Wohnung nicht viel benützen. Er hat mehrere Freundinnen mit denen er ab nun jahrelang um die Welt reist. Als es ihm einmal schlecht geht, mietet H. ein Häuschen an einem See in Finnland und Georg und er wohnen dort in einer Wohnung zusammen wie seinerzeit als Kinder, reden stundenlang und sind zu manchem Unsinn aufgelegt. Z.B. füttern sie eine Ente mit Brot, das sie in Schnaps tauchen. Der Ente scheint es zu schmecken. Als sie schließlich zum Seeufer watschelt scheint sie unsicher zu sein. Sie will wegfliegen, stürzt ab, beim zweiten Versuch auch, dann legt sie sich hin und schläft ihren Rausch aus. Am nächsten Tag ist sie weg, kommt aber am Nachmittag wieder und wartet schon gierig auf die in Schnaps getränkten Brotstücke. Der Rest wie am Vortag. So geht es

die ganze Woche, bis Georg und H. abreisen: Sie hoffen, die Ente nicht zur Alkoholikerin gemacht zu haben!

H. versucht natürlich, so oft es sich anbietet mit seiner Familie zusammen zu reisen oder etwas zu unternehmen, sei es Wandern, eine Stadt besichtigen oder was auch immer.

7.19: Griechenland

Zu den längeren Aufenthalten gehört einer im großen Haus einer befreundeten Familie auf der griechischen Insel Samos, der allen so gut gefällt, dass sie im Jahr darauf ein Haus auf der Halbinsel Chalkidiki im Norden von Griechenland mieten.

(Weit über 3.000 Bilder von Griechenland bei austriaforum.org/af/bib unter Griechenland).

Bei diesem Urlaub kann H. nicht nur Strand und Atmosphäre und abendliche Unterhaltung genießen, er hat auch die Möglichkeit, auf die er schon lange wartet: Athos, die Mönchshalbinsel, zu besuchen. Es freut ihn besonders, dass sein Sohn Stephan auf ein paar Nächte in Discos etc. verzichtet um H. zu begleiten.

7.20: Athos

Athos ist eine orthodoxe Mönchsrepublik mit autonomem Status unter griechischer Souveränität in Griechenland, die nach dem höchsten Berg, Athos (seit byzantinischer Zeit meist *Ágion Óros*, „Heiliger Berg“), so heißt. Nur Männer und männliche Tiere nicht größer als eine Katze sind auf Athos erlaubt. Man benötigt ein spezielles Visum für den Besuch der Halbinsel. (Heute über die österreichische Mount Athos Gesellschaft relativ leicht zu erhalten, damals ein schwieriges Unterfangen.)

Man erreicht die kleine Hafenstadt Dafni, und von dort die Hauptstadt Karyes zu Fuß oder zu Bus: Seit der 1000 Jahrfeier vom Athos 1960 gibt es eine Straße nach Karyes und seit damals einen Bus

und ein Fahrzeug der Polizei. In Karyes stellt man sich vor und erhält dann ein abgestempeltes Dokument.

Damit kann man sich eine Zeit lang frei auf der Halbinsel bewegen (das normale Visum, Diamonitirion, gilt für 4 Tage/3 Nächte), typisch von einem der 20 Großklöster zu einem anderen. Man kann dort kostenlos essen und übernachten. Freilich, je nach Tageszeit kann man auch zu einer Arbeit (z.B. Ernte oder Küchendienst) eingeteilt werden, und muss sich an diverse Regeln halten, etwa sehr früh (ca. 4 Uhr) die Morgenandacht besuchen, die man als nicht orthodoxer Christ nur vom hintersten Abteil der Klosterkirche miterleben kann.

Dass man tagelang zu Fuß (in unserem Fall: zu zweit) weit unterwegs ist verschafft eine Bindung, die man sonst kaum haben kann (danke, Stephan, dass du mitgegangen bist).

Auch an das Leben ohne Geld muss man sich gewöhnen: Da bekommt H. zum einfachen Abendessen ein Glas des guten Athos Weins. Wenn es leer ist, kann er sich kein weiteres bestellen, aber wenn der Mönch nebenan merkt, dass man gerne noch eines hätte, liegt es bei ihm dieses einzuschenken oder nicht.

Um 1975 war Athos noch ohne Elektrizität und ohne motorisierte Fahrzeuge. Als H. und Stephan unterwegs sind gibt es einen Bus und 2-3 andere Geländeaautos, und eines der Klöster hat elektrischen Strom. Aber der Zahnarzt in der „Hauptstadt“ Karies (den sie zum Glück nicht benötigen) hat keinen Elektrobohrer. Karies verwaltet die Halbinsel, also die 20 Großklöster, eine Anzahl von kleinen Dörfern und Einsiedeleien. Die Mönche kommen aus allen Teilen der Welt, d.h. es ist im Allgemeinen einfach, sich zu verständigen und es gibt ausgesprochen interessante Diskussionen und Erklärungen, die man aber nur erhält, wenn man ruhig und entspannt ist. Das wird (Cliche‘) fallweise dadurch erreicht, dass ein Stein in ein Wasserbecken geworfen wird und man erst weiterredet, wenn keine Unruhe mehr im Wasser zu sehen ist. Im Jahr des Besuches haben H. und Stephan den Eindruck, dass Athos immer weniger Mönche hat. Im beeindruckenden, burgähnlichem, vielstöckigen Simonos Petras (*Ierá Moní Símonos Pétras*, deutsch ‚Heiliges Kloster des Felsen Simons‘)

das im 13. Jahrhundert gegründet wurde und zur Zeit der Kreuzritter oft tausende Menschen beherbergte (leben keine 20 Mönche). Inzwischen ist es wieder gut besiedelt.



Abb.7.20.1: *Moní Simonos Pétras*. Foto: M. Famelis, © CC BY-SA 3.0 von Wikipedia.

7.21: Andere ungewöhnliche Ereignisse

Solange Lisa noch keine 5 Jahre alt ist, freut sie sich immer, dass ihr Geburtstag in Graz mit vielen Feuerwerken gefeiert wird: denn sie hat am 31.12. ihren Geburtstag.

Uschi akzeptiert (danke, U.!) dass “Hermann der Verdienener ist”, sie sich aber um Haus und Garten und die Familie liebevoll kümmert (bis heute).

HU. spielen viele Jahre Tennis mit Begeisterung, darunter auch mehrmals eine Woche in einem Tennishotel in Gastein und machen

viele Reisen zu zweit, fallweise mit Lisa, wie nach Wales, nach Sardinien, nach London mit Besuch mehrere Musicals, natürlich auch mehrmals nach Finnland ---weil ihnen Skandinavien an sich gefällt und sie es mit einem Besuch von Arto Salomaa verbinden können. Sie besuchen die kanarischen Inseln und mit Kiwanis Clubfreunden Ägypten.



Abb.7.20.2: Scheich H. trifft seinen Freund Scheich Professor Ulrich Dieter

Während einer Woche Urlaub am Faaker See machen Lisa und H. eine Segelsurfschein: Abgesehen vom Knotenbinden, wo sich H. sehr ungeschickt anstellt, ist die Prüfung leicht, da der See wenig Wellen und Wind hat: Das führt dazu, dass Hermann seine Surfkünste weit überschätzt und später mehrmals deswegen fast in Seenot kommt.

Ein Urlaub in Kroatien in der noch kommunistischen Zeit entspricht so gar nicht dem, was man heute dort erlebt: damals waren die

Menschen unfreundlich, die Strände schmutzig, Essen und Bedienung drittklassig. (Das hat sich freilich inzwischen sehr zum Besseren geändert.) Die vielen Ausflüge in die österreichische Bergwelt im Winter (wobei Lisa eine immer bessere Kletterin wird) und Sommer kann man sehr summarisch beschreiben: Schön.

1984 kommt die Anfrage, ob H. nicht Professor an der University of Denver werden will. Natürlich ist die Umgebung schön, das Angebot reizvoll, aber Hermann bleibt einigermaßen Realist: Er handelt aus, dass er pro Jahr dort mindestens 2 Monate verbringen wird, einen Kurs über sein Lieblingsthema (Datenstrukturen und Programmierverfahren) halten wird, weitere 3 Veranstaltungen werden jährlich durch andere Mitarbeiter seines Instituts, nacheinander abgedeckt werden, und er auch bereit ist, den einen oder anderen Doktoranden zu betreuen. (Noch mehr Realist ist er, als er Angebot nach Freiburg oder später (nach der Wiedervereinigung Deutschlands) eine Professur an der Humboldt Universität Berlin ablehnt.)

Um in den USA zu arbeiten braucht man ein spezielles Visum. Um zu vermeiden, dass er und Mitarbeiter sich um solche bemühen müssen kommen sie ohne Bezahlung als Besucher, aber (und das geht wohl nur weil es sich um eine Privatuni handelt) die Universität stellt in Campusnähe eine schöne voll eingerichtete Wohnung, inklusive Geschirr, Handtücher, Fernseher, Bergschuhe und Ausrüstung in drei Körpergrößen zur Verfügung, sowie einen gebrauchten Geländewagen. Und alle lokal anfallenden Kosten (Lebensmittel, Restaurantbesuche, usw.) werden von der Uni ersetzt!

Als H. das erste Mal mit minimalem Gepäck ankommt wartet ein Auto auf ihn am Flughafen und er wird in die toll eingerichtete Wohnung gebracht, in der Ingrid (die Sekretärin des Instituts, die aus einer deutschsprachigen Familie kommt) noch dazu den Tisch mit Blumen und Kerzen etc. gedeckt hat. Vom Wohnzimmer sieht man direkt auf den Campus hinüber, und auf die Rockies im Hintergrund, die er und Mitarbeiter bei ihren Aufenthalten sehr lieben lernen, weil es nicht nur den überfüllten Esther Nationalpark gibt, sondern auch sehr

einsame Teile der Berge ca. 100 km südlich davon. Natürlich gäbe es insgesamt viel zu berichten, aber hier soll zunächst nur von der ersten Nacht berichtet werden:

Ein herrliches Doppelbett, H. ist vom langen Flug müde, schläft ganz tief dreht sich einmal um, rollt irgendwie wo hinunter, irgendwas klappt zu und H. ist gefangen! Unter ihm der Boden des Bettes, über ihn auch ein Boden (?), nirgends ein Ausweg. Erst allmählich versteht H. was geschehen ist: es ist eines der Doppelbetten, die man aufklappen kann um dort Polster, Decken etc. unterbringen zu können, und da ist er versehentlich hineingerutscht. Nun ist die Frage: Kann er das Bett von innen wieder öffnen, oder wird man in Wochen sein Skelett in der Bettlade finden? Nicht wirklich wach dauert es lange, bis H. den Trick findet und dabei lernt: in so einem Bett darf man nie querliegen, da kippt es eben auf!

Die warme Dusche am Morgen ist ein Vergnügen. Mit ganz großen weichen roten Badetüchern trocknet sich H. ab und schaut dann in den Ganzkörperspiegel: vor ihm steht ein roter Indianer! Die Badetücher wurden noch nie gewaschen und färbten intensiv ab. Also nochmals in die Dusche, und diesmal mit weißen Geschirrtüchern abtrocknen...

Von der Zeit in Denver sind vielleicht vier Punkte besonders bemerkenswert.

Beim „Midterm-Exam“ gibt H. Noten wie immer, darunter einige Nichtgenügend. Am nächsten Tag wird er zum Dekan gerufen: Wieso er der Person A ein Nichtgenügend gegeben hat. „Ja, sie verdiente es, und es sind ja noch ein paar, die ich so benoten musste“. Der Dekan schaut ihn verblüfft an: „Ja verstehen sie denn nicht, A gehört zu den Familien, die unsere Universität kräftig finanziell unterstützen. A muss daher selbstverständlich den Kurs bestehen.“ „Heißt das, ich ihn milder benoten muss als andere?“ „Nein, das heißt es nicht. Aber sie sind für A verantwortlich und müssen ihm so viel kostenlose Hilfe (Nachhilfeunterricht) geben, dass er mit guten Noten besteht.“

Ein Mitarbeiter, John Buford-Koegel kommt schon nach wenigen Tagen mit der Bitte um ein Dissertationsthema. Trotz der oftmaligen

Abwesenheit von H. schreibt John eine sehr gute Doktorarbeit und wird später angesehener Professor im Osten der USA.

Eine Studentin in H.s Klasse ist nach H.s Geschmack die attraktivste junge Frau die er je gesehen hat, so dass er sie (nach Notenverteilung, damit es keine Komplikationen geben kann) auf ein vornehmes Essen ausführt. Sie hat sich wirklich umwerfend gekleidet und geschminkt. Aber: Der Abend wird eine Katastrophe: Sie haben sich absolut nichts zu sagen. Für H. ist diese vollständige Unmöglichkeit zu kommunizieren neu: Es erinnert ihn an Charlie Brown: „Beauty is only skin deep“. Und mehr als skin deep sind Verstand und Fantasie seiner Begleitung, so scheint es H., nicht.

Die Wohnung in Denver ist nicht immer belegt. Da Claudia, H.s Tochter, Physik in Graz studiert und gerne einmal ein paar Monate in den USA als Tutor o.ä. tätig sein will kommt Claudia auf ein paar Monate nach Denver, und H. besucht sie in Verbindung mit einer der vielen Vortragsreisen. Zusammen fahren sie eine Woche nach Süden, wo H. viele ungewöhnliche Plätze kennt. Schon nahe an der mexikanischen Grenze liegt Tucson, deren klimatische Situation H. immer bewundert hat: Im Frühjahr schon brütend heißes Wüstenklima, kann man 30 km lang bergauf auf den Mt. Lemmon fahren und findet dort gute Schiverhältnisse. Ein Stückchen tiefer ist ein großer Bach mit Forellen, der je weiter er fließt umso kleiner wird und schließlich nach einem Miniwasserfall einfach aufhört...

Von Tucson fahren sie an die mexikanische Küstenstadt Puerto Penasco mit der Warnung: *„In der armen Gegen, durch die man ca. 100 km nach Verlassen von Arizona fährt, nicht stehen bleiben, und unter keinen Umständen im Dunkeln fahren. Einheimische spannen dort manchmal Drahtseile über die Straße, die Autos stoppen oder inklusive Insassen enthaupten. Aber, Puerto Penasco selbst liegt am Meer, ist ein Jachthafen für reiche Amerikaner und vollkommen sicher.“* Bei der Warnung fehlt ein Hinweis: Als H. in der menschenleeren Wüste einmal kurz aussteigt, wäre er fast auf eine Klapperschlange gestiegen.

Aber H. beginnt von Denver aus vor allem die Berge zu lieben, und macht auch einige Ausflüge wie seinerseits in Kanada auf Pferden: Die europäische Reitkunst hat H. nie gelernt, aber mit einem bequemen Westernsattel und einem gutmütigen Pferd in eine Gruppe mit Führer kann man bald stundenlang unterwegs sein.

Wie rasch sich H. in den Westen eingewöhnt zeigt wohl auch
Abb.7.20.3.



Abb.7.20.3: H. sitzend und sein Assistent Walter Bucher in der typischen Westernausrüstung.
Foto: Studiobild

Im Juni 1988 hat Hermann einen Herzinfarkt, der ihn wochenlang in die Intensivstation bringt. Als er nach Hause kann schafft er gehend keine 10 Meter mehr. H. ist aber wild entschlossen, und U. eine große Hilfe dabei, dass er wieder völlig normal wird... und es gelingt. Ein Jahr später ist H. wieder in den Bergen zurück und arbeitete wieder

70 Stunden pro Woche, wenn er Graz ist, unterbrochen durch Reisen, die ja meist auch beruflicher Natur sind in viele Winkel der Welt. Ganz oben stehen nach wie vor Deutschland, USA, Kanada, aber auch ein Vortragsreise nach Taiwan, ein Besuch in Chinas, usw.

Einer der ersten Höhepunkte ist in Europa: Im November 1989 feiert sein Freund Wolffried Stucky einen großen Geburtstag in Karlsruhe. H. ist zu seiner Freude eingeladen ist und hält einen Vortrag „Über Computer und Zukunft“ mit zum Teil unorthodoxen Prognosen. Der Vortrag macht es, so scheint es, auch den Zuhörern Spaß, nur als Highlight erinnern sich alle eher an die Geschichte, warum H. oft eine Kette mit Anhänger statt einer Krawatte trägt, wie in 8.3. erklärt wird. Für H. ist das Wiedersehen mit vielen Freunden und Mitarbeitern aus seiner Karlsruher Zeit, und mit Studenten, die inzwischen schon Karriere gemacht haben, ein schönes Erlebnis.

Auch viele seiner Exkollegen trifft H. hier, wie die Professoren Wolfgang Eichhorn, seine damaligen engen Freunde Gisela und Professor Klaus Neumann, vor allem auch Professor Ulrich Kulisch, der ja eigentlich dafür verantwortlich ist, dass er seinerzeit nach Karlsruhe kam, aber auch befreundete Kollegen aus der Informatik, wie Deussen, Goos, Menzel u.a. Stucky hat sehr viel Zeit in eine perfekte Organisation gesteckt!

Bei der Nachsitzung in Worms bei den Stuckys, einer Fortführung der Nachsitzung in Karlsruhe kommt es zu einer regen Diskussion zwischen H. und Ingrid Stucky, die schließlich in einer Wette gipfelt, die nachstehend widergegeben ist:

Es wird folgende Wette abgeschlossen:

Aussage:

1. „Es gibt im Jahr 2000 Schreibmaschinen, in die man hineinspricht und nicht hineinschreibt, und die so verbreitet sind, wie im Jahre 1985 Textverarbeitungssysteme.“

2. „Es wird im Jahre 2000 eine gewisse Anzahl Touristen geben, die im Ausland einen elektronischen Übersetzer mit Sprach-Ein- und -Ausgabe benutzen.“

Für jede Aussage wird gewettet um: 1 Kiste (= 6 Flaschen) Champagner oder Äquivalent.

H. Maurer wettet auf „ja“ für 1 und 2

I. Stucky auf „nein“ für 1 und 2

Schiedsman: gez. W. Stucky

Worms, den 19.1.1985, 2:05 Uhr früh.

H. hat nach 2000 zugeben müssen, dass er die Wette verloren hat und seine Niederlage durch Übergabe von einigen Flaschen Wein bestätigt. Dies wurde von I. Stucky als Beendigung der von ihr gewonnenen Wette akzeptiert.

Wie so oft bei Vorhersagen: Sie mögen oft zutreffen, aber zu einem viel späteren Zeitpunkt! Man denke nur an die Vorhersage des Club of Rome, die an sich schon stimmt, aber eben viel später als vorhergesagt.

Eine der ausgefalleneren Reisen H.s beginnt 1990 mit Vorträgen bei einer großen Tagung in Sydney und Besuchen in Brisbane, dann Malaysia und dann als Höhepunkt Vanuatu.

Vanuatu besteht aus ca. 80 verschieden großen Inseln ca. 1000 km NÖ von Neukaledonien. Als Student liest H. einmal von einer Insel "A1" dort, die von einigen hundert Einheimischen an der Mündung eines Süßwasserflusses leben, der im Inneren der Insel nur einige Meter unter der höchsten Stelle der Insel entspringt.

H. versteht das nicht: Wie kann mitten im Südpazifik auf einer niedrigen Insel ein großer Süßwasserfluss entspringen? H. will das selbst sehen, was sich aber als schwierig erweist. Erstens sind nur drei Inseln der Inselgruppe für Fremde überhaupt zugänglich: die mit der Hauptstadt Port Vila, eine US Basis aus dem 2. Weltkrieg auf einer

nördlichen Insel und als Fremdenverkehrsattraktion ein aktiver Vulkan auf einer der südlichen Inseln. Für alle anderen Inseln benötigt man eine Einladung vom dort lebenden Stamm. So eine Einladung zu erhalten ist sehr schwierig, denn die Inselgruppe schützt sich bis fast 2000 gegen den „Krebs der westlichen Zivilisation“ indem es z.B. kein Fernsehen gibt, Radio nur für Nachrichten und lokale Musik, usw. (Das ist lange schon Vergangenheit. Heute spielt dort Tourismus schon eine wesentliche Rolle, mit modernen Hotels, Kreuzfahrtschiffen die anlegen, etc., sodass sich auch auf entlegenen Inseln die Kultur dramatisch geändert hat.)

Schließlich gelingt es H. doch die Insel zu besuchen und die Quelle eines substantiellen Flusses zu sehen, die tatsächlich einfach aus dem Felsen herauskommt. Jahre später erfährt er die Erklärung des Phänomens: Meerwasser trifft auf einen unterseeischen Vulkan, verdampft, und das Süßwasser ist der kondensierte Dampf!

Das Jahr 1991 mit der großen Feier für den „Fünfziger“ von H. in einem Zelt auf der Wiese neben H.s Haus, wo nun schon lange das Haus der Familie von Claudia steht, beginnt mit einer Reise nach Kanada. H. macht mit Mike Stone eine Tiefschneewanderung vom Engadine Lodge aus. Sie wollen unbedingt den Gipfel erreichen, und sind nur noch 200 Höhenmeter entfernt. Da sagt Mike zur Überraschung von H.: „Wir drehen um, das Wetter schaut mir zu gefährlich aus. H. wundert sich, dass Mike „so leicht“ aufgibt. Aber ein nur 10 Minuten später ausbrechender Schneesturm ist so stark, dass sie nur durch die Wetter- und Bergerfahrung Mikes und weil sie gerade noch rechtzeitig umgedreht sind, zurück zum Lodge finden.

Dann ergibt sich (1992) eine kuriose Situation. H. ist mit dem Fortschritt am elektronischen Österreichlexikon (das als weltweit erstes im WWW angeboten werden soll) unzufrieden. Er denkt auch, er kann das Notwendigste auch aus der Ferne tun und beabsichtigt, sein anstehendes Forschungsfreisemester (eventuell verlängert um unbezahlten Urlaub, der ihm als österreichischen Beamten zusteht) in einem englischsprachigen Teil der Welt zu verbringen, den er noch nicht kennt. Er bewirbt sich um eine Stelle in Waikato (100 km südlich von Auckland in NZ). Tage später fragt per E-Mail sein alter Freund Ian

Witten, ob er bereit, wäre ein Gutachten für ihn zu schreiben. So stellt sich heraus, dass sie sich beide für dieselbe Stelle beworben haben! Als dies die Universität Auckland erfährt stellt sie auch eine Professorenstelle zur Verfügung: Ian und H. werden also an beiden Unis vortragen! Sie schreiben für den anderen jeweils positive Gutachten und einigen sich auf den letzten Satz: H. schreibt: „Wenn ich zwischen Witten und Maurer zu wählen hätte, würde ich Witten wählen.“ Witten schreibt das analog, nur am Ende eben Maurer statt Witten.

Das Endergebnis ist: Beide werden ab 1993 Professor in Neuseeland, Witten in Waikato, H. in Auckland.

Im Sommer davor machen HUL. (HUL heißt, wie schon erläutert, Uschi, Hermann und Lisa) mit 6 Freunden eine von H. geführte kleine Tour ab Denver zu einigen Sehenswürdigkeiten, mit dem Höhepunkt einer Woche auf zwei Hausbooten am Lake Powell. Die Fahrt am Lake Powell ist bei hinreichend hohem Wasserspiegel (er schwankt von Jahr zu Jahr stark, und ist seit 1992 insgesamt gesunken) ein Traum: Man tuckert jeden Tag so 10-30 km, legt dann in einer einsamen Bucht an, macht einen Spaziergang, dann ein offenes Feuer, über dem man auch oft selbstgefangene Fische grillen kann: je nach Wassertiefe Forellen (tiefer) oder karpfenähnliche, für die gekochte Kartoffeln ideale Köder abgeben.

Ein Abend wird aufregend: Die Hausboote liegen in einer Bucht, das Vorderende wie immer schon auf dem Sand, mit Seilen die ein Hinaustreiben der Boote bei Wind verhindern. Dazwischen liegen die beiden Beiboote um Wasserschifahren zu können, oder auch in kleine Canyons hineinfahren zu können. Alle sitzen um das gemütliche Feuer, vielleicht bei zu viel Wein, Bier, Spaß. Nur U., die nichts trinkt, merkt das aufziehende Gewitter und warnt alle mehrmals vergeblich. Als es ernst wird, prüfen sie die Halteseile, ziehen Schwimmwesten an und stecken Geld und Reisepass in wasserdichte Säckchen, damit sie wenigstens das haben, wenn sich das Hausboot losreißt und alle in diesem Fall an Land springen würden: an Boot bleiben kann das Leben kosten. Bei starkem Wind ist ein Hausboot nicht mehr zu

steuern, kann an einem steilen Felsen zerschellen, auf den man sich aber vielleicht selbst nicht retten kann.

Als der Wind immer stärker wird und die Seile unter der Last zu brechen scheinen starten sie die Motoren der Hausboote und fahren mit Vollgas auf den Strand zu (auf dem die Vorderseite der Boote ohnehin liegt) um die Seile zu entlasten. Es scheint zu funktionieren! Da sehen sie, wie sich das größere der beiden Beiboote losreißt und in der Dunkelheit verschwindet. Sie können nichts tun, nur abwarten.

Als das Gewitter vorüber ist fahren zwei der Gruppe (Günther Frischenschlager und H.) mit dem kleinen Boot um zu sehen, ob das große Beiboot gefunden werden kann. Es ist unglaublich: unbeschädigt können sie es bergen! Alle haben jetzt mehr Respekt vor dem Lake Powell, besonders als sie am nächsten Tage erfahren, dass sich 50 Hausboote losgerissen haben, mehrere völlig zerstört sind, und einige Menschen abgängig sind...

Im Jahr darauf beginnt ja H.s Zeit in Neuseeland. Die Mietwohnung, die das Institut in Auckland für H. gemietet hat liegt neben dem Haus von Alan und Alison Henry, die gute Freunde werden und bis heute bleiben.

Das Mathematik Institut (wo die Informatik angesiedelt ist) nimmt ihn freundlich auf. H. arbeitet fest an Multimedia- Anwendungen, die zum Teil auf den Erfahrungen von BTX beruhen, bzw. auf dem in Graz inzwischen entwickelten Nachfolgersystem Hyperwave, wie im nächsten Kapitel beschrieben. H. versucht auch intensiv an den Wochenenden NZ zu „erforschen“ und ist von Land und Leuten sehr beeindruckt.

Es ergibt sich ein ungewöhnliches Treffen mit U. und Lisa an ungewöhnlicher Stelle: Die beiden haben einen Flug „around the world gebucht“, kommen nach längerem Aufenthalt in Hawaii auf die Cook Inseln. H. hatte inzwischen zwei Treffen, eines in den USA, eines in Melbourne und fliegt von dort auf die Cookinseln, wo er im gebuchten Hotel nur Stunden nach U. und Lisa aber ohne Gepäck ankommt: Wieder einmal hat das (damals oft gültige) Sprichwort

recht: „Wo immer du hinfliegst, dein Gepäck kommt nach Murmansk. Mit einer Ausnahme: wenn dein Ziel Murmansk ist.“

Die 15 Cookinseln liegen ca. 2.500 km nordöstlich von Auckland. Rarotonga, die Hauptinsel, ist eine idyllische Insel, die man auch mit dem Fahrrad leicht in 2 Stunden umrunden kann. Auch die Überquerung zu Fuß, vor allem vom Norden nach Süden gibt herrliche Ausblicke, ein bisschen Anstrengung und am Ende einen Teich unter einem Wasserfall zum Baden.

Die vermutlich größere Attraktion ist die mehrere 100 km nördlicher liegende Cookinsel Aitutaki. Mit einem kleinen Flugzeug landet man auf einem kaum als solchen erkennbaren Flughafen, es gibt ein gutes Hotel, und tolle Schwimmmöglichkeiten. Im Kanal zwischen Aitutaki und One Foot Island, driftet man mit Scharen von Mantas in einer deutlichen Strömung von der oder in die Lagune. Aber der Grund warum Aitutaki einmal sehr bekannt war ist, dass die Transpazifik Flüge Los Angeles-Neu Seeland hier eine Tankstation machen mussten und dann gleich 2 Stunden Pause einschoben, dass die Passagiere das herrliche Wasser zwischendurch genießen konnten. Einer der Flugkapitäne, der die Route noch regelmäßig geflogen ist, Gordon Vette, wird wenig später ein Doktorand von H. in Auckland.

Die Mietwohnung, die das Institut in Auckland für H. gemietet hat ist eigentlich für eine Person viel zu groß und hat einen schönen Blick auf den Hafen von Auckland, so dass er ohnehin genug Platz für Besucher hat. U. und Lisa kommen von den Cookinseln nach Auckland, so dass H. ein bisschen von NZ zeigen kann (einen Ausflug in die Vulkangegend bei Rotorua machen sie gemeinsam mit den Caludes), bevor U. und Lisa ihre abenteuerliche Reise fortsetzen: In Australien werden sie mit öffentlichen Verkehrsmitteln von der Küste aus in das Innere Australiens fahren, natürlich auch zu Ayers Rock, aber am Weg in die Wüste fasziniert sie schon besonders Coober Pedy: Diese Ortschaft ca. 900 km nördlich von Adelaide, nennt sich selbst *Opal-Hauptstadt der Welt* und ist auch tatsächlich die größte Quelle dieser Edelsteine. Die extremen Sommertemperaturen (über 40°) und der Opal-Abbau haben dazu geführt, dass die meisten Einwohner in unterirdischen Wohnungen von einfachen Höhlen bis zu

komfortablen Mehrzimmerwohnungen leben, wo sie das ganze Jahr angenehme Temperaturen haben. (Vielleicht ist das die bessere Antwort auf eine globale Erwärmung, als sich dauernd nur auf CO2 zu konzentrieren, dessen menschlicher Gesamtbeitrag auf das Ausmaß der Erwärmung bis heute nicht wirklich geklärt ist.)

Kapitel 8: Ausbau Graz (1993 - 2007)

8.1: Hypermedia

Das Grazer Institut beschäftigt sich seit 1981 nicht nur mit BTX, sondern sondiert auch seine Schwächen, um ein sehr viel bessere Nachfolgesystem für die weltweite Entwicklung zu erstellen.

Nach vielen Diskussionen und Experimenten publiziert H. 1990 mit Ivan Tomek die erste Spezifikation des neuen Systems, das später Hyperwave genannt wird, und 1993 als Produkt kommerziell angeboten wird: „Some aspects of Hypermedia Systems and their treatment in Hyper-G; Wirtschaftsinformatik 32 (1990), 187-196.“

Ein fertiges Produkt entsteht durch die Mitarbeit vieler, aber Frank Kappe, der später CTO der Firma Hyperwave wird und den H. dann überredet, doch an die TU Graz als Professor zurückzukehren, ist der entscheidende Leiter, während Gerhard Pail, auch heute noch an der TU Graz das Institut IICM (seit einiger Zeit in ISDS umgetauft und erweitert) durch alle finanziellen Unruhen erfolgreich hindurchsteuert. Siehe Abb.8.1.1.



Abb.8.1.1: Frank Kappe und Gerhard Pail, Archivfotos.

Interessant ist, dass die erste Anfrage, ob man WWW beim CERN implementieren sollte im selben Jahr erfolgte, Hyperwave also potentiell einen leichten Vorsprung hatte. Aber da in H.s IT Lebenslauf vieles beschrieben ist kann man es dort nachlesen. Der folgende kurze in kursiv gehaltene Teil ist von dort übernommen.

„Die Erfahrungen mit BTX lehrten uns Vieles, was man bei großen verteilten Netzen beachten muss, etwa wie man "gebrochene Links" vermeiden kann, indem man bidirektionale Links einführt, die nicht Teil einer Seite sind, sondern unabhängig von ihr verwaltet werden. Mehr als 30 innovative Ideen konnten so in ein vernetztes Multimedia-System Hyper-G (später Hyperwave) umgesetzt werden, siehe das klassische Buch "H. Maurer: Hyperwave- The next generation Web solution; Addison Wesley, 1996."

Es ist interessant, dass sich Hyperwave nicht großflächig durchsetzt, sondern das sehr viel einfachere am CERN (von Robert Cailliau und seinen Mitarbeitern, darunter Berners Lee) entwickelte WWW.

Tatsächlich gab es 1991 drei Ansätze für große verteilte Multimedia Systeme. Das einfachste und "dümmste" war WWW, denn es war ja ursprünglich nur als System für die Verteilung von Physikberichten

gedacht. Gopher (von Mark McCahill an der Universität Minnesota entwickelt) war mit seinen Strukturmöglichkeiten und seiner Benutzerverwaltung nicht nur viel besser, sondern mit am Höhepunkt 80.000 Servern weltweit am weitesten verbreitet; Hyperwave war technisch das beste System und hatte ein besseres Protokoll und exzellente Browser, die mehrere Fenster zuließen, wie der von Keith Andrews entwickelte „Harmony“ Browser, siehe Abb. 8.1.2, doch erforderte es einen größeren Lernaufwand, um von seinen Eigenschaften zu profitieren.

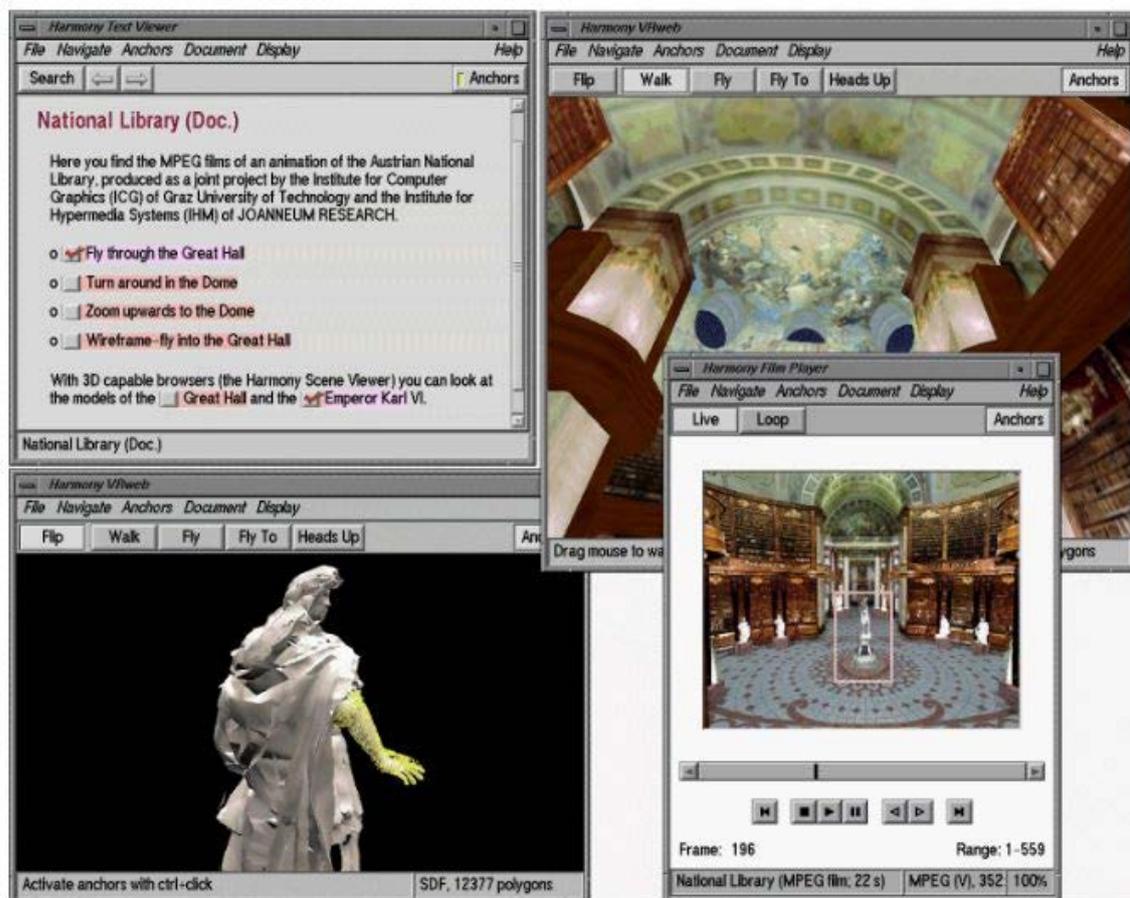


Figure 5.10: Interactive link editing in arbitrary document types

Among the other notable features of Hyper-G clients is the ability for **interactive link editing** in arbitrary document types. We have already seen links in PostScript documents (Figures 5.6 and 5.7). Figure 5.10 shows a 'virtual museum' type application -- a tour through the Austrian National Library -- with links in 3D scenes (in the scene shown in the bottom-left window, the hand of the statue is highlighted by a different color, which unfortunately cannot be seen easily in the black & white print), films (in the film being played in the bottom-right window, the rectangle around the statue actually moves while the film is being played back), and texts (as seen in the top-left window). The links may be interactively placed without editing the documents themselves. This is made possible by Hyper-G's separate link database (see Section 9.4).

Abb.8.1.2: Der von Keith Andrews entwickelte Harmony Browser für Hyperwave, mit vielen wertvollen Eigenschaften, die inzwischen verloren gingen!

Die Erfolgswelle für WWW beruht aber darauf, dass dafür der erste graphische Browser MOSAIC entwickelt wurde. Damit wird Gopher

verdrängt. Hyperwave muss adaptiert (reduziert werden), damit es mit den üblichen Browsern verwendbar bleibt! Um 1990 ist eine substantielle Firma Hyperwave im Begriff, einen guten Teil des Marktes zu erobern, ein Börsengang ist vorgesehen und für seine Vorbereitung wird viel Geld investiert. Als durch das Platzen der Internetbubble der Börsengang nicht stattfindet (das einzige Mal, dass H. reich geworden wäre) wird aus Hyperwave eine noch heute existierende Firma, die Hyperwave vor allem für Wissensmanagement in einigen sehr großen Konzernen weltweit zum Einsatz bringt.

8.2: Anfang in Auckland

Viele von H.s Vorträgen, Reisen und Publikationen in dem Zeitraum dieses Kapitels dienen dem Zweck, die Vorteile von Multimedia (und Hyperwave) zu erläutern um Organisationen auch in Neuseeland (kurz NZ) davon zu überzeugen. Natürlich kontaktiert er die Medien, hat als erster Informatikprofessor in Neuseeland und als erster, der aktiv Multimedia zeigt und propagiert guten Erfolge. Seine Nachbarn (Alan und Alison Henry) werden zu lebenslangen guten Freunden. H. erhält leicht Termine mit wichtigen Entscheidungsträgern, auch dem Maori Language Commissioner, mit dem er sich sehr gut versteht, und der ihm zu zwei (weiteren) Fernsehinterviews verhilft. (Ähnlich wie der Vatikan Latein pflegt geschieht dies mit Maori in NZ: Für jedes neue Wort, von Computer zu Cybercrime, vom Anfang an in der Universität, aber kümmert sich auch sonst darum, muss ein neues passende Wort in Maori erfunden werden.)

Nach dem dritten Auftritt im TV (in dem H. Filme und Bilder über Hyperwave zeigt, und dass man dort sogar auf bewegte Objekte „klicken“ kann) wird H. plötzlich mit Geräten und Spenden überschüttet: Silicon Graphics spendet den damals besten Grafikcomputer, NZ Telecom, überweist 10,000 \$ ohne jede Auflage, usw. Kurzum, die Unispitze sieht sich veranlasst, sofort eine eigene Institution ins Leben zu rufen, die Hyper Media Unit, kurz HMU, genannt wird. (HMU könnte man, rein zufällig, auch als Hermann Maurer Unit interpretieren.) Fast noch wichtiger als das Geld ist die

Tatsache, dass das erste H. Multimedia Seminar nicht nur gut besucht ist, sondern viele mit H. kooperieren bzw. mit ihm arbeiten wollen. Dazu gehören Barry Fenn, Achim Schneider (der gleich eine Dr. Arbeit bei H. beginnt), Paul Hulford und Mike Anderson als gute Programmierer, eine Seminarmitarbeiterin Jennifer Lennon, die seit 3 Jahrzehnten Tutor ist, aber die schwierigsten Aufgaben, die H. stellt immer löst, sodass H., eines Tages sagt: „Du forschst jetzt mit mir 1-2 Jahre, hier oder in Graz. Ich verspreche dir, du hast dann ein Doktorat“. (Tatsächlich schreibt sie Publikation nach Publikation.)

Zusätzlich arbeitet Jennifer Shearer mit H. an einem angewandten Doktorat. Dann taucht plötzlich Gordon Vette auf, ehemaliger Senior Aircaptain bei Air NZ, dem nahegelegt worden war, die Fluglinie zu verlassen, weil er dem Mt. Erebus Unglück unbedingt auf den Grund gehen will und die Air NZ dadurch immer wieder in die Schlagzeilen kommt.

Hier ist der Hintergrund: Ein Geschenk für eine passende Gelegenheit war es in Auckland, jemandem einen Flug um einen hohen Vulkan in der Antarktis zu schenken. Das lief so ab: Begrüßungsdrink und Ansprache des Captains, dann tolles Champagnerfrühstück. Bald kommt rechter Hand antarktische Eis in Sicht. Während dann alle wie verrückt Fotos schießen umrundet man den Mt. Erebus, dann kommt ein Spezialmittagessen, ein kleiner Film, ein Drink vor der nun schon nahen Landung in Auckland. Auf einem Routineflug von Los Angeles hört Gordon Vette, dass einer seiner Freunde, den Gordon selbst ausgebildet hatte, als Captain mit dem Flugzeug frontal in den Mt. Erebus hineinfliegt und niemand überlebt. Da der Kurs vorprogrammiert ist, noch dazu wie sich herausstellt die Sicht 50 km gut war (allerdings ohne Sonne) ist das Unglück kaum verständlich. Der zuständige Flugsicherheitsbeamte verkündet zum Schluss der Untersuchung „human error“ (d.h. der Captain und der Copilot müssen das Cockpit beide gleichzeitig verlassen haben, eine Absurdität). Gordon Vette will den Schatten, dass der Flugkapitän für den Tod von hundert Menschen verantwortlich ist nicht auf seinem Freund und dessen Familie belassen; noch mehr, er sagt öffentlich:

„Wenn das einem so guten Piloten passiert, kann es jedem Piloten passieren. Es muss eine faktische Erklärung geben, damit so etwas in Zukunft nicht mehr vorkommen kann.“ NZ Air ist damit nicht glücklich, beurlaubt Vette. Dieser fliegt mit einer kleinen Maschine in die Antarktis. Mit drei Wochen Geduld löst er das Problem. Er lädt eine Gruppe Journalisten ein um ihnen zu zeigen, was passiert ist. Bei guter Sicht aber bedecktem Himmel fliegt Vette schnurgerade über das Eis auf den voll vergletscherten Mt. Erebus zu. Auf Tonband wird aufgenommen, was die Journalisten alle drei Minuten auf die Frage „was sehen sie?“ antworten: „Unter uns und vor uns eine ebene Eiswüste.“ Plötzlich reißt Vette die Steuerung herum und die schockierten Journalisten sehen, dass sie nur hunderte Meter am Eis des Mt. Erebus vorbeischrammen. Vette hat ein Phänomen entdeckt, das er später *Sektorwhiteout* nennt. Ohne Sonne ist ein steiler Gletscher von einer ebenen Eisfläche nicht zu unterscheiden. (Dies hat dazu geführt, dass seitdem alle Flugzeuge einen 45° nach vorne gerichteten Radar eingebaut haben, der vor einem solchen unsichtbaren Hindernis warnen würde.)

Vette will bei H. über optische Täuschungen, die man am Computer mit Virtual Reality simulieren kann dissertieren. H. ist stolz, Betreuer von Gordon Vette sein zu dürfen. Dieser erwähnt auch das senkrecht startende Auto Moller, das H. einige Zeit später, mit Professor Wiederhold von der Stanford Universität wird ausprobieren können. Leider erlebt Vette weder das, noch das Fertigstellen der Dissertation: Er erliegt einem Gehirnschlag. Die drei anderen erwähnten Dissertanten schließen alle erfolgreich ab.)

Der Vorstand des Aucklander Informatikinstituts, Bob Doran, hilft H. vom Anfang an in der Universität, kümmert sich aber auch sonst darum, dass H. NZ ins Herz schließt, indem er ihn öfter einlädt, privat und zu Wanderungen. Es ist eine Genugtuung, dass sich H. später einmal mit einer Tour über die Mödlinger Hütte zum Admonter Reichenstein In Österreich revanchieren kann, sieh Abb. 8.2.1.



Abb. 8.2.1: Bob Doran und H. am Weg zum Admonter Reichenstein im Hintergrund. Foto und ©: U. Maurer, 1998

Bon Doran ist auch Spezialist für heiße Quellen in NZ. So macht er mit H. und Mike Lennon einen mehrtägigen Ausflug in den Urewera Nationalpark um eine „verschollene“ heiße Quelle zu finden: Sie suchen trotz mehrerer Beschreibungen vergeblich, finden aber dann doch die Lösung des Rätsels: Ein Steinschlag hat die Quelle verschüttet, aber am unteren Ende der Steinlawine kommt heißes Wasser heraus. Bob Doran konnte sein geplantes Buch über heiße Quellen in Neuseeland nicht mehr abschließen, weil er viel zu früh starb.

Ein Medizininformatiker aus den USA, Suave Lobodzinski, bewirbt sich um ein Fulbright Stipendium bei H. Sein Lebenslauf ist beeindruckend. So wird die Arbeitsgruppe weiter verstärkt. Dass Suave auch andere Talente außer der Informatik hat steht nicht im Lebenslauf und erfährt H. erst, nachdem Suave schon einige Zeit in NZ ist.

Einer von H.s besten Freunden in Graz, Wolfgang Schinagl, der immer das Neueste vom Neuen in der Computer- und Informatikwelt beherrscht und ausprobiert ist bereit, einige Wochen nach NZ zu

kommen um eines der Seminare H.s mit technischen Neuigkeiten zu bereichern. Kaum angekommen und noch keineswegs ausgeschlafen, will er das Neueste aus der Computergrafik mit einem Film zeigen.

Er startet den faszinierenden Film. H. selbst muss leider zu einer Sitzung weg. H. lässt hier Schinagl (kursiv) selbst berichten:

Ich beschäftigte mich damals intensiv mit Virtual Reality, im Besonderen mit Virtual Sets. Die Virtual Set Technologie wird in Fernsehstudios verwendet, wo FernsehsprecherInnen in einer Green Box sitzen und die Möbel und sonstige Requisiten direkt aus dem Computer kommen. Ein Virtual Set ermöglicht auch das Einblenden von Grafiken, Statistiken und Computeranimationen in Echtzeit und andere Anwendungen. Damals war der einzige Computer, der diese Grafikberechnungen in Echtzeit beherrschte, eine Silicon Graphics Onyx, ein sehr teurer GrafiksUPERcomputer um mehrere Millionen Schilling, auf dem ich ausgebildet war und den, zu meiner Überraschung H. von Silicon Graphics geschenkt erhalten hatte. . Aufgrund meiner guten Kontakte zu Silicon Graphics bekam ich einige SGI Demo Videos von Virtual Sets. Ich war für Auckland gut vorbereitet, lehrte die Grundlagen von 3D Computergrafik und Virtual Sets und hatte die „mind blowing“ Videos als besondere Motivation für die Studierenden im Köcher. Dann kam der Tag, an dem ich das erste Virtual Set Video zeigte. Der Hörsaal war sehr gut ausgestattet. Ein studentischer Tutor half mir, wir verdunkelten den Saal, ich startete das Video und der gigantische Röhrenprojektor an der Decke projizierte die Virtual Set Demos auf die Leinwand. Als Hintergrundmusik gab es fetzige Funk-Rhythmen und Grooves. Ich habe das Video schon sicherlich zwanzig Mal gesehen, kannte jedes Virtual Set im Detail und konnte nur mühselig die Augen offen halten. Das Video dauerte ca. 20 Minuten – und nach ca. 8 Minuten wurden die Lider so schwer, dass ich beschloss, den Kopf auf die verschränkten Arme zu legen und die Augenklappen kurz zu schließen – die Studenten konnten mich aufgrund der Raumverdunkelung ja ohnehin nicht sehen. Kurz nach diesem Entschluss war ich weg, ich verfiel in einen traumlosen Tiefschlaf, und als das Video aus war, gab es das typische Video- und Audiorauschen einer leeren VHS-Kassette. Dieses

dauerte dann ca. 3 Minuten, bis H. zurück kam das Licht wieder einschaltete und dann auf mich zukam, wie mir erzählt wurde. Ich saß am Katheder, Kopf auf den Armen, Augen fest geschlossen, langsam und ruhig atmend, ich war im Tiefschlaf und mit der Welt zufrieden. Da spürte ich ein sanftes Rütteln an meiner Schulter. Ich spürte das, hörte sofort das Auditorauschen, war blitzartig wieder da, schaute verdutzt H. an, begriff sofort, dass ich während der Vorlesung eingeschlafen war und sagte nur mehr: „Sorry, oh my god, I still haven't got over the jet lag.“ Die Studenten und Professor Maurer bogen sich vor Lachen. Und Professor Maurer sagte zu mir beim Hinausgehen: „Gottseidank war die Vorlesung nicht langweilig, es ist immerhin nur ein Einziger eingeschlafen, das war der Vortragende.“

Bevor über weitere interessante Menschen und Besuche berichtet nun ein bisschen über NZ und seine Bewohner.

8.3: Allgemeines zu NZ und ungewöhnliche Erlebnisse

In der Nähe der Uni ist ein Pub, in das H. ab und zu auf ein paar Drinks hinget. Einmal kommt jemand, schon angesäuselt, und schlägt H. ins Gesicht: „Du gehörst nicht zu uns!“ Unangenehm, aber H. denkt sich nicht viel dabei. Als es in größeren Abständen noch zweimal passiert wird es klar, dass da irgendwas nicht stimmt. Er fragt seine Kollegen, ob sie eine Erklärung für diese Vorkommnisse haben. Zögernd erklärt dann einer: „Du trägst immer diese Kette um den Hals und bist immer ohne Frau unterwegs. Da glauben wohl einige, dass du homosexuell bist, und das wird in solchen Pubs nicht geschätzt.“ (Diese Kette geht auf eine Wette zurück. 1962, Hippiezeit, wo alle ganz leger gekleidet waren schließt H. mit 32 (!) Freunden eine Wette ab: „Ab 1990 wird niemand mehr Krawatten tragen. Wenn ja, dann muss H. lebenslang eine Kette tragen oder eine hohe Summe zahlen.“ Teils weil die Summe wirklich hoch ist, teils aus Prinzip, teils weil das Tragen der Kette inzwischen sein Markenzeichen geworden ist, trägt H. noch immer eine Kette.)

Die Universität Auckland hat eine Einrichtung, die jede Universität haben sollte: Es gibt einen Fakultätsclub, zu dem man als Professor gehört, und man kann am Freitag ab 16 Uhr in die Räume dort gehen

und sich höflich fragend zu jeder Person setzen um sich quer über die Disziplinen kennenzustellen (gibt, die nicht so überlaufen ist) wissen weniger. H. lernt in ein paar Monaten eine tolle Mischung interessanter Menschen kennen. Umgekehrt ist er in kurzer Zeit am Campus relativ gut bekannt.

Die Mitglieder des eigenen Instituts treffen sich recht regelmäßig in einer Kaffeepause und dort gehört man sofort dazu. H. lernt dort Cris Calude kennen, der aus Rumänien floh und hier eine Hilfskraftstelle annahm (sozusagen besser als nichts), obwohl er ein sehr begabter Mathematikforscher ist. H. gehört zu jenen, die seine sofortige Beförderung zum Professor vorschlagen. Sie treffen sich auch regelmäßig auf ein Tennisspiel. Obwohl Cris Hermann regelmäßig schlägt werden sie gute Freunde, und sind es heute noch. Calude hat sensationelle Forschungsergebnisse publiziert, und ist auch regelmäßig auf Besuch in Österreich. Seine Frau ist nun auch schon lange Professorin an einer anderen Uni in Auckland.

Über die üblichen tollen Touristenattraktionen soll hier nicht berichtet werden, sondern nur über einige ausgewählte weniger bekannte. Z.B. erwähnt jeder Führer, die „Hot Water Beach“ auf der Halbinsel Coromandel (wo ein Strandstück, das bei Ebbe trocken ist, das Wasser bei Flut in Besitz nimmt, was zu allen möglichen Spielchen einlädt.) Dass es aber südlich von Raglan auch eine solche (etwas mehr im Wasser gelegene Stelle gibt, die nicht so überlaufen ist, wissen weniger.

Die Geysire von Rotorua kennt jeder. Aber H. „entdeckt“ 30 km entfernt den „Kerosin Creek“: Wenn man da eine halbe Stunde geht kommt man zu einem langen Stück Bach, das heißes Wasser führt und über einige kleine Wasserfälle sprudelt, ein ungewöhnliches Baderlebnis! (Leider ist der Kerosin Creek inzwischen kein Geheimtipp mehr. Und man muss nicht mehr länger gehen, man kann auf einer Straße direkt zu dem interessanten Bachstück fahren.)

Nordwestlich von Auckland gibt es große Sandstrände. Der berühmteste (den man auch mit Bus oder Auto befahren kann) ist die „90 Mile Beach“ die schon ganz im Norden (Cape Reinga) liegt.

Insbesondere gibt es eine riesige Sanddüne die man über Rangī Point erreichen kann: Man kann diesen riesigen Sandabfall „hinuntersurfen“, fast als wäre es Schnee. Einen guten Blick auf das Phänomen hat man von der anderen Seite der Bucht, etwa vom Pakia Hill Lookout. Ein paar Kilometer südlich fließt der Waimakauriver ins Meer. Wenn man den an der Mündung überquert kommt man auf einen Sandstrand, der sich weit nach Süden zieht und nach einigen Kilometern total einsam wird, den man besser aber nicht weit ins Innere verlässt, denn das ist Land, das Maori mit Marijuana illegal bepflanzen und Fremde durch unfreundliche Methoden (Hunde) fern halten. Der Strand ist darum so einsam, weil man den Waimakauriver mit Rucksack nur an der Mündung bei Ebbe durchwaten kann! Wenn man also nicht achtgibt, kann es sein, dass man lange warten muss um wieder zurück zu kommen. Natürlich kann man den Fluss leicht durchschwimmen, nur muss man alles, was trocken bleiben muss irgendwie (auf einer kleinen Luftmatratze?) hinüberbringen. Alternativ kann man den Waimakauriver nach Osten bis zur Straße 12 verfolgen. Dafür benötigt man zwei mühsamen Stunden, und dann muss man irgendwie zum Ausgangspunkt (Auto) zurückkommen. H. genießt dort einen langen Tagesausflug. Übrigens, beim Rasten sollte man auf die zwar ungefährlichen Sandflöhe achten (die sich an vielen Stellen in NZ bis Seehöhe 800 m finden) deren Biss aber tagelang unangenehm juckt.

Während der große Lake Taupo in der Mitte der Nordinsel allen bekannt ist, wissen wenige, dass in den Zuflüssen europäische Forellen ausgesetzt wurden, und ein wahres Paradies für Fliegenfischer bieten. Ausrüstung und Führer am besten bei einem der Lodges erfragen. Das größte bewaldete Berggebiet der Nordinsel ist Te Urewera, ein Nationalpark bis 2014, seitdem „protected area“, ein gutes Stück östlich von Lake Taupo, fast bis an die Küste reichend. Dieses hügelige bis bergige Waldgebiet ist kaum erschlossen, stark bewaldet, nur die höchsten Teile sind über der Waldgrenze. H. macht mit Freunden dort mehrere, meist 3-tägige Touren. Da es keine nennenswerte Infrastruktur gibt, muss man alles (Nahrungsmittel, Schlafsack, Kochgeschirr, Axt, um am Abend Holz für ein Feuer zu

machen, usw.) mitschleppen. Der „Weg“ ist im Normalfall ein Bachbett: Man lernt (entgegen der österreichischen Bergsteigerregel, die Schuhe trocken zu halten) mit den Bergschuhen rücksichtslos ins Wasser zu steigen, oft im Wasser gehend, weil der Wald zu dicht ist, oder Felsen das Fortkommen behindern. Erreicht man nach einer Tageswanderung die baumlose Zone überquert man sie zu einem anderen Tal, und folgt dort den Fluss talabwärts. H. hat einmal das Pech, dass es stark regnet, der Wasserspiegel immer mehr steigt, und der Fluss beim „Abstieg“ mehrmals bis zur Brusthöhe reichend durchquert werden muss (Rucksack am Kopf): er lernt so von seinem Weggefährten (der wie immer führt, Mike Lennon) viel von der Natur und vom Überleben in unangenehmen Situationen, oder wie man (mit Seil!) zu zweit auch unüberwindlich aussehende Flüsse durchqueren kann. Mike Lennon hält viel mehr aus als H., wie dieser immer wieder merkt als z.B. Mike ein Jahr später in kurzer Hose bei Schneesturm von der Heshütte mit H. auf dessen Lieblingsberg, das steirische Hochtorn oder den Herndlsteig zum Traunstein hinaufklettert.

Das extremste Erlebnis mit Mike Lennon ist auf der Südinsel. Mit einem Helikopter lassen sie sich auf einen 2.200 m hohen Pass in totaler Wildnis fliegen, um von dort einen Dreitausender zu besteigen, d.h. sie haben neben allen anderen Dingen auch eine gesamte Kletterausrüstung aber kein Zelt, nur eine dünne, wasserdichte Folie mit. Als sie aussteigen, liegt 20 cm Neuschnee und es schneit stark. Der Helikopterpilot fragt zweimal, ob sie nicht besser mit ihm zurückfliegen wollen. Mike winkt ab. H. fragt sich, wie sie hier die Nacht überstehen werden: Sie sind oberhalb der Baumgrenze, d.h. auch Holz für ein Feuer fehlt. Aber Lennon kennt die Gegend und findet zu H.s Überraschung eine trockene Höhle. Die Nacht wird kalt und unangenehm. Aber am Morgen, mehrere Grad unter Null, ist der Schnee so hart gefroren, dass man auf ihm ohne Einsinken gehen kann, die Sonne strahlt. Die Klettertour ist bei den Schneeverhältnissen unmöglich. Sie müssen jetzt nur dafür sorgen, dass sie in 1.5 Tagen beim Fluss sind, wo sie ein Boot abholen soll.

Der Abstieg am verharschten Schnee macht Spaß, irgendwann hört der Schnee auf. Die zweite Nacht verbringen sie in einem Talkessel mit einigen großen Bäumen und sonst $\frac{3}{4}$ m hohem Gras. Ein Bach und einige kleine Wasserfälle sorgen für ein angenehmes Hintergrundgeräusch. Es ist ein sehr schöner Abend.

Sie treffen am nächsten Tag das Boot am Dart River, das sie wie vereinbart nach Queenstown, der Hauptstadt des Tourismus auf der NZ Südinsel, bringt. H. hat noch zwei Tage Zeit und möchte am nächsten Tag einen Flug zum Milford Sound buchen. Vor dem Abflug wird der Flug wegen Schlechtwetter abgesagt. H. erkundigt sich, ob es für den Tag interessante Alternativen gibt. „Na ja, wir starten in Minuten die Tour „Awesome Foursome“ mit 4 interessanten Abschnitten. Sie müssen aber sofort buchen. Ohne zu wissen, worauf er sich einlässt wird also H. einer der 7 Teilnehmer an dieser Tour. Sie beginnt mit einem Helikopterflug durch den Skippers Canyon, wobei der Pilot bewusst nahe an die Felsen lenkt und diverse Manöver fliegt, um ein bisschen Spannung zu erzeugen. Er landet am Rand des Canyons bei einer Brücke. Alle steigen aus, der Helikopter fliegt weg. Nun gibt es nur einen Weg weiter: Einen Bungee Jump von der Brücke 71 m hinunter in den Shotover River! Nach dem Leeren aller (Hosen)Taschen, AbwieNach einer wilden Bootfahrt mit den in NZ spezifischengenen, und nachdem das Gummiseil um die Füße von H. gelegt wird heißt es „los“. H. stürzt sich kopfüber hinunter. In den ersten Sekunden ist er in Panik und wie gelähmt. Als er aber allmählich fühlt, wie die Seile seinen Fall bremsen wird es amüsant. Unten angekommen, ist das Leben rosig: er hat jetzt genug Adrenalin im Blut für den Rest des Tages. Siehe Abb. 8.3.1.



Abb.8.3.1: Bungee Jump H.s im Skipper Canyon, Foto vom Organisator der Sprünge, 1995

Nach einer wilden Bootsfahrt mit den in NZ spezifischen Flachboden-Booten (wo unten das Wasser angesaugt wird und durch eine 180° drehbare Düse nach hinten ausgestoßen wird, was dem Boot unglaubliche Bewegungen erlaubt), kommt es zum Teil 4 des Abenteuers, nun auf einem Ruderboot: „Wir kommen jetzt an eine Stelle, wo der Fluss durch einen Tunnel fließt. Bitte meine Kommandos genau beachten, wir müssen ganz rechts bleiben, denn beim Ausgang sind links starke Stromschnellen.“

Das mit den Stromschnellen war eine Untertreibung: Als sie den Tunnel verlassen teilt sich der Fluss: die linke Hälfte stürzt sich als Wasserfall in die Tiefe, die rechte fließt vergleichsweise ruhig weiter.

Zum Abschluss des Abenteuers gibt es ein kleines Grillfest und Getränke. Aus den sieben Teilnehmern der Tour sind durch die Abenteuer „Freunde“ geworden. Man tauscht Adressen. Gehört hat H. aber niemals von einem der Teilnehmer, hat aber auch selbst nie geschrieben. Wie halt üblich bei „Reisebekanntschaften“.

Die Waitomo Glühwürmchenhöhle mit der klassischen Geschichte kennen die meisten: Als die Erforscher mit ihrem Boot in eine große Halle fuhren und über ihnen einen Himmel mit weißen Punkten sahen, glaubten sie im Freien zu sein und den Sternenhimmel zu sehen...aber es waren nur Glühwürmchen an der Decke der Halle, kein Sternenhimmel. Siehe Abb. 8.3.2.

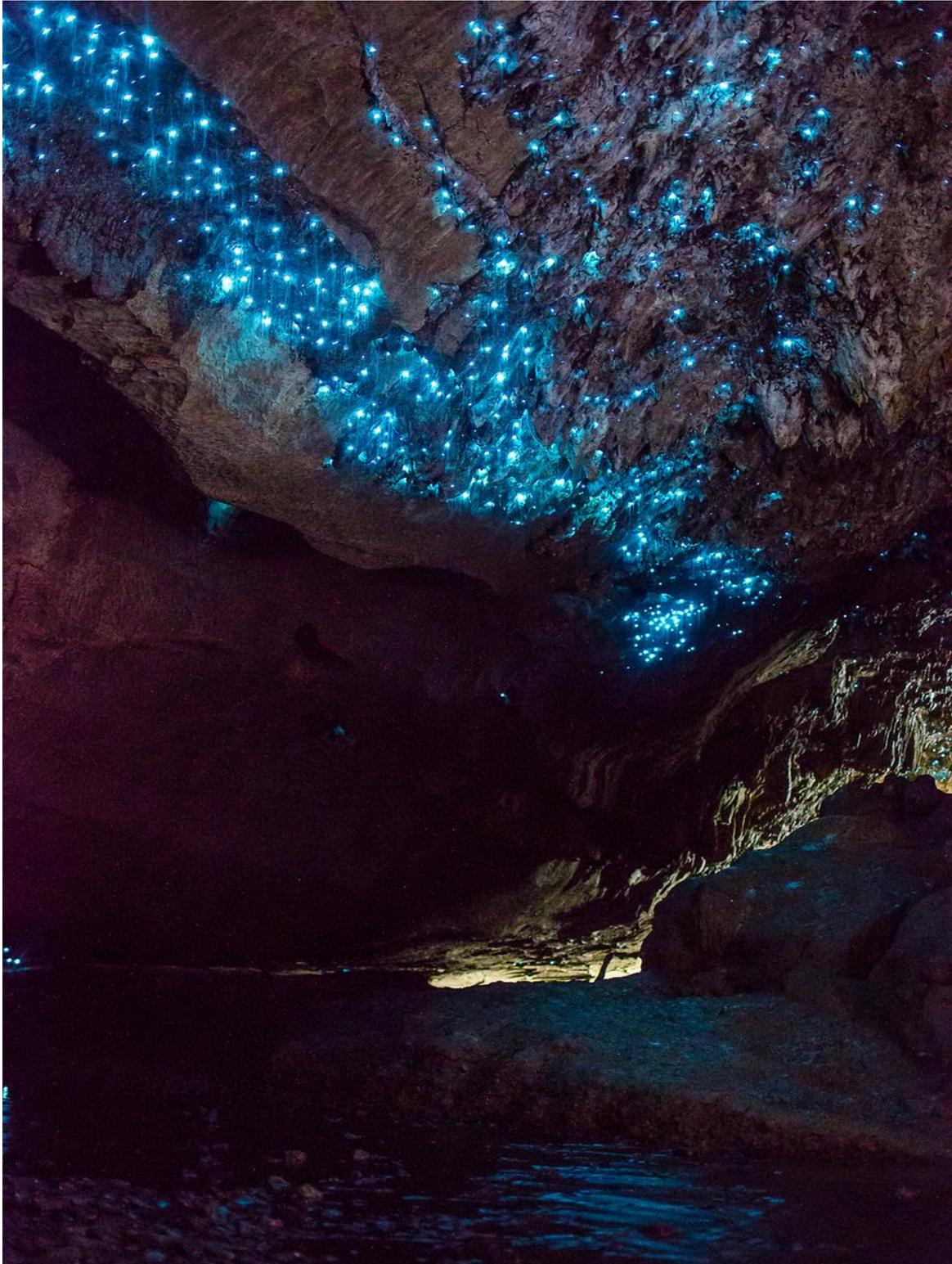


Abb.8.3.2: Glühwürmchen an der Decke der Höhle. Foto: <https://de.depositphotos.com>
(Mehr dazu bei austria-forum.org/af/bib unter Waitomo.)

Weniger bekannt ist das nur 100 m entfernt liegende „Black Water Rafting“. Auf einem Autoreifenschlauch treibt H. auf einem Bach nur

mit Stirnlampe ausgerüstet durch eine lange Höhle, mit einigen Stromschnellen. Der Höhepunkt ist ein kleiner Wasserfall, über den er überrascht hinunterstürzt und dabei das Glück hat, nicht seinen tragenden Reifen zu verlieren.

Noch weniger bekannt ist die „Gardner Guts Höhle“, deren oberer Eingang nicht öffentlich zugänglich ist. Er ist ein kleines Loch in der privaten Wiese eines Farmers. Die Führerin für H.s Tour ist „Radon Ruth“, eine Physikprofessorin der Universität Auckland, die Radonmessungen in Höhlen auswertet. Die Gruppe besteht neben H. natürlich aus Mike Lennon; auch Ingrid Walcher, eine gute Freundin, die H. beim Österreichclub kennenlernt ist dabei. Ingrid kümmert sich immer wieder um H. Wenn er niedergeschlagen ist bringt sie ihm sogar österreichisches Essen. H. hat sie inzwischen auch in Europa (ihr Sohn lebt in München) mehrmals getroffen und hat mit ihr in NZ einige Wanderungen mit ihrer Gruppe mitgemacht. Übrigens, durch einen Tippfehler ist H. sehr preiswert Mitglied des Neuseeländischen Österreichclubs: Für die Dreijahresgebühr wurde statt 2001 irrtümlich 20001 eingetragen.

Die Höhle selbst begeht man mit Neoprenanzug, Kopflampe und ein paar Schokoriegeln, denn es kann auch sein, dass man mehr als einen Tag unter der Erde ist, wenn man vom kürzesten (12 km) Durchgang abweicht. Zunächst geht es 5 m senkrecht hinunter, bis man auf ein kleines Bächlein trifft. Dem folgt man unterirdisch, oft wird es eng, oft muss man im Wasser gehen. Dann gibt es eine Überraschung für H: Das Wasser des Baches geht bis zur Höhlendecke. Radon Ruth bleibt ruhig: *„Ja, wir haben heute viel Wasser, aber nach ca. 15 m wird die Höhle wieder höher. Ich tauche voraus, dort wo man wieder auftauchen kann schalte ich die Lampe ein. Ihr kommt einer nach dem anderen ohne Licht. Ihr taucht nahe am Boden um nicht mit dem Kopf wo hängen zu bleiben, mit offenen Augen schwimmen. Sobald ihr Licht seht, könnte ihr auftauchen.“* H. hat ein mulmiges Gefühl als er in voller Dunkelheit ins Wasser taucht...

Später weicht Radon Ruth vom Bach ab in Seitengänge hinein. Es wird so niedrig, dass man kriechen muss. Dann kommandiert Radon Ruth „aufstehen“. Sie stehen in einem großen Raum, vielleicht 3 m hoch,

dessen Wände alle mit Heliktiten übersät sind. H. hat natürlich schon viele Stalaktiten und Stalagmiten gesehen, aber Tropfsteine die horizontal aus der Wand wachsen und dabei oft spiralartige Windungen haben noch nie. Es ist überwältigend und verwundert. „Wie kommt das zustande?“, erkundigt sich H. Radon Ruth antwortet mich einem Lächeln. „Welche von den 87 Erklärungen willst du hören?“.



Abb.8.3.3.: Heliktiten die oft verbogen horizontal aus der Wand wachsen. Foto und © Mike Lennon.

In guten Mineralienhandlungen findet man fallweise ein schönes Exemplar um mehrere tausend Euro. In der Höhle ist kein einziger Heliktit abgebrochen. Radon Ruth würde sich nie auf Kosten der Zerstörung eines Wunders bereichern.

Beim Klettern von einem Höhlengang zu einem höheren vergisst H. die Lampe nachzufüllen. Im oberen Drittel hat er kein Licht mehr. Die Stelle ist zu schwierig um nachzufüllen und er sieht weiter oben das

Licht seiner Freunde. Also klettert er im Dunkeln vorsichtig weiter, schlägt sich aber das linke Bein sehr stark an einem Felsen an. Als er bei Radon Ruth ist hat sie zwar eine Binde, um die schon faustgroße Schwellung zu dämpfen, aber der Rest der Tour wird für H. schmerzhaft...und eine OP ist dann einige Tage später notwendig. Das ist eben die „Würze“ von Höhlenforschern!

H. lädt seinen früheren Dissertanten und Mitarbeiter Frank Kappe ein, auf 14 Tage nach NZ zu kommen, um sein Team durch Vorträge zu verstärken.

Am ersten Wochenende will H. natürlich Frank Kappe einiges zeigen. Er bringt ihn nach Rotorua und will ihm dann „seinen“ Kerosin- Creek zeigen. Der entspringt in einem trüb-grünen heißen See, in dem man auch baden kann, erklärt H. Er hält kurz an, und bevor er noch reagieren kann ist Frank schon in Badehose, köpfelt in den See, und krault kräftig los. H. ruft besorgt: „Franke, gib acht, dass dich nicht etwas unter Wasser verletzt, das Du ja nicht sehen kannst“. Zu spät! Frank streift einen, vor langer Zeit in den See gefallenen Ast, erschrickt, reißt seine Beine hoch und macht sich damit eine große Fleischwunde am rechten Unterbein. „Ich glaube ich habe mich verletzt“, sagt Frank Kappe unaufgeregt und schwimmt ans Ufer zu H. Der ist entsetzt: Sein Freund hat eine vielleicht 20 cm lange tiefe Wunde, die massiv blutet. H. reinigt den vom Ast schwarz gefärbten Rand der Wunde flüchtig und verwendet dann alle sauberen Taschentücher um die Wunde zu verbinden und das Bluten zu verringern. Es hilft wenig. Er hilft Kappe ins Auto, rechtes Bein hoch zur Windschutzscheibe, und nun illegal schnell zum nächsten Krankenhaus, 30 km nach Rotorua. Kappe blutet stark, er ist ruhig und gibt sich unbesorgt, während H. sieht, dass Frank immer bleicher wird. H. fürchtet in Panik, dass sein Freund vielleicht das Bewusstsein verlieren könnte. Aber sie erreichen die Notaufnahme rechtzeitig. 30 Minuten später kommt Frank Kappe mit Arztbegleitung: „Es ist soweit alles in Ordnung. Alles genäht, und mit einem Schutzgips umgeben um Bewegungen zu vermeiden. Er muss sich jetzt halt eine Woche schonen, erst dann den Gipsverband entfernen und eine Kontrolle

machen lassen, dass alles ohne Entzündung und Versteifung verheilt. Ich bin aber zuversichtlich.“

H. schlägt Frank Kappe vor, am nächsten Wochenende einen Ausflug im Auto zu unternehmen, aber etwas Ungewöhnliches. Frank stimmt zu. So plant H. eine Dünenfahrt: Man kann an einer Stelle nahe Auckland mit einem Allradfahrzeug die Dünen überqueren, und dann am Strand entlang fahren und 20 km weiter nördlich wieder durch die Dünen hinausfahren. Dazwischen sind die Dünen für eine Durchquerung zu hoch. H. hat das schon zweimal mitgemacht, es ist immer etwas aufregend, und er glaubt zu wissen, wie man es richtig macht.

Am nächsten Wochenende gelingt die Dünendurchquerung problemlos. Auch die Fahrt am Strandstreifen ist schön, nur ist der feste Streifen schmaler als ihn H. in Erinnerung hat: H. hat eben doch zu wenig Erfahrung und nicht geprüft, ob die Flut gerade anfängt. Diese macht den problemlos befahrbaren Streifen immer schmaler, zwingt H. mehr und mehr im lockeren Sand zu fahren. Dabei überhitzt sich das Kühlwasser und der Schlauch platzt. Nun gibt es nur zwei Möglichkeiten: Das Auto stehen lassen und vorsichtig durch die Dünen hinausgehen. Das bringt zwei Probleme: die Flut ist hier sehr hoch und nimmt das Auto beim Rückzug mit sich mit; auch ist es H. nicht wohl dabei, dass Frank wirklich schon durch die Dünen gehen kann. Damit ist die Entscheidung für H. klar: er fährt ohne Motorkühlung soweit in die Dünen hinein, dass er vor der Flut sicher ist. Wenn die Flut zurückweicht und der Motor noch geht, fein, ansonsten wird man das Auto abschleppen müssen.

Als nach langer Wartezeit die Flut zurückgeht, springt der Motor nicht mehr an, die Überhitzung hat irgendwas ruiniert. Bald kommt ein Jeep vorbei, H. erklärt das Problem, der Jeep schleppt H.s Auto bis zu der Stelle, wo man die Dünen durchqueren kann. Aber, mit dem schweren Auto als Anhänger schafft das der Jeep nicht. Ein zweiter vorbeikommender Allradler wird mit eingespannt. H.s Auto wird weit ins Wasser zurückgeschoben, dann wird das kaputte Auto mit Anlauf und gemeinsamer Kraft durch die Dünen geschleppt (Frank macht tolle Bilder von der ganzen Aktion), und einer der Fahrer lässt es sich

nicht nehmen, H.s Auto auch gleich weiter zu einer Reparaturwerkstatt zu bringen. Der Mechaniker schaut sich die Situation an. H.: „Kann man das reparieren?“. Der Mechaniker lacht: „Nein, sie haben einen kompletten Melt-Down verursacht, wie Tschernobyl.“ Die Kosten für einen neuen Motor etc. freuen H. nicht, aber der Mechaniker beruhigt: „Ich habe dasselbe Modell hinten stehen, ohne Getriebe, wir verwenden einfach dessen Motor. Ich brauche ihnen nicht mehr als 1.000 NZ \$ (500 Euro) zu verrechnen.“ (Das hätte in Österreich wohl mindestens 10x so viel gekostet; und die Hilfsbereitschaft aller Beteiligten, alles ohne Kosten, ist typisch für NZ.)

H. besorgt sich einen Leihwagen und man beschließt, im Lieblingslokal von Hermann den Tag doch noch nett abzuschließen. Der Wagen parkt im bewachten Parkhaus. Als H. und Frank Kappe nach dem Essen zurückkommen ist der Wagen aufgebrochen, alle Unterlagen (Dokumente, Reisepässe, Fotoapparate, etc.) sind weg. H. läuft ins Restaurant zurück, erzählt dem Besitzer was geschehen ist. „erstens, ich verbinde sie jetzt mit dem österreichischen Konsul, der zeitlich begrenzt Dokumente ausstellen kann: zweitens, sie kommen morgen Mittag bei mir vorbei, ich werde die Abfalleimer in der Nähe durchsuchen. Die Diebe werfen oft dort alles, was sie nicht zu Geld machen können oft dort hinein.“

So lernt H. den österreichischen Konsul Architekt Gerhard Simanke und seine Frau kennen. Simanke hilft sofort, auch mit Bargeld, und Frank bekommt einen temporären Pass und Flugschein. Die Simankes und H. werden gute Freunde, treffen sich oft in NZ oder Österreich. Dass Simanke als zeitweiliger Präsident des Österreichclubs Ingrid Walcher auch gut kennt bedeutet, dass bei allen Treffen oft auch Ingrid dabei ist, ja sie oft die Treffen arrangiert.

Der Besuch von Frank Kappe hat zwei Ergebnisse: (a) Dass H. sonst vielleicht Gerhard Simanke und seine Frau Deirdre nie kennengelernt hätte; (b) Dass sich H. und Frank Kappe schwören, nie mehr zusammen die Südhalbkugel zu besuchen...denn drei große Zwischenfälle in ca. 10 Tagen sind schon ein Rekord, aber es gab noch zwei, über die hier gar nicht berichtet wurde.

8.4: Entwicklungen in Auckland

Das erste Halbjahr in Auckland ist sehr erfolgreich. H. plant schon die offizielle Eröffnung des HMU im Juni 1994: der NZ Prime-Minister, Aucklands Bürgermeister, der österreichische Konsul Simanke und viele wichtige Persönlichkeiten haben zugesagt, zur Eröffnung zu kommen und ein paar Worte zu sagen. H. beginnt sich als Teil von NZ zu fühlen.

Da erreicht H. ein Brief von Minister Busek aus Wien: „Das große Hypermedia Projekt, ein erstes umfassendes Österreichlexikon nicht nur gedruckt sondern auch über ihr neues System Hyperwave im Internet anzubieten, das ich vor einem Jahr ablehnte, genehmige ich nach ermutigenden Rückmeldungen über Hyperwave und das involvierte Team nun doch in vollem Umfang.“ Nach der ersten Freude H.s (das Team in Graz kann das alles auch ohne ihn durchführen) erhält er einen Schock als er den letzten Satz liest: „Die erste Rate wird ausbezahlt, wenn Sie wieder in Graz sind.“

Alle Verhandlungen, dass H. länger in NZ bleiben will führen nur zu einem Ergebnis: „Ich gestatte Ihnen, dass Sie 3 Jahre lang 50% ihrer Zeit in NZ verbringen, den Rest in Österreich“. So werden die nächsten Jahre eine unglaubliche Anzahl von Flügen bringen, noch dazu als nach Ablauf seiner Zeit der drei Jahre die Universität Auckland (danke Cris Claude und Bob Doran!) als Gastforscher für 5 weitere Jahre auf jeweils kurze Aufenthalte einlädt.

So wird die HMU sehr feierlich als neue Errungenschaft eröffnet (was H. an der TU Graz nie gelang) und nur Bob Doran (Institutsleiter) und sein Freund Cris Calude) wissen, dass H. nur eine gewisse Zeit voller Leiter sein wird.

Allerdings hat H. inzwischen einen Plan für die Zukunft entwickelt. Jennifer Lennon wird in 3 Jahren das Doktorat haben. Sie wird, so hofft er, dann bereit sein, die offizielle Leiterin der HMU zu werden, und er kann fallweise beratend mithelfen.

H. fliegt im Laufe der nächsten Jahre die verschiedensten Routen: Auckland- Singapur-Wien-Graz, Auckland- Tokio- München - Graz und auch mehrmals Auckland -Denpasar (Bali)- Frankfurt- Graz.

Während alles in einem Umkreis von 150 km vom Flughafen in Denpasar touristenverseucht ist, findet man den Nordosten Balis, vor allem wenn man ein bisschen ins Landesinnere fährt, wie man es sich vielleicht erträumt hat: kleine nette Orte und Menschen, Reisanbau überall, und gewisse Abläufe, die gewöhnungsbedürftig aber nicht unerfreulich sind: Wenn am Abend der Ortsvorsteher laut ruft gehen alle Einwohner zum Bach, entkleiden sich, seifen sich gegenseitig ohne Scheu ein und reinigen sich so gründlich. Vielleicht entdeckt man auch so jemanden, den man sich als temporären Partner vorstellen kann.

H. mag die Stimmung in den einfachen Gasthäusern („Losmen“) in Bali, er isst alles, was ihm vorgesetzt wird, und hat nie Probleme damit.

Das vielleicht am wenigsten erwartete Ereignis ergibt sich, als H. ein Auto mietet. Er bringt es sofort zurück, denn es hat keine Rückspiegel, weder innen noch außen. Aus der Diskussion ergibt sich: solche Spiegel braucht man auf Bali nicht: man ist nur nach vorne verantwortlich, aber alle vorne können sich darauf verlassen. Will man z.B. abzweigen oder einen Spurwechsel machen, signalisiert man das, und der Nachfolgende muss dann sofort Platz machen. Alle Verkehrsteilnehmer können sich aber darauf verlassen. H. findet das das bald angenehm: man konzentriert sich entspannt nur in eine Richtung, das Verkehrsgeschehen kann einem sonst gleichgültig sein. Nicht wie in Österreich, wo man „immer das gesamte umgebende Verkehrsgeschehen verfolgen muss“: ein unnötiger Stress! Sollte man nicht von Bali lernen?

8.5: SCUBA Tauchen

Hermann will nicht nur NZ kennenlernen, sondern auch einige der pazifischen Inseln. Er kann sich einmal 8 Tage frei machen und fliegt nach Nuku'alofa, mit Tongatapu als Hauptstadt auf der größten Tongainsel als Zwischenstation. Die Inselgruppe wird von einem König

regiert (angeblich seit 1000 Jahren immer aus derselben Dynastie). Deshalb und weil die Hauptinsel wenig Sehenswürdigkeiten aufweist ist die Südseekultur dort noch besser erhalten als überall dort, wo vor allem die Briten (etwas weniger die Franzosen) die lokale Kultur unbedingt anpassen wollten.

Das eigentliche Ziel von H. ist ein kleines Resort, das Gerhard Simanke auf der Inselgruppe Vava'u gebaut hat, und von einem Deutschen mit einheimischer Frau geleitet wird. Das vielleicht beste Essen in den Tongainseln wird von den in Europa als Köche ausgebildeten Söhnen zubereitet (sogar der König kommt fallweise mit Privatflugzeug auf ein Abendessen, wodurch ihn H. kennenlernt). (Vava'u ist nach Hanai die dritte größere Inselgruppe der fast 170 Tongainseln). Vor dem Flug steht H. noch auf dem Hauptplatz um sich ein bisschen umzusehen: Plötzlich werden ihm die Beine weggerissen. Zum Glück stürzt er ohne wesentliche Verletzungen: Der König fährt mit dem Auto vorbei, und niemand darf seine Augen höher haben als der König!

H. kommt am kleinen lokalen Flughafen von Vava'u an, geht ein Stück auf der geschotterten Zufahrtsstraße, nimmt dann doch ein Auto in das Resort, wo Simanke offenbar angerufen hat und er von Anfang an verwöhnt wird. (Inzwischen hat Vava'u einen internationalen Flughafen. Der Ort ist nicht wieder zu erkennen, ist heute ein Paradies für Segelturns, selbst für Europäer.)

In Vava'u gibt es nur ein zweites kleines Hotel im Ort, kein Abend- oder Nachtleben, sodass H. das Angebot einen Tauchkurs zu machen annimmt: Dieser wird von einer netten Amerikanerin die schon lange im Resort zu Hause ist durchgeführt: H. ist einer von zwei Schülern. Das Tauchen macht ihm viel Spaß, er macht den etwas anspruchsvolleren Padi-Tauchschein. Er wird ab jetzt jede Möglichkeit

nutzen zu tauchen, wenn er in der Nähe eines Meeres ist.



Abb.8.3.4: H. beim Tauchen. Auch in 15 m Tiefe wirkt schon alle blau. Foto: PADI Tauchschule auf Vava'u

H. versteht nicht wieso so viele Taucher immer sagen: „Das Tauchen ist so schön, weil man eine neue tolle visuelle Welt erlebt.“ H. hält das für Unsinn: Man taucht selten tiefer als 15-20 Meter, weil dann die Farben schon stark blau werden; und alles was man in dieser Tiefe sieht kann man mit einem Schnorchel auch erleben. Was H. so fasziniert ist, dass man lernt mit halber, voller, übervoller Lunge, je nach Wunsch zu tauchen, und mit mehr Luft in der Lunge steigt man langsam, mit weniger sinkt man, sonst schwebt man: es ist ein Fliegen im Wasser, das man relativ schnell lernt und das man benötigt, wenn man etwa in ein Wrack tauchen will: zu nahe am Boden wirbelt man Schmutz auf und sieht gar nichts mehr; zu hoch, bleibt man an den Resten der Öllampen hängen. Man muss also ca. einen Meter über dem Boden schweben, egal, ob das Wrack schief oder gerade liegt, oder ob man eine Stiege hinauf oder hinunter schwebt. Eine ähnliche Körperkontrolle benötigt man beim Tauchen in Höhlen. Es ist diese totale Körperbeherrschung (wie das Schwingen beim Schifahren, das

Kurvenfahren mit dem Motorrad,...) was das eigentliche Vergnügen ausmacht.

8.6: Suave Lobodzinski

Suave kommt wie vorher erwähnt als hochqualifizierter Fulbright Scholar auf ein knappes Jahr nach Auckland. Seine herzliche und offene Art sorgt dafür, dass er sofort beliebt ist und das HMU Team wesentlich verstärkt.

Seit meinen ersten Taucherfahrten will H. auch in NZ die berühmteste Tauchstelle dort besuchen: Jacques Cousteau hat einmal behauptet, dass das Poor Knights Island Marine Reserve vor der Bay of Islands einer der fünf besten Tauchorte der Welt sei. Hier trifft sich das kalte Wasser der Antarktis mit dem warmen vom Äquator, so dass eine Umrundung des Kaps in zwei ganz verschiedene Welten führt. Allerdings sind die auftretenden Strömungen so stark, dass man dort nicht ohne guten Führer tauchen sollte. Da Suave auch viel von „Outdoor“ spricht fragt H. ihn, ob er ihm einen Führer für den erwähnten Tauchgang empfehlen kann. Er zögert, dann zieht er aus seiner Brieftasche Zertifikate, die ihn als Tauchlehrer aller Klassen (auch Nacht-, Wrack-, Tieftauch-, usw.) ausweisen. „Also wenn du mir vertraust, ich mache gerne einen Tauchgang dort mit dir.“

So geschieht es. Wie professionell Suave sich im Wasser fühlt sieht H., wie Suave eine Muräne in voller Größe aus ihrem Schlupfloch holt, ein nicht ungefährliches Unterfangen. Aber mehr: H. lernt auf einmal, dass Suave ein Super-Taucher ist, aber ein wohl noch besserer Bergsteiger: er hat einige Achttausender im Himalaya hinter sich, und andere extreme Touren. Diese Kombination: erfolgreicher Sportler, Forscher, Geschäftsmann und Frauenheld imponiert, auch wenn H. in keinem der Bereiche mithalten kann.

Als er dann eine Winterbesteigung von Mt. Cook, dem höchsten Berg NZs mit einem Freund plant wundert es H. kaum. Als die Wettervorhersage sehr schlechtes Wetter prognostiziert, sein Freund absagt, und Suave ganz kühl meint: „Dann mache ich es allein“ hält H. ihn für verrückt. Wie H. ihn verabschiedet, ist er nicht sicher, ob er ihn wiedersehen wird. Die Nachrichten aus der Gegend Mt. Cook in den

nächsten Tagen sind beunruhigend. Kein Zeichen von Suave. Drei Tage später steht er vor dem verblüfften H. im Büro. „Ganz hinauf habe ich es nicht geschafft. Der Schnee war zu tief, der Schneefall und die Winde zu stark, da habe ich mir ein Loch ins Eis gegraben und mich dort zwei Tage ausgeruht.“

Nun doch wieder ein Blick in die Zukunft. Natürlich war H. am „Great Barrier Reef“ tauchen und hat auch mitgekriegt, dass die Tauchausflüge dorthin meist ein Betrug sind: Das Riff ist 200 km von der Küste entfernt. Ein Tauchausflug zum Riff an einem Tag bedeutet nur, dass man zu einem Riff im Meer weit landwärts vom eigentlichen Riff geführt wird. Um das Barrier Reef wirklich kennenzulernen, muss man es von einer Jacht aus tun.

U., Lisa und H. fahren einmal von Darwin (leicht von Singapur erreichbar) nach Broome an die Westküste Australiens. Man quert oder fährt in wunderschönen aber nicht mehr touristisch einsamen roten Canyons. (Im europäischen Hochsommer, wo man dort konstant schönes aber nicht zu heißes Wetter hat, besonders zu empfehlen.) und nun nach Süden nach Perth.



Abb.8.6.1: Prison Tree. Foto und © H. Maurer

Bevor man die Küste bei Broome erreicht lohnt sich ein Abstecher zur Kleinstadt Kleinstadt Derby mit einem Boab-Baum, dem „Prison Tree“ (Abb. 8.6.1), dessen Stamm so breit und innen hohl ist, dass er lange dazu diente, darin über Nacht Kriminelle einzusperren, die man zum nächsten Gerichtsstand bringen musste.

Von Broome nach Perth ist die kürzesten Strecke ca. 2.000 km die stark ins Inland führt (und auch eine Abstecher in den Karlamilyi National Park erlaubt). Typisch für die Fahrt ist, dass man immer wieder auf Buschfeuer stößt, ein kleines mit H. in Abb. 8.6.2.



Abb.8.6.2: Kleines Buschfeuer, Foto und © Lisa Maurer

Man sollte aber die Küste nicht vernachlässigen und z.B. Exmouth besuchen, oder das für die Delphine berühmte Monkey Mia.

Das vorher erwähnte Barrier Reef liegt vor der Ostküste Australiens. Ein bisschen südlicher aber vor der Westküste Australiens liegt das Ningaloo Reef nahe Exmouth. Das Ningaloo Reef ist das einzige große

Riff in Küstennähe, d.h. man kann am Land wohnen und trotzdem jeden Tag am echten Riff tauchen.

Während U. und Lisa diverse Touren machen, geht H. tauchen. An einem Tag ist das Wetter sehr schlecht, der Walbeobachtungstrip wird abgesagt, der Tauchguide sagt er weiß sichere Stellen. So sicher sind sie nicht. Wegen starker Strömung geht H. die Luft aus, er muss auftauchen, schluckte mehr Wasser als angenehm, und wird nur Minuten bevor er auf dem Riff zerschmettert wird gerettet, ist aber schon nahe am Ertrinken.

Wenige Tage nach dem Besuch von Perth und Umgebung sitzt H. bei Suave in Los Angeles, und erzählt ihm auch von Fast- Ertrinken am Ningaloo Reef. Das springt Suave auf macht x Telefonanrufe, sagt Termine ab. „Was ist los, Suave“, fragt H. „Wir gehen morgen zusammen tauchen. Wenn du dieses Trauma nicht sofort hinter dich bringst, wirst du nie mehr tauchen.“

Am nächsten Tag geht es in aller Früh über die Grenze nach Mexiko, nach Baja California, zu einem Tauchplatz den Suave kennt. H. ist nervös, Suave kümmert sich um ihn wie um ein Baby, beim Anlegen der Ausrüstung, beim Austarieren des Gewichtes, beim Einstieg ins Wasser, immer ist er bei ihm, immer wieder „Daumen hinauf“, spricht „alles super“. Nach dem ersten Tauchgang ohne Probleme und nur Lob hat H. sein Vertrauen wiedergewonnen. Beim zweiten Tauchgang kümmert sich Suave nicht mehr um H., sondern sammelt mit seiner in Hawaii erlernten Speertechnik Fische für das Abendessen: ja, er hat H. seine Liebe und das Vertrauen in das Tauchen zurückgegeben. Sie feiern mit mehr als einem Corona Bier, Abb. 8.6.3.



Abb.8.6.3: Suave Lobodzinski und H. feiern mit Corona Bier. Foto: Barbesitzer.

Am nächsten Tag erklärt Suave, dass sie eine einfache Bergtour machen werden. Durch wüstenartiges Gelände fahren Suave und H. in Baja California immer höher hinauf. Bei einem flachen See (in der trockenen Umgebung verblüffend) lässt Suave den Wagen stehen und nun geht es zu Fuß steil bergauf bis ca. 20 m unter den Gipfel des Berges. Dieser ist ungewöhnlich: auf einem recht flachen kleinen Plateau liegt eine 20 Meter große Sandsteinkugel...ihr Höhepunkt ist der Gipfel. Natürlich ist der untere Teil überhängend, ohne sichtbare Stelle, wo man sich anhalten kann. H versucht ein Stück hochzukommen, schafft es aber nicht.

Suave sagt, keinen Widerspruch dulgend: „Wir gehen zurück, diese letzten Meter sind zu gefährlich“. H. ist klar, dass Suave sie schaffen würde, Suave ist auch klar, dass H. selbst mit Suaves Hilfe die letzten Meter nur unter Lebensgefahr schaffen würde. Suave verzichtet also auf den „Gipfelsieg“ wegen H: Da es beide als Team nicht schaffen, verzichtet er auch darauf: Suave denkt nicht nur an sich, sondern beobachtet alle, die bei ihm sind und trifft dann die für alle richtigen Entscheidungen.

So ist Suave: So macht er aus seiner Tochter einen Junior-Schi-Star, aus einer Freundin, die nie wandern wollte, eine begeisterte und unternehmungsfreudige Wanderin, wie (einige Jahre später) bei einer nicht ganz einfachen Tour des Grand Canyon, siehe Ab..8.6.4.



Abb.8.6.4: Eine Freundin Suaves nach dem Abstieg vom Rand des Grand Canyons zum Colorado Fluss. Foto und © Lobodzinski.

Aber dann ist auch Suave wieder fast ein ganzes Jahr in Tibet unterwegs, informiert H. aber zwischen zwei Bergtouren über neue Ideen in der Forschung.

Seine Art wirkt auch in Auckland. Die ohnehin fleißige Jennifer Lennon wird noch mehr motiviert, mit den anderen Dissertanten redet er immer wieder. Er geht allen ab, als sein Fulbright Stipendium zu Ende geht. H. ist froh, dass gute Kontakte und Treffen bis heute bestehen bleiben.

8.7: Wissenschaft in Auckland

H. ist mit den Fortschritten im Multimediabereich zufrieden. Seine vier Dissertanten machen gute Fortschritte, sie halten auch schon

selbst Vorträge, an einem kleinen Hyperwave Server wird experimentiert, Schwächen gängiger Browser werden analysiert und in bekannten Zeitschriften publiziert: aber wieder einmal wird es deutlich: wenn man nicht direkt im Mittelpunkt des Geschehens steht (das wäre hier Silicon Valley) gehen auch die besten Ideen unter.

Aber einen großen Erfolg kann H. verbuchen: In Wellington soll ein neues Museum „Te Papa Tongarewa“ gebaut werden. Dafür wird eine Multimedia Plattform gesucht, um einerseits die Objekte verwalten zu können, andererseits eine Auswahl auf öffentlichen Terminals präsentieren zu können, in der gewünschten Sprache: Englisch, Maori, Deutsch, Französisch und mit Hintergrundinformationen, wenn man als Kurator identifiziert ist.

Hyperwave wird als Plattform ausgewählt. Und als Jahre später das Museum eröffnet wird, laufen einige der Multimediaminstallationen reibungslos mit dieser in Österreich entwickelten Software.

8.8: Wie macht sich Graz?

In der Überschrift dieses Kapitels steht groß „Ausbau in Graz“ und nun wird bisher hauptsächlich über NZ berichtet. Ja ist H. eigentlich überhaupt je in Graz?

Nun, während der Zeit Ende 93 bis Mitte 94 ist er nur zweimal kurz auf Besuch, aber vieles kann über Telefon oder Hyperwave erledigt werden. Die anderen Aufenthalte, seien sie beruflicher oder privater Natur legt H. natürlich immer in die Ferien (2-3 Wochen Weihnachten, 2 Wochen Osterferien, 3 Wochen Semesterferien im Februar, 3 Monate Sommerferien Juni - September) und ab und zu verwendet er Teile seines ihm zustehenden Urlaubs (5 Wochen pro Jahr). Da Ministerin Firnberg seinerzeit, wie erwähnt, die Abhaltung der Lehre ihm überließ, bietet H. nur mehr eine große Vorlesung im Jahr an, ansonsten Seminare für kleinere Gruppen, die man oft auf Wochenenden konzentrieren kann. Dass er in Zeit 1993 - 2007 z.B. immerhin über 300 Publikationen veröffentlicht, belegt ganz gut, dass er auch wissenschaftlich zusammen mit vielen seiner Diplomanden und Dissertanten aktiv bleibt, und etwa die Langstreckenflüge als Möglichkeiten des intensiven Arbeitens betrachtet.

Andere Anliegen in Graz sind genauso wichtig. H. kämpft jahrelang um ein eigenes Informatikgebäude, das 2000 dann endlich in der Inffeldgasse bezugsfertig ist.

Es ist übrigens erwähnenswert, wie so ein Bundesgebäude entsteht. Da füllt man Dutzende Fragebögen aus, was wie gebraucht werden wird. Bei einer Sitzung mit den Architekten, die eine Einreichung vorlegen findet sich von den Wünschen kaum mehr etwas. Auf die Beschwerde von H. wird er nur mitleidig belächelt: „Sie sind Informatiker, sie verstehen von Architektur nichts. Wir machen das schon richtig.“ „Ja, aber ich weiß, dass man z.B. große Hörsäle so anlegen muss, dass sie in den Ferien für Tagungen verwendet werden können, dass man also von der Mitte einer Reihe im Hörsaal A ohne viele Leute zu stören in den Vortrag im Hörsaal B übersiedeln kann, dass Tagungsteilnehmer Ihre Taschen bequem abstellen können, usw.“

„Ja, ja, wissen wir doch alles“. Offenbar aber nicht: der große Hörsaal in der Inffeldgasse 16 hat nur durchgehende Reihen, d.h. wenn jemand von der Mitte hinaus will, müssen viele aufstehen und ihre Utensilien, die nur am Boden Platz haben, aufheben.

Jeder der dies liest ist eingeladen, sich persönlich zu überzeugen. Hörsäle haben auch keine Garderoben. Die nassen Mäntel oder Anoraks kann man also nur ganz hinten auf den Boden werfen. H. könnte eine lange Liste solcher „Glanzleistungen“ der Architekten aufzählen. Übrigens wird er wegen seiner Einwände zu weiteren Sitzungen nicht mehr eingeladen.

H. erreicht, dass die Informatik aus der Fakultät für Naturwissenschaften in eine eigene Fakultät 2001 ausgegliedert wird, und er bis Ende 2007 der Gründungsdekan wird. Ohne hervorragenden Vizedekan Karl-Christian Posch und sehr guten Dekans Sekretärinnen wäre allerdings das Amt des Dekans nicht machbar gewesen.

1995 organisiert H. die 700 Personen Tagung ED-MEDIA in Graz, eine Tagung aus einer Reihe, die H. vor Jahren (mit Ivan Tomek) gründete und die es noch immer jährlich gibt.

Aber der Hauptgrund für H.s unerwartete rasche (halbe) Rückkehr aus Neuseeland ist ja, dass die Projektidee für die 1000 Jahrfeier Österreich ein neues Österreichlexikon herauszugeben nicht nur an sich nach langem Tauziehen genehmigt ist, sondern auch die Mittel, um eine elektronische Version ins Internet zu stellen, die AEIOU (Annotierbares Elektronisches Interaktives Oesterreich Universallexikon) genannt wird. Die Erstellung eines Universallexikons erfordert eine starke Leitung (in diesem Fall Ministerialrat Axmann, Sektionschef Rozsenich, und ausgewählte Personen von Buchverlagen), sondern auch ein gutes Redaktionsteam (Wobei den Bereich Geographie der heutige Bildungs-und Forschungsminister Faßmann vertritt) und geschickte Rechtsanwälte, die in diesem Fall die Nutzungsrechte für die vielen beabsichtigten Bilder nicht nur für das Druckwerk sondern auch für eine elektronische Version, das AEIOU verhandeln müssen. Die Präsentation 1996 wird ein großer Erfolg, auch weil es wohl das erste Universallexikon im Internet zumindest im deutschsprachigen Raum ist.

(Noch heute ist das Original bei austria-forum.org/af/bib unter AEIOU abrufbar)

Leider kommt es für den Unterricht an Schulen nicht so gut an: Denn wie soll man Literatur, Kultur, Geographie usw. unterrichten, wenn im Lexikon nur österreichisches Material zu finden ist? So wird das AEIOU in ein größeres Konzept Austria-Forum eingebettet, das „alles“ was Österreich betrifft enthalten soll. Für eine Implementierung des Systems beginnend 1993 war das für Hyperwave zu früh. Umso erfreulicher ist es, dass es 1994 unter den Hauptherausgebern Salomaa, Calude, Maurer gelingt auf Hyperwave Basis eine wissenschaftliche Zeitschrift J.UCS (Journal of Universal Computer Science) zu etablieren, die nicht nur ohne Änderung des Grundsystems 26 Jahre überdauert, sondern die auch zur ersten echten open-source Zeitschrift (keine Kosten, weder für Einreichung noch Abruf) wird und hohes Ansehen genießt. Viel verdankt J.UCS der Mitarbeiterin Dana Kaiser. (Heute gibt es hunderte Zeitschriften,

die sich open-source nennen, bei denen die Einreichung kostenlos ist, aber bei Annahme ein größerer Betrag zu bezahlen ist. Das führt dazu, dass Arbeiten im grauen Qualitätsbereich oft angenommen werden, weil die Herausgeber auf die finanziellen Einnahmen nicht verzichten wollen.)

Es sei hier noch ein Blick auf das Austria-Forum in den Folgejahren gestattet: Die forschungs- und inhaltliche Entwicklung hängt so stark vom Wohlwollen des gegenwärtigen Ministeriums und der Leitung der TU Graz ab, dass der Ausbau mit unterschiedlicher Geschwindigkeit vorangeht. Dann kommt es zu einem Abkommen mit Brockhaus: Zusammen wird man (3 Personen oder mehr in Mannheim, 3 Personen oder mehr in Graz) an einem Supersystem arbeiten. Gegen 2007 ist man fast fertig. Da übernimmt Bertelsmann überraschend Brockhaus. Im Zug dieser Übernahme ändern sich Richtungen und der führende Kopf in Mannheim, Kreissig, kündigt. Für das Austria-Forum in Graz ergibt sich damit die Entscheidung: aufgeben oder neu anfangen. Die Entscheidung ist: Neu anfangen. Wie das geschieht und wie sich das entwickelt wird erst in einem späteren Kapitel behandelt.

8.9: Mehr aus aller Welt

Seine Verpflichtungen in NZ führen H. oftmals dorthin oder in die „weitere Umgebung.“ Sein Freund und Mitarbeiter Paul Hulford lädt ihn und Achim Schneider zu einem Segeltörn von Auckland aus ein. Bei gutem Wind ist man bald weit von der Zivilisation weg, und bleibt auf einer völlig unbewohnten Insel in einer Buch über Nacht. Natürlich hat man etwas Proviant mit, aber das meiste ist Selbstverpflegung. Gefangener Fisch, zur Nachspeise ein paar rohe Rock-Oysters, zum Frühstück gebratene Austern und Muscheln mit Ei und einem Stück Brot. Für H. ist das umso mehr ein Erlebnis, als ihn sein Freund und Skipper, Wilfried Imrich, mit seiner Frau Gabi mit unseren Freuden Bianca und Norbert Sauer (Exösterreicher) auf einen Törn in der Adria mitnehmen (und es wird nicht der letzte dort sein) und sich hier ein ganz anderes Leben abspielt: Am Abend legt man im Hafen einer kleinen Stadt an, spaziert ein bisschen, isst vorzüglich in

einem einheimischen Lokal und übernachtete an Bord aber im Hafen. Am Morgen sucht man einen schönen Badeplatz, wechselt den Standort vielleicht ein paar Mal, vielleicht verwendet man das Beiboot auch als Zugpferd zum Wasserschilauflauf oder um irgendwo an Land zu gehen und einen Ort oder eine alte Burg zu besichtigen.

Die dritte Art von Turn? Auf einem Hausboot irgendwo, etwa am Lake Powell, auf den noch zurückgekommen wird.

Das zweite große Erlebnis ist ein echtes (nicht touristisches) Hangi, das ein Maori Stamm nach Intervention der vielseitigen Kollegen in Auckland, Mike und Jennifer Lennon, für Arto Salomaa, unseren berühmten Freund aus Finnland organisiert haben. (Nur möglich, weil die Lennons vor Jahren einen Maori adoptierten.)

Im Rahmen des Festes wird Salomaa in den Stamm aufgenommen: Was immer ihm in der Zukunft geschieht, er hat einen Heimatstamm, zu dem er jederzeit zurückkehren kann, und der sich dann um ihn kümmern wird. H. hat schon einige (touristische) Hangi Zeremonien gesehen, und immer eher abfällig darüber gelächelt. Diesmal aber ist es schön, echt, stimmungsvoll und ernst. Es ist eine große Auszeichnung für Salomaa, denn wenige Europäer sind offizielle Mitglieder eines Maori Stammes.

Das dritte Erlebnis geht auf ein Ehepaar aus Malaysia zurück, das er als Professoren in NZ kennenlernt. Sie bekommen das Angebot, in der größten Stadt Borneos, Kuching, eine (malaiische) Universität aufzubauen. Sie fragen H. ob er Interesse hätte, da als Berater zu helfen. „Gerne“, meint H. „Nur darf ich (wegen des im Kapitel 7 erwähnten Zwischenfalls in Kuala Lumpur) euer Land nicht mehr betreten.“ „Lass das unsere Sorge sein, wir werden die Eintragungen bei Dir löschen können.“

Übrigens: Kuching heißt Katze. Entspringt einem Missverständnis zwischen dem ersten europäischen Besucher, der auf die Ortschaft zeigte um den Namen zu erfahren. Aber seine Geste wurde als auf eine Katze zeigend fehlinterpretiert. Aber so haben die Katzen jetzt ein Denkmal im Stadtzentrum. Siehe Abb. 8.9.1.



Abb.8.9.1: Katzendenkmal in Kuching, Foto und © H. und U. Maurer

So wird H. 1994 Mitglied des Unirates der Universität in Kuching bis 2017 und ist daher einmal jährlich ein paar Tage in Borneo („es liegt am Weg nach NZ“: nämlich eine knappe Flugstunde von Singapur, der offensichtliche Umsteigeplatz Frankfurt- Auckland).

Schon 1994 steht in Kuching am Fluss ein schönes Hilton Hotel. H. hat dort immer dieselbe schöne Suite, auch wenn er allein unterwegs ist. Der Blick ist auf den Fluss und den bis auf das Fort Margarita un bebauten Urwald auf der anderen Seite des Flusses (der je nach Flut und Ebbe einmal von links nach rechts, dann wieder von rechts nach links fließt). An das Hotel anschließend sind in beiden Richtungen ein oder zwei Blocks nach hinten moderne Gebäude, dann trifft man das richtige Malaysia: kleine Geschäfte, Menschen die auf der Straße Essen zubereiten und verkaufen, usw. Das asphaltierte Straßennetz sind keine 20 km, dann noch einmal 30 km Staubstraßen, dann Urwald. (Nochmals zur Warnung: Hier wird Kuching 1994 beschrieben, im Verlauf der Geschichte dann auch Eindrücke von späteren Besuchen. Heute ist Kuching eine moderne Stadt, sieht man nicht mehr auf einen großen Hügel sondern auf Regierungsgebäude, eine asphaltierte Straße geht die gesamten Nordküste Borneos entlang bis Saba, weicht nur in einem Bogen dem kleinen Staat Brunei aus, der ein spezielles schwer zu erhaltendes Visum verlangt. Viel vom Urwald ist zu Gunsten von Ölpalmen geschlägert worden, Universität und Industrie sind groß und bedeutend geworden, usw.)

Nun sei gestattet, hier über die diversen Besuche gesammelt zu berichten, nicht über jeden einzelnen, auch wenn sie eine lange Zeitspanne umfassen.

H. kombiniert die Besuche meist mit einer 3 tägigen Exkursion in den Dschungel. Mehrere führen zu einem interessanten medizin-technik Experiment: die Dschungelbewohner in Zentralborneo, die oft verstreut als Großfamilien in den hölzernen Langhäusern wohnen haben nicht die geringste medizinische Versorgung. Es wird mit mehreren Stämmen verhandelt und schließlich in der heutigen Gegend von Bario mit dem Experiment „e-Bario“ begonnen: Man will dort zwei ausgebildete Krankenhelfer mit einem Medikamentendepot einrichten, die kleine Probleme selbst behandeln können, die aber notfalls über Laptop und Satellitentelefon Kontakt mit dem Spital in Kuching aufnehmen können. Im Notfall kann eine Person auch mit einem Militärhubschrauber nach Kuching ausgeflogen werden.

Bario liegt ca. 200 km östlich der Küstenstadt Miri, schon am Abfall des Gebirges, das die Grenze zum indonesischen Teil Borneos (Kalimantan) bildet. Man kann Bario (damals) nur erreichen, indem man einen kleinen Fluss in Booten mit zwei Übernachtungen aufwärts verfolgt, und dann noch einigen Stunden durch den Urwald auf ein relative ebenes mehr als 1000 Meter über dem Meer liegendes Gelände kommt, das an die Berge anstößt. Bei der ersten Expedition dorthin werden u.a. die Computerausrüstung und Solarzellen für die Stromerzeugung für den Computer mitgenommen. Nach der Installation stellt sich bald heraus, dass die Solarzellen dem Wetter (Feuchtigkeit und große Temperaturunterschiede) nicht gewachsen sind, so dass man auf eine von einem Wasserrad angetriebenen Turbine ausweichen muss.

Obwohl die Grundidee medizinische Hilfe ist, will man die lokale Kultur möglichst wenig zerstören: das gelingt nicht wirklich. Elektrizität aus einem kleinen Wasserkraftwerk, eine Wasserleitung, eine Schule, die man nahe der Apotheke einrichtet, Unterkünfte für die Krankenhelfer, für Techniker, für eine bewusst begrenzte Anzahl von Gästen (nur mit Sondergenehmigung), usw. sind so attraktiv, das viele aus dem umliegenden Dschungel in die Nähe übersiedeln. Ein

Landstreifen für Kleinflugzeuge erlaubt es im Laufe der Zeit immer mehr westlichen Komfort einzufliegen. Als ein junger Mann mit Blinddarmentzündung nach Kuching geflogen und geheilt zurückkehrt, hat sich die Projektidee endgültig bewährt, freilich ist von der ursprünglichen Kultur nur noch wenig verblieben.

H. hat U. so oft von Malaysia, insbesondere von Bario und den Mulu Höhlensystemen (siehe unten) erzählt, dass sie 2009 (!) einen gemeinsamen Urlaub in Malaysia, insbesondere Borneo, mit einer Feier an der Uni Kuching verbinden. HU. fliegen zuerst ein paar Tagen nach Kuala Lumpur, wo sie auch alte Freunde treffen. Dann geht es weitee nach Kuching.

Zu diesem Besuch schreibt H.s Freund Tilo Balke aus Braunschweig:

Es war 2009 als wir zu einem gemeinsamen Besuch an der Universität Malaysia Sarawak waren, wo unser gemeinsamer Freund Nara damals als Dekan der Fakultät für Informatik und informationstechnologie fungierte. Nara war nach seiner Promotion an der TU Graz bei dir über einige Jahre mit dem Aufbau der Fakultät beschäftigt. Du warst zu diesem Zeitpunkt schon ein langjähriger Berater der Universität und hast versucht, den Ausbau der Fakultät und damit einhergehend den Aufbau zukunftssträchtiger Studiengänge und Forschungsprojekte auf den Weg zu bringen. Das Hilton Hotel in Kuching gestattete einen weiten Ausblick auf die Flussbiegung des Sarawak River mit dem kleinen Fort Margherita, einer alten Festung zur Abwehr von Piraten, und dem neuen, sternförmigen Parlamentsgebäude. In letzterem Gebäude haben wir dann auch in den folgenden Tagen einiges an Zeit zugebracht und einige hochrangige Politiker und Mitglieder der öffentlichen Verwaltung getroffen. Es war spannend zu sehen, mit welcher Inbrunst du versucht hast, Politiker von der Notwendigkeit weiterer Investitionen in die Universität zu überzeugen und -obwohl es nicht immer gefruchtet hat- gerade im Bereich der forschenden Informatik

versucht hast, Standards jenseits einer reinen IT Ausbildung zu vermitteln.

Von dort geht es unter der Führung ihres Freundes Nara (der ja bei H. in Graz das Doktorat machte, der nun eine wichtige Position an der Uni in Kuching hat (siehe oben) und bei der Verwirklichung des erwähnten Telemedizinprojektes eine wesentliche Rolle spielte) mit einem 16 Sitzer (von der Küstenstadt Miri) nach Bario und wohnen dort drei Tage in einem Haus, das als einfaches Gästehaus mit Verpflegung umgebaut wurde. Sie besuchen ein Langhaus im Dschungel ein dort wohnendes altes Ehepaar, bewundern einen Wasserfall, dessen Wasser zur Stromerzeugung verwendet wird und lassen sich die örtlichen Einrichtungen erklären. Sie sind besonders von der Art des Reisanbaus beeindruckt: Nach der Aussaat wird das Feld mit 30 cm oder mehr Wasser bedeckt und kleine Fischchen ausgesetzt: diese bieten- sie wachsen schnell- nicht nur später gute Nahrung, sondern leben von den vielen Stechmücken und Insekten, wodurch Bario kaum eine Moskito Plage kennt. Der „Barioreis“ hat kleine wohlschmeckende Körner und gilt als Delikatesse. So „modern“ Bario ist: es gibt nur ein Auto (das ein Mechaniker aus Kuching in Teilen noch in Booten nach Bario brachte, hier wieder zusammenbaute und auf dem sehr beschränkten Wegnetz sogar Taxidienste anbietet!). Es gibt auch 2009 weder eine Straßenverbindung zur nächsten Stadt Miri, noch ein Handysystem, aber im Dschungel verstreut Langhäuser, die man im Rahmen anstrengender Touren zum Teil besuchen und zum Teil heute auch dort wohnen darf. (Inzwischen gibt es einen bei trockenem Wetter von Allradfahrzeugen verwendbaren Weg von Miri nach Bario, wobei man für die 146 km Entfernung gute 14 Stunden Fahrzeit rechnen muss. Und Handies gibt es leider in Bario inzwischen auch.)

UH. besuchen natürlich auch das Mulu Höhlensystem. Die Höhlen im Mulu-Nationalpark wurden 1961 entdeckt. Seit 2000 gilt der Taman Negara Mulu als UNESCO-Weltnaturerbe und zählt zu den beliebtesten Touristenzielen im Landesinneren von Borneo/Sarawak.

Heute gibt es dort vier Schauhöhlen. Jede kann man nur mit einer Tour besuchen. Als H. 1994 das erste Mal dort ist, wohnt er in einem sehr einfachen Gästehaus, wo man sich mit mehreren ein Zimmer teilt. Aber alle Höhlen sind noch kostenlos und ohne Führer zugänglich. Besonders beeindruckend ist die Deer Cave, mit ihren hohen Hallen, wo an der Decke Millionen von Fledermäusen hausen, die am Abend als riesige Wolke ausfliegen (siehe Abb. 8.9.2). Über der Decke der zweiten großen Halle fließt ein kleiner Bach, von dem sich ein Teil durch die Decke genagt hat und nun senkrecht als „Adam“ und „Eve“ Wasserfall in die Höhle stürzt, wonach das Wasser einem anderen Ausgang entgegen fließt. Der Ausgang führt in ein schmales, geheimnisvolles Tal mit steilen Wänden, das man sonst nur durch Überklettern von substantziellen Dschungelrücken erreichen könnte. Als H. 15 Jahre später mit U. zu den Höhlen kommt, wohnen sie sehr viel komfortabler. Die Deer Cave hat sich nicht verändert. Aber der erwähnte Ausgang in das geheimnisvolle Tal ist versperrt: Das Tal ist nicht mehr zugänglich um die Natur zu schützen. H. mit Blick auf den heute ersperrte Ausgang in Abb.8.9.2.



Abb.8.9.2: H. am heute versperrten Ausgang der Höhle, rechts ein Bruchteil der schwärmenden Fledermäuse

Die zweite ungewöhnliche Höhle ist die Clearwater Cave, in der man als Tourist den schönen Bach ein gutes Stück verfolgen kann. Die Durchquerung der Höhle bis zum Meer (186 Kilometer!) ist erst 2012 gelungen.

H. ist bei seinen Besuchen in Borneo oft in interessanten Dschungelgegenden unterwegs, doch hat er nach 3 Tagen meist "genug": Dauernde Hitze und Schweiß, viele kriechende oder fliegende Kleintiere, Schlangen, schweres Vorankommen durch Schlamm und dichten Dschungel, zum Essen am Morgen, zu Mittag und am Abend: Reiscurry, selten mit einer Zugabe außer gehacktem (!) Fisch, wodurch es dann ein ständiges Grätenspucken wird.

Freilich, eine unvergessliche Bergtour bringt H. auf den Mt. Kinabalu, den höchsten Berg Borneos mit ca. 4.095 m, wo man alle Klima- bzw. Vegetationszonen bis zu kleinen Eisfeldern am Gipfel durchwandert. H. beginnt auf einer Seehöhe von 1.400 m und steigt bis zu einer Hütte auf 3.300 m auf. (Heute kann man auf 1886 m Seehöhe beginnen, darf aber nur mehr mit Führer unterwegs sein.)

Nach einer kurzen Nacht (alle gehen um 3 Uhr Früh weg um beim Sonnenaufgang am Gipfel zu stehen) würde man vernünftiger Weise nochmals in der Hütte auf 3.300 m übernachten, H. steigt aber ganz ab: Nach diesem zweiten Tag mit ca. 800 m hinauf und 2.700 m hinunter ist H. trotz damals guter Kondition so verkatert, dass der den Tauchgang, der für nächsten Tag geplant war, absagen muss. Das „Besteigungsdiplom“, sieh Abb. 8.9.3 da nur ein schwacher Trost.

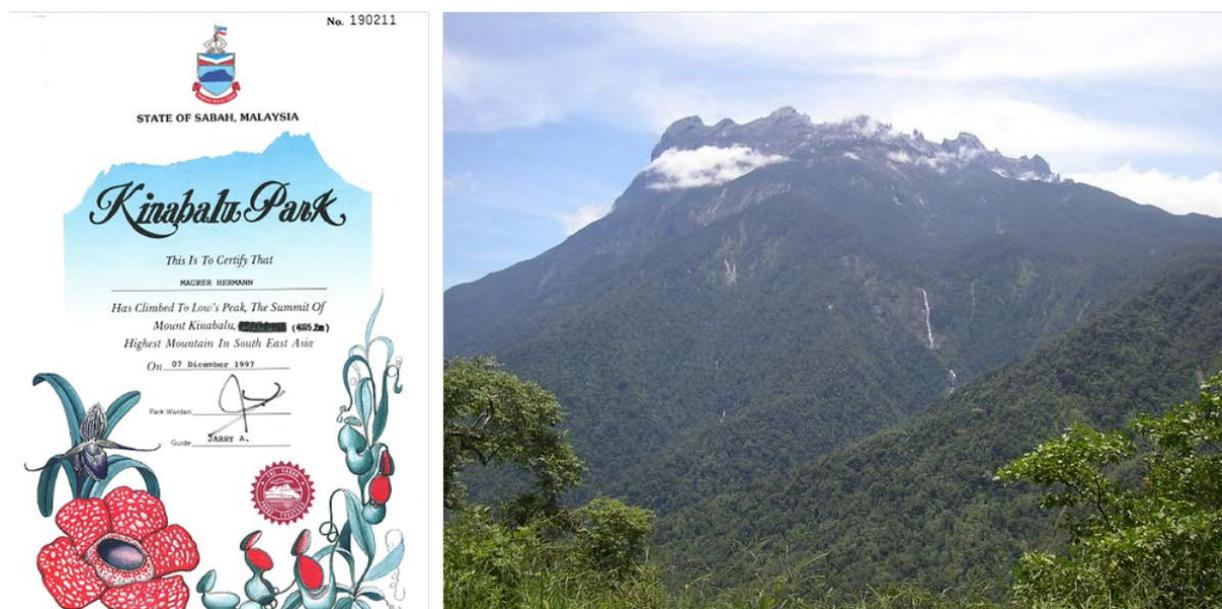


Abb. 8.9.3: Diplom und Foto des Berges, Material: Vom Führer überreicht

8.10: Andere Reisen inklusive Südpazifik und Nordindien

H. hat in diesen Jahren unzählige Vorträge und Besprechungen in der ganzen Welt.

Nach Lisas Schulabschluss 1994 reist sie mit U. um die Welt, wo H. sie zuerst in Calgary, später auf den Cookinseln trifft, wie schon früher erwähnt.

H. besucht u.a. auch Hongkong, um seinen langjährigen Freund und Mitautor Derik Wood dort zu treffen, wobei ihm am Mitternachtsmarkt die gesamte Zukunft (inklusive Sterbejahr) vorausgesagt wird. Er besucht auch Macao (am Festland gegenüber von Hongkong gelegen) und die dortige UNO Universität, an der sein Freund Dines Bjorner tätig ist.

Zu den ungewöhnlicheren Ausflügen von Auckland aus gehört auch ein Besuch von Great Barrier Island: Man kann an die Westküste mit der Fähre fahren, aber dann nur über sehr schlechte Straßen an die Ostküste. Genau dort aber will H. hin, um ein Grundstück anzusehen, das er zum Spottpreis kaufen kann. Er lässt sich mit einem kleinen Flugzeug auf die Wiese fliegen, auf der vielleicht einmal sein Haus stehen könnte. Von hier hat man herrliche Sicht auf den Pazifik, ein Höhlensystem am Nordrand ist die eine Grenze, unten liegt ein schöner Strand. Und das Nachbargrundstück gehört dem einzigen Apotheker der Insel, mit dem er schon telefoniert hat. Dieser hat ihm angeboten, bei ihnen zu übernachten und hat ihm versprochen, das Grundstück von Squattern frei zu halten, falls H. es kaufen würde. Man feiert lange am Abend, bis sich H. zurückziehen will, weil er am Morgen bald nach Auckland zurück will. Der Gastgeber zeigt beim Fenster hinaus: „Es regnet seit Stunden. Das Flugzeug kann sicher morgen von der weichen Wiese nicht starten.“. H. ist entsetzt: er hat am nächsten Tag am Abend eine wichtige Prüfung abzuhalten. Der Apotheker zuckt die Schultern: „Vielleicht fährt ein Frachter morgen nach Auckland, da könntest du mitfahren“, ich kümmere mich gleich morgen darum.“

Es gibt am nächsten Tag kein Frachtschiff. Doch kurz nach dieser Hiobsbotschaft kommt der Gastgeber freudig erregt: „Du hast Glück gehabt. In Auckland ist eine Frau gestorben, ihr Mann arbeitet gerade auf der Insel hier. In so einem Fall springt die Küstenwache für die Überfahrt ein, ich habe vereinbart: du wirst mitgenommen.“ So kommt H. zu einer Fahrt auf einem halbmilitärischen Schiff, das trotz sehr hohen Wellengangs diesen fast zu ignorieren scheint, große Wellen durchtaucht, ohne dass das viel Bewegung auslöst. Man zeigt ihm den Operationssaal. Der ist bewegungsstabil gelagert. Wie das geht versteht H. nicht, aber die 2 Stunden Fährfahrt wird so auf 30 Minuten gekürzt.

H. besucht die World Tech 95 mit 7 Millionen Besuchern, und weil schon vor Ort auch die größte Fernuniversität der Welt in Thailand mit einem Ausflug in den Norden.

Am Rückweg nach Europa macht H. Station in Französisch Polynesien. Er ist weder von der Hauptinsel Tahiti, noch von der berühmten Insel Bora-Bora besonders beeindruckt: Sie ist damals von alten Veteranen am meisten besucht, die auf der Militärbasis im zweiten Weltkrieg dort Dienst machten, sich in ein hübsches Mädchen verliebten und dieses meistens verließen, die aber jetzt nochmals zur Auffrischung ihrer Erinnerungen zurückkommen. Einzigartig ist in Bora-Bora aber der Flughafen, der am Riff liegt und man also per Boot an Land gebracht wird. Bei klarem Wetter sieht man in der Ferne eine größere Insel, Raiatea, und diese wird H.s mehrmals besuchen, nicht zuletzt weil es dort kaum Touristen gibt, man privat wohnt und der Besitzer eines kleinen Tauchausrüsters sein Freund wird. Bei ihrem letzten Tauchgang zu zweit, H.s Zeit „down under“ nähert sich dem Ende, werden sie von einem großen Hai als gute Mahlzeit gesehen und nur durch das Eingreifen eines großen Schwertfisches, der den Hai angreift, gerettet. H. war nicht bewusst, dass nicht nur Delphine fallweise Menschen schützen, sondern auch Schwertfische: H. jedenfalls isst seitdem kein Schwertfischfleisch mehr.

Im Sommer 1996 machen HUL. (HUL. bedeutet hier und überall Hermann, Ursula und Lisa) einen Urlaub in Australien: Von Perth an die Westküste, dann nach Perth (mit gemischten Erlebnissen in

Exmouth, über die schon frühere berichtet wurde), aber dann auch ganz an die schöne Südküste Westaustraliens und schließlich nach Osten, nach Adelaide und von dort auf Kangaroo Island und schließlich diagonal durch das Land in die inzwischen vermutlich schönste Stadt Australiens, Melbourne. Das rückständige Nest Melbourne hat nach H.s Meinung Sydney inzwischen überholt. Diese Reise ist insofern erwähnenswert, als HUL die berühmten 12 Felsen in Meer, the Twelve Apostles, noch vor dem Einsturz von vier von ihnen sehen konnten.

1997: H. ist wieder auf Besuch in Auckland als Gastforscher. Aber es gibt eben nicht nur Wissenschaft: Der Tongariro National Park liegt südlich von Lake Taupo und umfasst drei Vulkankegel, deren Überquerung eine klassische Bergwanderung ist, noch dazu, weil am östlichsten Gipfel eine einfache Hütte zum Übernachten ist, und direkt neben der Hütte ein heißes Schlammloch und ein sauberer heißer Teich zum anschließenden Reinigen. (Siehe dazu Anmerkung 8 bei den Anmerkungen am Ende des Buches). Der westlichste und aktivste Vulkan ist der westlichste, Ruapehu, dessen Gipfel ein Kraterloch mit kochendem giftigem Wasser ist. Mike Lennon will dies H. zeigen: Sie steigen zur Blythe Hütte auf, sind dort wie erwartet die einzigen Besucher. Am nächsten Tag soll es den langen, zuerst leicht ansteigenden Weg, dann steil hinauf zum Kraterrand gehen. Der Wind ist aber so stark, dass die beiden nahe am Kraterrand kriechen müssen und die Vulkanaschenwolken alles unsichtbar machen und sie in Rauchfangkehrer verwandelt. H. hat so den Kraterrand gesehen, aber nicht den kochenden See. Der Weg zurück zur Blythe Hütte ergibt einen sehr anstrengenden Tag.

Dieses Jahr ist vielleicht ein Höhepunkt für Hyperwave: Die EU zeichnet die Firma als innovativste Europas mit 250.000 Euros aus!

Im Jahr 1998 öffnet das neue Museum „Te Papa Tongarewa“ wo ja ein Teil auf Hyperwave aufgebaut ist. H. kann dort seinen echten den Bungee Jump in Skippers Canyon virtuell nachholen!

H. macht über Manila eine ungewöhnliche Tauchtour auf die Inselgruppe Palau, die etwa 1000 km östlich von Manila liegt.

Palau gehört zu den wenigen matriarchalischen Gesellschaften, wo Frauen alles besitzen, vererben, die Kinder nach den Frauen genannt werden, usw. Da man Frauen nachsagt, dass sie friedlicher sind als Männer kann man sich fragen, ob Palau je in Kriege verwickelt war. Die Antwort ist ein JEIN: es wurde im zweiten Weltkrieg von den Japanern überrannt, fast alle Bewohner auf der Hauptinsel interniert, aber unter guten Bedingungen. Als die Amerikaner bei Ihrem Pazifikfeldzug auch die Philippinen zurück erobern mussten konnten sie keine Feinde im Rücken gebrauchen, sodass es zu einem dreimonatigen Kampf Japaner gegen Amerikaner auf Palau kam: die vielen Inseln mit Riffen und Höhlen in den Riffen waren schwer zu kontrollieren. Insgesamt starben dort 2.000 Amerikaner und 10.000 Japaner, wobei die Amerikaner sehr grausame Methoden einsetzten: Hatten sich Japaner in einer nach unten gerichteten Höhle verschanzt ließ man Öl hineinfließen und zündete es an; waren sie in einer aufwärts gerichteten Höhle verschanzt wurde diese mit rasch bindendem Beton verschlossen, so dass den Japanern Luft oder Nahrung ausging. Auf Grund dieser Kämpfe findet man in Palau nicht nur viele schöne, Riffe und Höhlen sondern auch hunderte Schiffs- und Flugzeugwracks im flachen Wasser der Lagunen, ein Paradies für Taucher! Und ein Albtraum, wenn man eine der beschriebenen Höhlen entdeckt, die noch nicht vorher Menschen von Skeletten oder menschlichen Überresten gereinigt haben.

Palau hat eine weitere große Sensation zu bieten: Auf mehreren Inseln gibt es leicht salzhaltige Seen, in denen das einzige Lebewesen der Welt vorkommt, das sich nicht von anderen Lebewesen ernährt: eine gelbe, nicht nesselnde Quallenart. Sie tritt in großen Schwärmen von der Größe kleinster Hemdknöpfe bis schüsselgroß auf. Energie gewinnen sie durch den Sonneneinfall, d.h. bei Sonne ist die Oberfläche der Seen mit den gelben Quallen bedeckt. Kaum ist die

Sonne weg, sinken die Quallen zu Boden und nehmen Mineralstoffe vom Boden auf. Das ist alles, nicht wie etwa eine Kuh, die große Mengen anderer Lebewesen (Gras) frisst! Ein Schwimmen in den Seen ist ein Erlebnis, doch hinterlässt es ein schlechtes Gewissen: die Quallen sind so empfindlich, dass jede Schwimmbewegung viele von ihnen zerstört. SCUBA Tauchen ist schon seit 1990 verboten, seit 1998 auch das Schwimmen, um diese einmalige Lebensart nicht zu gefährden. Aber die Beobachtung, wie die kleinsten Tiere hinter den elegant sich langsam bewegenden Muttertieren verzweifelt nachschwimmen und wie sie versinken, wenn die Sonnen hinter einer Wolke verschwindet ist noch immer sehenswert. Siehe Ab. 8.10.1.



Abb.8.10.1: Eine der Inseln mit einer „Bone Cave“ und die gelbe nicht nesselnde Qualle

Näher bei Europa machen U. und H. einen Ausflug nach London mit Vorträgen in Cambridge und Besuch des Büros von Stephen Hawking, und H. einen kurzen Tauchausflug ins rote Meer beim ägyptischen Hurghada. Er wird dort sicher nicht mehr tauchen gehen: die mittelgroßen Korallenklumpen (es gibt kaum zusammenhängende Riffs) werden zu jeder Zeit von dutzenden Tauchgruppen besucht, d.h. man kommt sich vor wie in einem Park unter vielen Menschen, nicht in der Ruhe des Meeres. Nur das heute politisch viel zu gefährliche südliche rote Meer ist interessanter.

Über Judith Lundberg aus Seattle wird H. einige Jahre externer Berater für die Wallenberg Stiftung, die unter anderem die Orientstiftung betreibt, wo es darum geht, die einzige noch existierende tibetanische Universität (von Exiltibetern betrieben) in

Sarnath in Nordindien nicht nur zu erhalten, sondern alle erreichbaren tibetischen Dokumente (von Bild bis Audio, von Buch bis zu Gebetsfahnen) zu digitalisieren und so für die Zukunft zu retten. Das Universitätsgebäude ist ein altes englisches College, schaut von außen erwartungsgemäß aus, der oberste Stock ist aber mit allermodernsten Multimedia Einrichtungen ausgestattet, mit denen H. arbeitet bzw. Arbeit organisiert. Er wohnt in einem kleinen Häuschen und hat, wie seinerzeit Engländer, einen „boy“, der alles für ihn macht: das Essen, Einkaufen, die Wäsche und Wohnung sauber halten usw.

Sarnath ist insofern speziell, als Buddha dort seine erste Predigt nach seiner Erleuchtung hielt und dort heute natürlich ein Tempel mit einer Buddha Statue steht. Andererseits ist Sarnath nur 15 km von Varanasi (früher Benares) entfernt, jener heiligen Stadt am für Hindus heiligen Fluss Ganges, wo aus allen Teilen Indiens Menschen zum Ganges zur Waschung, oder zum Sterben (Verbrennen) kommen, oder nur um einige Fläschchen des heiligen Hinduwassers nach Hause zu nehmen. Ein Ausflug dorthin bei Sonnenaufgang ist unwirklich: da baden, trinken, verehren die Hindus das Wasser, in dem tote Kühe genauso schwimmen wie die Asche der Verbrannten und werden dabei nicht krank! Eine Unzahl von Fakiren meditieren oder ergötzen die Zuschauer.

Seine Arbeit an der tibetischen Universität bringt ihn mit der tibetischen Exilführung zusammen, aber auch mit einflussreichen Politikern und Lehrern aus Bhutan, und mit Patchy Pachauri, dem langjährigen Direktor des größten Forschungsinstituts in Neu Delhi, der H. auch zweimal in Graz besuchen wird.

Ein Jahr später (Jänner 1999) machen U., Lisa und H. einen Ausflug nach NZ, Anlass ist eine Tagung in Rotorua, mit Besuch bei den Freuden Alan und Alison, die inzwischen auf die Coromandel Peninsula übersiedelt sind, er als Rechtsanwalt, sie tätig in den Gemeindeverwaltungen. Einige Monate später machen sie Urlaub an

der Nordküste Spaniens, in Galicien und Asturien, und sind vom vielen Grün und den hohen Bergen des Europa Gebirges überrascht.

Insgesamt ist Spanien ungaublich reich an Überraschungen und Gegensätzen!

(Siehe z.B. bei austria-forum.org/af/bib unter Spain u. Spain-Spezial.)

Arto Salomaa aus Finnland trifft H. dieses Jahr drei Mal, einmal als ihm die TU Graz das Ehrendoktorat verleiht. Ein besonderer Tag ist der 11. Oktober 1999: Graz hat eine totale Sonnenfinsternis (zu der sogar ein Mitarbeiter von H., Barry Fenn, aus Auckland anreist) aber, langfristig noch wichtiger, der größte Projekt- Antrag den H. je gestellt hat, 2 Millionen Euro für die Gründung eines Wissenschafts-Managementzentrums KNOW in Graz werden genehmigt.

Es ist nicht H.s Ziel, dieses auch noch zusätzlich zu allen anderen Verpflichtungen zu leiten, sondern er sucht einen geeigneten Leiter und findet ihn in Professor Dr. Klaus Tochtermann, den er aus diversen Kommissionen in Deutschland als mehr als fähig kennengelernt hat, der noch dazu am Wissensmanagement Zentrum bei Professor Radermacher eine wichtige Rolle spielt. Die Zusammenarbeit in Graz, auch bei der Gründung der zunächst jährlich stattfindenden KNOW Tagung ist sehr erfolgreich und, in die Zukunft blickend, als Tochtermann einige Jahre nach dem Rücktritt von H. als Dekan diese Rolle übernimmt scheint dies eine richtige Entscheidung zu sein. Als Tochtermann allerdings etwas später einen Ruf nach Kiel (als Leiter der dortigen Leibniz Bibliothek annimmt) bedauert das H. Tochtermann bestellt als seine Nachfolgerin Dr. St. Lindstaedt, die bei der Projektanwerbung sehr geschickt ist. Nach der Zusammenlegung ihres TU Instituts mit dem IICM zum Institut ISDS (Interactive Systems and Datasystems) übernimmt sie auch die Leitung dieses Instituts. Diese Doppelfunktion ist sicher nicht leicht! Es tut H. leid, dass Lindstaedt kaum Zeit hat auf H.s Erfahrungen und Ideen zurückzugreifen, ja auch keine Gelegenheit findet, sich die,

revolutionäre Entwicklung NID (siehe Kapitel 9.29 und 9.30) vorführen zu lassen.

8.11: Andere Entwicklungen, wie Krokodile beringen

Zur frühen Ed-Media 2000 Tagung in Montreal kommt U. diesmal mit, weil wir dann anschließend unsere Freunde in Westkanada besuchen und dann eine auch für uns ungewöhnliche Wintertour durch die Rockies machen, dabei den (damaligen?) Geheimtipp „Island Lake“ 20 km N von Fernie in Südalberta entdecken: Von hier lässt man sich mit Motorschlitten 1500 m hoch hinauffahren, und hat dann eine unbeschreibliche Tiefschneeabfahrt vor sich. Sie kommt wohl nicht an die Helikopter Schifahrten in den Bugaboos (2 Jahre im Voraus ausgebucht) heran, nur das passen die nie ganz in das Zeit- und Geldbudget.

Lisa ist als Teil ihres Biologiestudiums in einer Forschungsstation an einem Fluss in Belize (früher British Honduras). Sie teilt HU. mit, es wäre dort noch ein Raum für Besucher frei, ob ihr Vater nicht Lust hätte, beim nächtlichen Beringen von Krokodilen mitzuhelfen? HU. lassen alles liegen und stehen und sind dann einige Tag im Dschungel von Belize. Das Beringen der Krokodile erfolgt, wenn es dunkel wird: Man fährt mit einem Boot nahe am Ufer und leuchtet mit einem Scheinwerfer. Wenn man zwei rote Flecken sieht, dann sind das die Augen eines Krokodils. Wenn dieses nicht zu groß ist nähert man sich vorsichtig, wirft eine Art Lasso über den Kopf des Tieres, holt es an Bord (maximal 1.5 Meter groß) und bringt einen Ring an, sodass man Jahre später verfolgen kann, wohin sich dieses Tier begeben hat, wenn man es später wieder fängt. Als Revanche nehmen HU. Lisa mit auf einen Flug nach Flores an einem großen See in Guatemala, von wo es mit einem Führer nicht weit ist zu den riesigen, noch heute nicht vollständig erforschten Tempelruinen der Mayas bei Tikal. Am Weg dorthin zeigt der Führer H., wie man mit einem großen Netz an einer Stange Fische fängt: man sticht einen Termitenhaufen auf, und wirft eine große Portion Erde mit Termiten in den See. Kleine Fische

kommen in Schwärmen, um die Termiten zu fressen, locken damit mittelgroße Fische an, die einige der kleinen Fische fressen, und das eskaliert, bis dann schon recht substantielle Fische mit dabei sind. Nun ist es Zeit, das Netz über das Gewimmel zu werfen und herauszuziehen: die kleineren Fische fallen durch die Maschen des Netzes, der Rest ist, was man eigentlich haben wollte.

Tikal (hier wird die englische Wikipedia verkürzt zitiert) „is the ruin of an ancient city found in a rainforest in Guatemala. It is one of the largest archaeological sites and urban centers of the pre-Columbian Maya civilization. It was the capital of a conquest state that became one of the most powerful kingdoms of the ancient Maya.”

Erst später erfährt H., dass grundlegende Forschungs- und Vermessungsarbeiten in Copan von einem Architekturkollegen und heutigem Freund an der TU Graz, Univ.-Dozent Hasso Hohmann, durchgeführt wurden - siehe sein Buch „Die Bauwerke von Copan“, (Frei lesbar bei austria-forum.org/af/bib unter Buchverweise)

oder dass Hohmann später eine in der Küstenwüste in Peru liegende Stadt entdeckte, „El Purgatorio Alto“ bei Casma in Peru und auch sonst viele ungewöhnliche Forschungsreisen unternahm.

(Siehe bei <https://austria-forum.org/af/bib> unter Geographie-Hohmann, etwa den Bericht über Shahara im Yemen, das er über die steilen Flanken eines Berges, durch eine geniale Wehranlage und die berühmte Brücke zu Fuß erreichte.)

Als Abschluss besuchen HUL. San Pedro Island, nur eine Fährstunde vom Festland, und 500 km südlich des überrannten Touristen-Ortes Cancun am Festland, an der Westseite mit vielen netten Orten, und zwischen Festland und Insel mit idealem Drifttauchen, wo H. mit großer Geschwindigkeit an den Riffen von San Pedro Island vorbeigeschoben wird. Dort gibt es auch einen 60 Meter tiefen Krater

im Meer, den „jeder echte Taucher einmal besuchen sollte“. Das ist ein Scherz: Durch die Tiefe ist auch mit guten Scheinwerfern kaum etwas zu sehen, und durch die vielen Sicherheitsstopps beim Auftauchen ist die Zeit am Boden des Kraters mit 2-3 Minuten beschränkt. Es ist ein reiner Angebertrip, den H. halt auch macht (und sich dafür fast geniert). Er hofft noch auf einige ruhige Tage mit U. und Lisa, doch eine einzige Unterschrift für Hyperwave als Vorstandsvorsitzender (dauert kaum 5 Minuten) in einem RA Büro in München zwingt ihn, die beiden früher zu verlassen, sein Brummeln durch das Erste Klasse Ticket etwas leiser.

Später im Jahr 2000 besuchen HU. Virginia und die Residenz des Präsidenten Jefferson in Monticello nahe Charlottesville, wo H. seit fast 20 Jahren einen treuen Freund, Gary Marks hat, mit dem er viele Tagungen organisiert. HU. haben Virginia und die Blue Mountains so unterschätzt, wie es fast alle Europäer tun: kaum jemand in Europa ahnt von diesen unzerstörten Wald- und Bauernidyllen, die eben auch ein Teil der gewalttätigen und superaktiven USA sind.

Im Herbst sind HU. ein paar Tage am Briener See in der Schweiz in dem kleinen, bis auf Zufahrt autofreien Ort Iseltwald. Es gibt dort nur ein halbes Dutzend kleine Gasthäuser, wo man natürlich vorher buchen muss, aber dann ist man im Paradies: Für einen mondänen Abend nimmt man die Fähre nach Interlaken; am Vormittag kann man dem See entlang nach Osten bis zu den großen Gießbachwasserfällen gehen oder mit Boot fahren, von dort (faul) mit Schrägaufzug oder (sportlicher) zu Fuß zum Grandhotel Gießbach (das einen kleinen Bereich auch für Besucher offen hat). Und dann gibt es leicht erreichbar die Schmalpureisenbahn auf das Rothorn, den Aare Canyon, die von Schirennen bekannten Orte Wengen, Grindelwald, u.v.m.

HU. machen auch einige bedeutende Wanderungen in Österreich. Dann begleitet U. H. auf einer Reise nach Belgien zu Treffen und Gesprächen in Brüssel und im „Venedig des Nordens“, Brügge.

H. macht mit seinem Institut einen Ausflug nach Prag (hervorragend organisiert von Dana Kaiser). Später leitet H. ein von Gary Marks organisiertes Treffen in Washington, kombiniert mit einem Treffen mit seinem Freund Patchy, dem Leiter von Teri in Neu-Delhi. Patchy erhält im selben Jahr wie Bush einen halben Nobelpreis!

H. besucht auch Taiwan erneut, wo er als Vertreter Neuseelands für die Konferenz ICCE tätig war und ab nun der europäische Vertreter ist. Die Tatsache, dass er vor einigen Jahren in die Academia Europaea (die führende Europäische Akademie für Wissenschaft und Kunst) aufgenommen wurde und 2009 von seinem Freund Dines Bjorner die Leitung der Sektion Informatik übernimmt, stellt H. vor die Herausforderung, den Einfluss der Sektion innerhalb der Akademie noch sichtbarer zu machen. Nachdem er etwas später in den Vorstand der Akademie gewählt wird, ist er international bekannter als er es verdient.

2001 ist in vielerlei Hinsicht ein interessantes Jahr. H. wird Dekan für Informatik an der neuen Fakultät, für die er seit Jahren kämpft (das Budget für Studierende pro Person in Informatik beträgt $\frac{1}{4}$ des Budgets für Studierende in anderen Bereichen!). Er wird erneut in die verschiedensten Weltgegenden eingeladen (34 Vorträge 2001), führt aber seinen Plan, Nepal mit U. und Lisa, ein Land, das er auf einer ausgedehnten Reise als Student in den sechziger Jahren kennengelernt hatte, wieder zu besuchen, auch aus.

Die erste negative Erfahrung am Flug dorthin ist, dass der Smog bei Annäherung an den Flughafen der Hauptstadt Kathmandu sehr dicht wird: Man kann den Himalaya leider nicht mehr als Panorama im Hintergrund sehen. In der Tat beginnt U., die sehr empfindlich auf Gerüche und schlechte Luft reagiert, nach 2 Tagen in Kathmandu und den beiden anderen nahen Kaiserstädten im Tal zu husten. Denkmäler sind so schön wie sie waren; aber Menschen, denen es viel besser geht als vor 35 Jahren, sind viel weniger zufrieden (ruiniert durch den Einfluss der Medien, insbesondere des Fernsehens). Das von

Österreichern errichtete Lungenerholungszentrum ist heute ein Scherz, da es sich noch im verschmutzten Bereich der Kaiserstädte befindet. Daher ist es eine wahre Freude, nach Westen zu Pokhara, den Teufelswasserfällen und den Rändern des Annapurna-Nationalparks zu fahren. Am Rückweg Richtung Kathmandu ist die Straße plötzlich gesperrt ist: Ein Junge wurde von einem unachtsamen Autofahrer getötet. Von einem Bestrafen ist keine Rede, es gibt nur endlose Verhandlungen darüber, wie viel Geld ein junger Mann in Nepal wert ist, sprich was der für den Unfall verantwortliche Mann an die Eltern zahlen muss, weil er einen ihrer Söhne getötet hat.

HUL. biegen dann nach Süden ab, durch ein Tierreservat, sie reiten auf Elefantenrücken und sehen exotische Wildtiere, auch nachdem sie die Grenze nach Indien überqueren.

H. reist auf Einladung von Ching-Chi-Chen, einer bekannten chinesischen Professorin in den USA, zu einem Treffen nach Peking: Sie hat H. viele Türen geöffnet, darunter nicht nur einen Besuch der Terrakotta-Armee in Xian, sondern auch mit dem Bürgermeister der Stadt als Führer. So kann er die Terrakotta-Armee nicht nur von den Balkonen für Besucher beobachten, sondern indem er tatsächlich durch die Armee geht.

Nach vielen Verwaltungsaufgaben und einigen Forschungsaufgaben in Graz wird H. zu wichtigen Gesprächen in den USA in Flagstaff und Los Angeles eingeladen. Von dort fliegt er aus einem traurigen Grund nach Neuseeland, nämlich um mit Jennifer Lennon die Orte zu besuchen, an denen Mike Lennons Asche nach seinem unerwarteten Tod verstreut wurde: Mike Lennon wird im Jahr 2000 sehr krank und H. bucht eine Reise, um ihn noch einmal zu sehen. Vielleicht kann er ihn mit dem Auto noch zum Ausgangspunkt einiger ihrer gemeinsamen Wanderungen führen?

Fünf Tage vor dem Abflug nach Neuseeland ruft Jennifer an: „Bleib in Graz. Es ist zu spät. Mike ist gestern gestorben.“

Es gibt noch viele andere Aktivitäten und Ausflüge in diesem Jahr. Nach Vorträgen in Dublin erkunden HU. Irland ein bisschen, und nicht zum ersten Mal. Es folgen eingeladene Gespräche in Boston, ein Besuch der SMU in Dallas, um ehemalige Freunde zu treffen und einen Blick auf Orlando zu werfen, all dies kurz nach dem berüchtigten Angriff auf das World Trade Center 9/11, wobei H. immer in fast leeren Flugzeugen fliegt. Natürlich trifft H. in Finnland Arto Salomaa, wobei ein Besuch von Tampere, wo Gary Marks eine weitere WebNet Tagung plant, ein guter Vorwand ist.

Überraschenderweise hat jemand beantragt, dass H. die Ehrenmedaille der Steiermark erhält: Er weiß immer noch nicht, wem er dafür danken muss. Das zweite seiner Ehrendokorate, dieses von der Universität Karlsruhe (heute KIT genannt, für Karlsruher Institute für Technologie) im Folgejahr, verdankt er eindeutig seinem Freund und seinerzeitigem Kollegen Wolffried Stucky. (Danke, Wolffried!)

Beruflich beginnt H. 2002 mit dem Abhalten eines mehrtägigen Seminars an der Universität Lugano, die auf der Insel Brissago im Lago Maggiore einen idealen Austragungsort für solche Seminare hat. Die Insel kann von 10-16 Uhr mit ihrem botanischen Garten auch von Touristen besucht werden, aber vorher und nachher sind die Seminarteilnehmer mit nur zwei Angestellten, die für die Mahlzeiten und allgemeine Ordnung sorgen, ganz unter sich.

Zu einer Veranstaltung nach Lissabon, wo H. Hauptvortragender ist, kommen U. und Lisa mit. Sie nutzen die Gelegenheit, die in der Nähe liegende überwältigende Schlossanlage Sintra zu besuchen.

8.12: Mauritius und Reunion

Norbert Sauer, Professor in Calgary, und Freund von H. seit ihrer gemeinsamen Studienzeit in Wien verbringt 2002 ein Forschungsfreijahr auf Reunion. Die vier, Norbert, seine Frau Bianca, U. und H. beschließen, sich zuerst auf einen Bade-, Tauch- und Besichtigungsurlaub in Mauritius zu treffen, und dann zwei Wochen Reunion, teils per Auto, teils durch Wanderungen kennenzulernen. Das Tauchen in Mauritius findet H. nur mäßig beeindruckend, weil die vielen Sandstrände oft für trübes Wasser verantwortlich sind. Die Damen sind von Mauritius recht beeindruckt. Eine ganz frühe Wanderung im Black River Gorges Nationalpark gefällt aber allen sehr.

Für H. ist aber Reunion interessanter. Gute Strände gibt es dort wenige, aber unglaubliche Gebirgslandschaften. Etwa um den Piton des Neiges, der mit über 3.000 m höchsten Berg des indischen Ozeans (ein Schildvulkan), oder die beeindruckenden Minisiedlungen auf „Bergstümpfen“, die man ohne Helikopter kaum erreichen kann, die so abgeschieden sind, dass sich dort eigene Kulturen und Dialekte entwickelt haben. Oder die viele Gebirgsorte, die nur auf abenteuerlich schlechten Straßen erreichbar sind, oder die Vielfalt von Schluchten, Wasserfällen und kleinen Seen. Ein Beispiel zeigt Abb.8.12.1.



Abb.8.12.1: Typische Bergszene aus la Reunion, Foto und © H. Maurer

H. beginnt auch an einer Zukunftsromanserie "Xperten" zu arbeiten, wobei er die meisten Bände selbst schreibt, bei andern nur das Expose.

(Alle, auch die ins Englische übersetzt wurden sind zwar heute vergriffen, können aber kostenlos als PDF heruntergeladen werden, siehe austria-forum.org/af/bib unter Buchverweise.)

H.s Freund, Gymnasialprofessor in Admont, schreibt dazu freundlich:

Ich liebe Science Fiction. Als H. mir beinahe verschämt gesteht, dass er, der große Naturwissenschaftler, einige derartige Bände verfasst hat, schenkt er mir die Reihe „Xperten“ mit der Bitte, ich möge ihn auch nach dem Lesen noch lieben. – H., ich schätze deine Romane sehr, besonders wegen des Lokalkolorits: Der erste Absatz von Xpert 1 beginnt in den Ausstiegsrissen der Hochtör-Nordwand, in welcher die Hauptgestalt einen herabstürzenden Felsblock per Telekinese abwehrt. Ich als Bergführer und Kletterer auf meinem Hausberg kann dies nachfühlen, hätte auch einigemal im Steinschlag solche Kräfte gebraucht. – Dein SF-Roman „Ende des Traumes“ scheint mir am besten gelungen: Zeitgeschichte, Einbettung in die lokale Landschaft des Salzkammergutes, der Wunsch nach einem guten Ausgang, neuer österreichischer Regierungssitz Ausseerland - alles passt und berührt. H., auch als SF-Autor bist du gut!

8.13: Perth

H. beginnt sein Forschungsfreisemester als Gastprofessor an der ECU (Edith Cowan University) in Perth, Westaustralien, Anfang 2003, also in der wirklich heißen Zeit, wo man sich untertags bei 40° nicht lange im Freien aufhalten kann, aber es in einigen Büros wegen der zentralgesteuerten Klimatisierungen in manchen Zimmer fast zu kalt ist. Angenehme Abende kann man am leichtesten z.B. im nur ein paar Kilometer entfernten Fremantle am Meer verbringen, aber auch die nicht ganz zentralen Punkte Perths kühlen nach Sonnenuntergang rasch ab. H. wird immer wieder zu Grillabenden von den freundlichen Kollegen eingeladen, wobei Joe Luca wohl alles schlägt: Er hat nicht nur den größten Pizzaofen, den H. je in Privatbesitz sah und eine riesige Grillanlage, sondern einen Weinkeller mit eigenen Weinen, z.B. mit einem 500 Liter Fass mit köstlichem Rotwein, das H. und Freunde trotz aller Bemühungen nie ganz leeren können! Ein gern gesehener Gast in Perth und bei Joe Luca ist Helmut Dispert, der einen ausführlichen Bericht über H. dort und bei Besuchen in der

Heimat von Helmut in Kiel schickte, der hier bis auf kleine Änderungen wortwörtlich kursiv folgt, siehe dazu 8.13.1.

Seit Beginn des neuen Millenniums hat es zahlreiche persönliche Kontakte von mir mit Hermann Maurer gegeben, mit zwei klar definierten geographischen Schwerpunkten: Europa (Kiel, Graz) und Australien (Perth). An dieser Stelle beschränken wir uns auf die stark gekürzte Wiedergabe zweier Anekdoten unter dem Titel: Metamorphische Erlebnisse mit Hermann Maurer.

Metamorphose I:

Wichtige Treffen mit Hermann fanden 2003 und 2004 in Australien statt, insbesondere in Perth in Western Australia. Die Treffen mit unseren Freunden an der Edith Cowan University (ECU) wurden bereichert durch Besuche des berühmten Swan Valley. In diesem über Perth hinaus bekannten Weinanbaugebiet gehörte eine Weintour natürlich zum Pflichtprogramm, insbesondere, da Hermann und die anderen Teilnehmer sich die zahlreichen Weinproben nicht entgehen lassen wollten (diese Weinproben wurden erweitert bzw. ergänzt durch Bier-, Öl- und Schokoladeverkostungen). Hermann überstrahlte uns alle, nicht zuletzt, weil die intensive australische Sonne zu beeindruckenden Reflektionen auf der Medaille führte (Abb.1), die zu tragen er sich verpflichtet hatte (die wohl bekannte Hintergrundgeschichte wird hier nicht wiederholt). Nicht nur ist das Swan Valley ein bekanntes Weinbaugebiet, auch die private Herstellung von Wein wird in Perth gepflegt. Zu diesen Weinproduzenten gehört auch unser Freund Joe Luca, der regelmäßig seine gesamte Familie mit seinen Produkten versorgt. Das führte natürlich dazu, dass der Luca-Wein praktischerweise aus 5l-Flaschen serviert wurde. Hermann hat sich als „guter“ Weinverbraucher präsentiert, der mit anderen Gästen leicht mithalten konnte. Das führte zu einer offensichtlichen Steigerung des persönlichen Ehrgeizes in einer weiteren „Sitzung“ von Hermann und Joe in Perth. Das Ergebnis der sportlichen Tätigkeit sollte mithilfe zweier Fotos unter Beweis gestellt werden (Abb. 2). Leider wurde offensichtlich nicht mit der detektivischen Kleinarbeit des Empfängers gerechnet. Wie die

grafischen Ergänzungen zeigen, hat es offensichtlich eine unerklärliche plötzliche „Metamorphose“ einer vollkommen vollen in eine leere Flasche gegeben (aus den Fotos lässt sich der Zeitabstand zwischen den beiden Aufnahmen leicht bestimmen: $\Delta t \approx 0$). Die im Bild markierten Informationsschnipsel bzw. Beweisstücke zeigen deutlich die zeitlichen Abläufe. Auf eine weitere juristische Verfolgung des Betrugsversuches wurde verzichtet, um internationale Verwicklungen „Austria-Australia-Germany“ zu vermeiden. Hermann hatte bereits im Vorfeld der Tat die Strafe in Form einer Flasche Weins aus der Weststeiermark entrichtet. Das entsprechende Foto (Abb. 3) zeigt das Originalobjekt der proaktiven Strafzahlung aus dem Jahr 2003.

Metamorphose II:

Wichtige weitere Ereignisse waren Besuche Hermanns bei uns in Kiel. Anlass waren Vortragsveranstaltungen in den Jahren 2003 und 2004. Als Einladender hatte ich die Aufgabe einer kurzen Einführung und Laudatio übernommen. Aber Hermann ist immer für eine Überraschung gut, die dieses Mal durch meine eigene einführende Powerpoint-Präsentation entstand. In meinem Überblick habe ich auf Fotos zugegriffen, die auf Hermanns Webseite verfügbar waren, insbesondere auf einige der vielen Reiseerinnerungen. Wir alle kennen diese Fotos, die immer grundsätzlich eine charakteristische Eigenschaft verbindet: Ohne Ausnahme erscheint Hermann selbst auf jedem Foto, in den unterschiedlichsten Ländern und Situationen. Aber nein! Das letzte Foto der Sequenz zeigte lediglich eine leichtbekleidete Strandschönheit. Dem Gesetz der Serie und der Logik folgend, habe ich dieses Foto unter dem Titel „Die Metamorphose des Hermann Maurer“ vorgestellt: Hermann in seinem „Neuen Ich“. Die Zuhörerschaft war begeistert, Hermann aber zeigte eine gewisse Unsicherheit und definierte dieses Foto als ungeplanten Teil seiner Fotoserie. Wir haben schmunzelnd uns unseren Teil gedacht. Gab es da möglicherweise weitere Fotoserien, von denen wir nichts wissen? Auch die Vortragsthemen selbst waren natürlich etwas kontrovers, es ging um ein Szenario für den PC um 2010 auf der einen Seite und den

Blick auf Globalisierung/Regionalisierung auf der anderen Seite. Ergänzend konnten in diesen Veranstaltungen auch Hermanns SF-Romane XPERTEN thematisiert werden. Hermann Maurers Besuch in Kiel wurde durch die Anwesenheit weiterer nationaler und internationaler Gäste bereichert, unter diesen Bjarne Stroustrup, der ebenfalls einen sehr interessanten Vortrag hielt (allerdings ohne Metamorphose). Quintessenz, Moral und Ausblick: Hermann Maurer hat wieder einmal bewiesen, wie stark verwurzelt und vernetzt er ist in unserer international orientierten Welt, in der fantastische Gegenwelten ständig neue Realitäten schaffen. Während wir dem menschlichen Begehren nach Metamorphose selten nachgeben, lässt uns Hermann behutsam seine Parallelwelten miterleben. Wir genießen dies und hoffen auf weitere Einblicke in seine Welt der ständigen Verwandlung.

(Siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Buchverweise die XPERTEN-Bücher.)

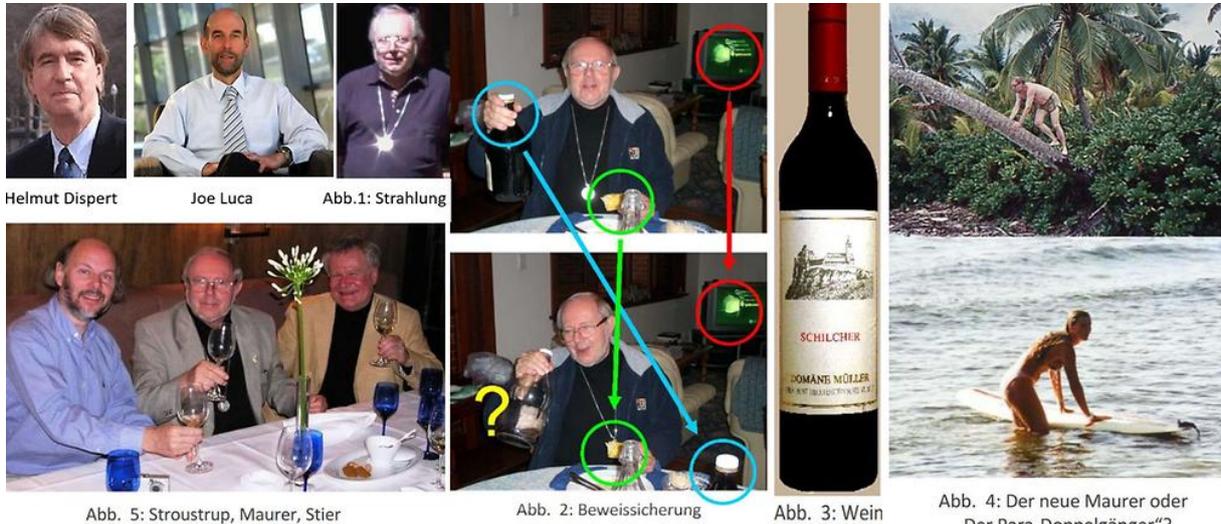


Abb.8.13.1: Links oben Dispert und Luca, das andere sind die im Beitrag oben erwähnten 5 Abbildungen

Perth ist von der Lage her eine ungewöhnliche Stadt: Im Westen mehr oder minder am Meer und im Osten die australische Wüste. So

scheinen sich für kürzere Ausflüge in erster Linie Aktivitäten am Meer und die Küstenstriche nach Norden und Süden anzubieten.

Aber schon Jahre früher waren ja HUL. mit einem Wohnwagen von Darwin nach Perth gefahren, und hatten da auch den „Waverock“ (Abb. 8.13.2) im SSO von Perth und die Gebirgskette vor der Südküste mit ihren schönen Buchten, aber auch Wäldern und Höhlen besucht, aber auch die vor Fremantle liegende Rottnest Insel und das im Norden von Perth und etwas im Landesinneren liegende New Norcia, eine Stadt, die um ein Kloster erbaut wurde, umgeben von vielen Kilometern menschenleerer Savanne: Man glaubt erst an die Existenz einer Stadt in dieser Einsamkeit, wenn man den Ort sieht.



Abb.8.13.2: H. Beim Waverock und drei australische Gesichter, Foto und © U. Maurer

H. ist von der Geschichte der 600 km westlich von Perth in der Wüste liegenden Stadt Kalgoorlie fasziniert. Vor 1893 bestand für die Regierung von Westaustralien wenig Veranlassung, Wassertransporte für die Bevölkerung und für das Vieh in das dünnbesiedelte und trockene Inland zu planen. Dies änderte sich, als 1893 durch Goldfunde ein australischer Goldrausch in der Umgebung von Kalgoorlie entsteht. Der Transport von Wasser erfolgt mit der im Jahre 1896 fertiggestellten Eisenbahnlinie bis nach Kalgoorlie, wobei das Volumen bei Weitem nicht ausreicht. Vorher ist man auf eine schlechte Wüstenstraße angewiesen!

Bei den Goldgrabungen kommt es immer wieder zu gefährlichen Wassereinbrüchen. Nur, was für ein Hohn: Das Wasser ist unbrauchbar: Große Teile der australischen Wüste liegen auf einem Brackwassersee, der an einigen Stellen (etwa im SSO von Perth) auch an die Oberfläche kommt.

Es gibt unterschiedliche Überlegungen, wie man mehr und billiger Wasser in die Goldfelder bringen könnte, bis der Entschluss von Charles O'Connor vom Public Works Department für den Bau einer Pipeline den Durchbruch bringt. Man entscheidet sich der Strecke der Bahn zu folgen, um die dampfangetriebenen Pumpen der Pipeline mit Brennstoff versorgen zu können, denn es ist ja doch einen Höhenunterschied von über 400 m zu überwinden.

Die Pipeline wird ab 1896 geplant. Im Laufe der Jahre gerät O'Connor durch zunehmende Kritik immer mehr unter Druck, obwohl das Projekt letztendlich die geplanten Kosten kaum übersteigt. O'Connor begeht im März 1902 Selbstmord, weniger als zwölf Wochen vor der Fertigstellung der Pipeline 1903, die noch heute 10.000 Haushalte mit Wasser versorgt.

H. fährt mit dem Auto auf einer Straße, die mehr oder minder der „golden Pipeline“ folgt und die Besichtigung mehrerer ursprünglichen Pumpstationen erlaubt, in die nette Kleinstadt Kalgoorlie, wo schon lange kein Gold mehr abgebaut wird, sondern Landwirtschaft und Tourismus (mit der Besichtigung früherer Bergwerke) die höchste Bedeutung haben. Eine Geschichte ist so kurios, dass sie erwähnt werden muss. Es gibt in Kalgoorlie natürlich ein Bordell. Dieses kann man am Vormittag besichtigen, wobei die Führung von genau den Mädchen gemacht wird, die sich am Abend anbieten. Der Abschiedsgruß der Damen überrascht daher vielleicht nicht: „Hope to see you again in the evening.“

Neben den vielen für H. neuen Erlebnissen gehört ein zweitägiger Ausflug in den Busch südöstlich von Auckland, bei dem die Verpflegung nur aus der Natur direkt kommen wird. Der Führer beginnt an einer Strandstelle, wo er mehrere Handvoll Gras pflückt und einsteckt. Erst später werden H. und die anderen Teilnehmer

sehen, dass das „Salzgras“ zerbrochen als Ersatz für Salz verwendet werden kann. Während der Wanderung werden diverse Früchte und Blätter gesammelt und Larven aus verfaultem Holz. Der Führer nimmt H. während der aus Früchten bestehenden Mittagspause auf die Seite: „Wir werden heute am Abend gegrillte Maden als Fleisch essen. Meine Erfahrung ist: Wenn der erste, dem ich eine gerillte Made auf einem essbaren Blatt gebe, das isst und als „nicht schlecht“ empfindet, werden alle essen; wenn der erste aber mit Abneigung reagiert und die Made nicht isst, wird sie keiner essen. Ich brauche also eine Person, die neben mir sitzt und verspricht, die erste Made zu essen. Bist du bereit das zu sein?“ H. nickt.

Also erhält H. dann auf einem liebevoll gerösteten Blatt zwei gegrillte Maden. Er nimmt eine, und nickt „nicht schlecht“. Dann isst er die zweite mit etwas Grassalz und meint: „Schmeckt echt gut, erinnert mich an Grammeln in Österreich.“ Alle essen dann die Maden, die meisten machen auch bei der nächsten Runde mit.

Die Nacht im Schlafsack wird heiß, weil man schnell hineinschlüpft und ihn dann sofort ganz verschließt, damit nicht Spinnen oder anderes Kriechtier auch im Schlafsack ist: nicht umsonst heißt es im Text eines australischen Liedes: „... I had a red-back spider on my toilet seat.“

Am Morgen fehlt Wasser zum Teekochen. „Wir gehen zur nächsten Wasserstelle.“ Diese ist anders, als man sich das vielleicht vorstellt: Es ist eine tiefe künstlich angelegte Grube, versteckt und zugedeckt, in der sich Wasser aus der letzten Regenzeit findet. Es schaut nicht verlockend aus. „Man muss es natürlich gut abkochen; aber das ist einer der Unterschiede zwischen Indianern in Nordamerika und Aborigines in Australien. Die Aborigines haben ein dichtes Netz von solchen Wasserlöchern angelegt, und müssen lernen, wo sie sich befinden. Aber sie tragen nie Wasser mit sich. Indianer in den trockenen Teilen der USA schleppen sich mit großen Lederbeuteln, die mit Wasser gefüllt sind, ab.“

(Bilder zu Australien bei austria-forum.org/af/bib unter Australien.)

8.14: Südinsel NZ

Später im Jahr besucht H. einmal die Südinsel von NZ: Von Christchurch überquert er auf Arthur's Pass die Insel und fährt dann nach Süden, wo er übernachtet. Am nächsten Tag steigt er den Franz Josef Gletscher hinauf, überquert ein Stück nach Süden und steigt über den Lady Fox Gletscher ab, insgesamt eine schöne Bergtour. H. hat mit vielen Menschen am unteren Ende der Gletscher gerechnet, bei der horizontalen Überquerung mit wenigen. Das trifft zu. Was ihm aber unangenehm auffällt ist, wie weit die Gletscherzungen zurückgewichen sind. Z.B. war der Eisnachschieb des Franz Josef Gletschers viele Jahrzehnte so groß, dass der Gletscher durch den Wald fast bis an die Straße ging. Nun liegt die Gletscherzunge schon weit oberhalb des Waldes!

H. fliegt nach Auckland und dann mit einer Fähre zu Waiheke Island... denn dort hat sich Jennifer Lennon nach Pensionierung und dem Tod ihres Mannes Mike Lennon zurückgezogen. Das Treffen ist nostalgisch, aber Jennifer kommt H. irgendwie verändert und niedergeschlagen vor. Ein schönes Essen im dem exzellenten Lokal „Mud Hut“ scheint nicht viel zu ändern.

Im Gegensatz dazu findet H. Alan und Alison Henry auf der Südinsel frisch und unverändert: Alan fährt mit seinem Boot am Morgen noch immer aufs Meer, um ein paar Fische zu fangen, und Alison kümmert sich um mehr Dinge in der Gemeinde als man für möglich hält.

8.15: Labrador

Nach einem Stop in Borneo wie fast immer und dann einigen Wochen hektischer Arbeit in Graz geht es im September nach Churchill Falls, um dort vielleicht ein Rätsel zu lösen: An der nördlichen Ostküste der USA und in einigen Teilen NO Kanadas ist vor einiger Zeit der Strom ausgefallen. Es ist nie geklärt worden, ob ein elektrotechnischer oder ein softwaretechnischer Fehler dafür verantwortlich war.

Geheimnisvoll ist ferner, dass sich alle betroffenen Kraftwerke abstellten, aber eines der größten in Labrador, in Churchill Falls, nicht. H. möchte dieses Kraftwerk und seiner Hardware und Software gerne ansehen bzw. sich erklären lassen, um festzustellen, warum sich das

Kraftwerk nicht auch abschaltete und was eigentlich mit dem erzeugten Strom geschah.

H. fliegt Im Herbst über Neufundland nach Goose Bay an der Atlantikküste Labradors, eine an sich kleine Stadt, die aber auch ein Nato-Stützpunkt ist. Hier hat er ein Auto bei einem der zwei Autovermieter am Flughafen bestellt. Als er als Ziel angibt „Churchill Falls“, sagt die Vermieterin sofort: „Dafür vermieten wir keine Autos, die Straße ist zu schlecht, 290 km Schotter/Sandpiste, bei Nässe unbefahrbar.“ Er erhält dieselbe Auskunft von der anderen Vermieterin.

Etwas ratlos nimmt H. ein Taxi in das Motel in Goose Bay, wo er ohnehin übernachten wollte, und erzählt dem Manager von seinem „Problem“. Dieser lacht: „Typisch für die Vermieter. Ich habe einen alten Pickup-Truck, den borge ich ihnen für ein bisschen Geld für ein paar Tage.“

So fährt H. am nächsten Tag fast den ganzen Tag lang durch eine absolut unbesiedelte menschenleere Gegend (siehe Abb. 8.15.1), bis er den substantiellen Ort Churchill Falls erreicht.



Abb.8.15.1: Von Goose Bay nach Churchill Falls am Translabrador Highway, Foto und © H. Maurer

Churchill Falls ist nicht nur durch das große Wasserkraftwerk etwas Besonders, das durch einen Wasserfall aus einem riesigen See gespeist wird, der künstlich entstanden ist: Mit einer Staumauer wurde das Wasser so weit aufgestaut, dass die vielen mittleren und kleinen Seen zu einen einzigen riesigen See, dem Lake Churchill, zusammenwuchsen.

Denn so interessant die Technik auch ist, für deren Besichtigung H. am nächsten Nachmittag Termine hat, ist die organisatorische und soziale Situation der Stadt wohl noch einzigartiger.

Land, Gebäude und alle Einrichtungen gehören der Firma, die das Kraftwerk betreibt (also hauptsächlich Quebec Hydro): Sie ist für die lokale Polizei, Feuerwehr, Schule, das Einkaufszentrum, die medizinische Versorgung inklusive kleines Spital, die Freizeiteinrichtungen, usw. zuständig. Das „Hotel“, in dem H. gebucht ist sind 8 Räume im Schulgebäude!

Es leben hier knapp 800 Menschen, das sind im Wesentlichen 200 Familien mit durchschnittlich 2 Kindern. Anna, eine Frau in Pensionsnähe, wird H. als Führerin von der Firma angeboten. Sie zeigt H. mit Stolz alle Einrichtungen und beantwortet seine Fragen geduldig: „Wie können hier Kinder aufwachsen, die außer ein paar dreistöckigen Gebäuden nie ein großes Haus, nie dichten Verkehr, nie eine Eisenbahn oder Straßenbahn oder eine volle Einkaufsstraße gesehen haben?“. Anna lächelt: „Unsere Schule hat die vermutlich besten Lehrkräfte in Kanada. Sie werden sehr gut bezahlt, wohnen wie wir alle in netten Bungalows mit kleinen Gärten, ohne etwas dafür oder für Wasser, Abwasser oder Strom zu zahlen, und machen jährlich mit den Schülern eine zweiwöchige Exkursion in die großen Städte Kanadas und der USA in alle Klimazonen, aber auch in Berg- und Wüstenlandschaften. Wenn sie mit der Schule fertig sind, können sie hier arbeiten oder an einer Partneruni studieren. Und wenn sie sich dann woanders niederlassen, bekommen sie oder die Eltern jährlich ein oder mehrere Freiflüge für Besuche.“

„Warum stehen alle Bungalows auf nur einer Seite jeder Straße, die andere ist leere Wiese?“ Verwundert antwortet Anna: „Ja wo soll man denn sonst den meterhohen Schnee hin räumen?“

H. fasst nach: „Wie sind denn überhaupt das Klima und das Leben hier?“ Anna zuckt mit den Schultern: „Freizeitmöglichkeiten gibt es zu jeder Jahreszeit. Im Winter Schifahren oder Ausflüge mit den Skidoos, im Sommer der See zum Fischen oder Baden, ich habe ihnen doch die Tennisplätze und den Golfplatz gezeigt, viele gehen gerne jagen.

Dann haben wir das Kino, wo manchmal Theatergruppen gastieren. Das Restaurant hat neben den Standardessen parallel dazu auch immer „exotische Wochen“, von chinesisch bis indisch: Schau, Hermann, die Leute kommen alle auf einen 3-Jahresvertrag, und die meisten bleiben. Mein Mann und ich sind jetzt fast 40 Jahre hier und haben drei Kinder aufgezogen, zwei leben hier, die Tochter hat weggeheiratet, wir sehen sie aber mehrmals im Jahr.“

H. ist ein bisschen überrascht, dass Anna kein Wort über die negativen Seiten des Lebens hier erzählt: die schweren Schneestürme im Winter, das nasse Frühjahr, die Stechmückenplage im Sommer, das Fehlen von Auswahlmöglichkeiten beim Einkauf, usw. Er muss andererseits die Werksleitung in anderer Hinsicht bewundern: Sie heuert immer gleichzeitig Gruppen von 10- 20 Familien im selben Alter. So haben alle gleich einige Ansprechpartner, werden aber bei der Einschulung auch sehr darauf hingewiesen „Freundschaften“ nur sehr langsam (!) zu schließen. Denn Personen, die man über ein Glas Wein nett findet, erweisen sich doch vielleicht als nicht so passend, aber man trifft sie dann immer wieder, im Kino, beim Einkauf, am Tennisplatz, usw. und muss aus Höflichkeit immer auf „gute Freunde“ spielen.

H. erkundigt sich, was Anna nach ihrer Pensionierung vorhat. „Nach so vielen Jahren haben wir einige Familien in unserem Alter als gute Freunde. Wir werden gemeinsam in eine klimatisch günstigere Gegend mit guter Infrastruktur ziehen... viele wählen dazu Victoria auf Vancouver Island, andere zieht es weiter nach Süden, typisch nach Florida.“

Die Besichtigung des Kraftwerks am Nachmittag ist beeindruckend. Der unterirdische Turbinenraum, wo bis zu 12 riesige Turbinen Strom erzeugen, der dann über Hochspannungsleitungen mit Gleichstrom (weil die Energieverluste auf großen Strecken sehr viel kleiner als bei Wechselstrom sind) über tausend Kilometer nach Süden geführt wird. Aber 3 Turbinen stehen nicht, liefern aber auch keinen Strom ins Netz! Der erzeugte Strom wird über dauernde Blitzentladungen in die mit Erzfaser durchzogene Felswand geleitet! „Genial“, denkt sich H.: „Das ist also der Grund, warum die Turbinen nie niedergefahren

werden, auch wenn der Strom nicht verwendet werden kann!“ Damit ist dieser Aspekt seines Besuches geklärt. Wahrscheinlich hätte ein Telefongespräch auch genügt, wirft sich H. fast vor.

Anna lädt H. am frühen Abend auf eine Autofahrt auf den See ein, wo er versuchen kann, Forellen zu fangen. H. ist sehr erfolgreich. Nach dem dritten großen Fisch bittet Anna H. aufzuhören. H. ist verblüfft: „Aber Anna, du kannst doch die Fische einfach in der Tiefkühltruhe aufbewahren.“ Anna seufzt: „Du verstehst nicht. Wir sollen nicht mehr als einen Fisch pro Woche essen, denn sie und der See sind stark mit Quecksilber verseucht, aber darüber sollte man nicht reden.“

Allmählich dämmt es H.: Durch die Ableitung von elektrischer Energie werden im Felsen chemische Reaktionen ausgelöst, die u.a. auch Quecksilberminerale in wasserlösliche Versionen verwandeln! Das Kraftwerk verursacht also eine riesige Umweltverschmutzung.

Als H. das beim Gespräch am nächsten Vormittag mit Vertretern der Kraftwerksleitung bespricht, wird die Stimmung sehr kühl und das Gespräch bald beendet. H. kehrt in das Hotel zurück, um sich für eine Wanderung umzuziehen. Aber vor seinem Zimmer steht sein gepackter Koffer. Die Verwalterin der Zimmer teilt ihm mit, dass leider überraschend alle 8 Zimmer ab heute für neue Besucher gebucht werden mussten und er daher sofort ausziehen muss. H. versteht nun die Warnung Annas, nicht über das Quecksilber zu reden. Er wurde dadurch zur Persona non grata, die man sofort los werden will.

H. bringt Anna als Dank für ihre Betreuung einen großen Geschenkkorb vorbei und berichtet, dass er leider weg muss, die Hotelzimmer sind nicht mehr frei, und er will sofort weg, um nicht einen zu großen Teil der Strecke zurück nach Goose Bay im Dunkeln fahren zu müssen. Anna freut sich über die Geste des Geschenks, verabschiedet sich von H. liebe- aber auch vorwurfsvoll: „Du wolltest eigentlich noch zwei Tag hierbleiben. Ich glaube, Du hast die Warnung, nicht über Quecksilber zu sprechen nicht ernst genommen. Na ja, Du siehst, auch hier ist nicht alles ganz problemlos.“ H. nickt.

8.16: Madeira

Das Frühjahr 2004 beginnt mit einer Reise nach Madeira mit den Freunden Norbert und Bianca Sauer. Sie finden die Insel schön und abwechslungsreich, die lokalen Spezialitäten wie der schwarze Degenfisch werden köstlich zubereitet, und es gibt nicht nur den berühmten Blumenmarkt, sondern auch viele andere touristische Sehenswürdigkeiten.

Freilich erklärt Norbert Sauer nachdenklich einen Effekt, den H. auch schon in Nordirland aufgefallen ist, dass der Euro nicht nur ein Segen ist, sondern auch viel zerstört. Um Madeira gut kennen zu lernen, musste man bis 1980 mehrmals übersiedeln: Die nicht so langen Strecken erforderten bei den engen oder Bergstraßen große Fahrzeiten.

Z.B. sind es von der Hauptstadt Funchal an der Südküste bis zu Porto Moniz an der Nordwestspitze der Insel, wenn man die Berge überquert, weniger als 60 km. Die schöne Fahrt dorthin und das ungewöhnliche Bad nahe Porto Moniz am Meer, wo man zwischen normalen und Salzwasserbecken wechseln kann, will man sich nicht entgehen lassen (siehe Abb. 8.16.1). Um das von einem Hotel in Funchal an einem Tag zu machen, musste man früher mehr als vier Stunden mühsame Autofahrt in Kauf nehmen, d.h. es war vernünftiger, die verschiedenen Teile der Insel nicht alle von der Hauptstadt aus zu besuchen, sondern von 2- 3 Hotels aus, eines in Funchal, eines im Nordwesten, eines vielleicht ganz im Osten. Durch das sehr dichte Autobahnnetz fährt man heute von Funchal zu fast jedem Punkt der Insel in maximal 50 Minuten! Man hat dann auch noch Zeit, entlang der schönen Küsten mit herrlichen Buchten und Aussichtsplätzen nach Funchal zurück zu fahren. Damit hat man den Hotels und Pensionen außerhalb Funchal die Existenzberechtigung genommen, Menschen, deren Familien dort seit Generationen wohnen, müssen nun zur Arbeit nach Funchal auspendeln, d.h. sie vergeuden Zeit, erzeugen Verkehr und machen Funchal sehr viel hektischer.



Abb. 8.16.1 Vom Süßwasserpool kann man auch direkt ins Meer schwimmen

Ein besonders dramatisches Beispiel ist Curral das Freiras, das Tal der Nonnen. War es Jahrhunderte lang vom Meer nur durch einen schwer begehren Canyon zu erreichen (als Rückzugsort für Nonnen bei Piratenüberfällen) kann H. es mit seinen Freunden in ca. 2 Stunden mit dem Auto durch Überquerung mehrerer Bergpässe erreichen. Heute gibt es einen Tunnel der nahe Funchal beginnt, und über den man in 15 Minuten den Ort erreicht, der damit zwar Fremdenverkehrsanziehungspunkt wurde, der aber seinen ursprünglichen Charakter als ganz isolierte Siedlung vollständig verloren hat. Ist das der Fortschritt, den wir uns wünschen?

Zum Glück gibt es in Madeira noch immer viele ursprüngliche Levada-Wanderungen: Da der Niederschlag in Madeira sehr ungleichmäßig verteilt ist, baute man schon in der Vergangenheit Levadas zum Wassertransport. Das sind aus Beton oder Stein gefertigte künstliche Bächlein, die fallweise an den Felsen zu kleben scheinen und man so zwischen gemütlichen Spaziergängen bis zu gefährlich aussehenden Wanderungen auf der Außenmauer einer Levada, von der man bei

einem Fehltritt hunderte Meter abstürzen kann, wählen kann und dadurch Madeira sehr ungewöhnlich und an vielen Stellen ohne Touristen erleben kann.

Es ist schier zu entscheiden was auf Madeira schöner ist: Die tollen Ausblicke von den Levada Wegen, oder der unglaubliche Blumenreichtum. (Abb.8.16.2)



Abb.8.16.2: Wunderbare Ausblicke, Blumen und viel mehr...

(Bildbericht über Madeira bei austria-forum.org/af/bib unter Madeira.)

Ein Ausflug nach Cambridge mit dem Institut, perfekt organisiert vom langjährigen Mitarbeiter Keith Andrews, und andere kurze– meist Vortragsreisen- werden dominiert von der großen Frühsommerreise dieses Jahres: HU. fahren mit der Transsibirischen Eisenbahn nach Wladiwostok, und fliegen von dort in die größte Stadt Kamtschatkas, Petropavlovsk.

Achtung: Eine große Auswahl von Bildern, Filmen und Panoramas inklusive Moskau, Irkutsk, Wladiwostok und Kamtschatka findet sich bei austria-forum.org/af/bib unter Russland und Russland Spezial. Bemerkenswert dort auch der Eintrag Moskau-107 Panormas: Wie bei allen Panoramas von AirPano alle überflüssigen Fenster schließen, Panorama auswählen und auf Ganzschirmmodus gehen!

8.17: Sibirien und Kamtschatka

U. und H. „schwindeln“ ein bisschen. Sie besuchen zuerst Moskau, das beide noch kaum kennen. Dann fliegen sie und besichtigen Irkutsk, d.h. lassen die lange Fahrt von Moskau bis dort aus. Irkutsk liegt ca. 100 km nördlich des Westendes des Baikalsees. Nach einer geführten Tour zum westlichen Ende des Baikalsees fahren sie (mit einer Unterbrechung in Ulan Ude) die fehlenden über 4000 km auf der transsibirischen Eisenbahn nach Wladiwostok.

H. hat Angst, dass die lange Bahnfahrt sehr langweilig sein könnte und hat sich mit Büchern, Schach und Spielkarten eingedeckt. Er braucht das alles nicht. Erstens ist die Gegend abwechslungsreicher als erwartet; zweitens wird die Lokomotive bei den weit auseinander liegenden Stationen stets gewechselt, d.h. man hat dort genug Aufenthalt, um auszusteigen und die unmittelbare Umgebung der kleinen Bahnhöfe zu erkunden. Drittens hat man (in der gewählten 2. Klasse) ein Abteil, das für die Nacht in ein bequemes Doppelbett verwandelt wird, untertags aber in zwei Sitzbänke für 6-8 Personen: Aber das Abteil gehört nur HU. Schließen sie die Tür, so wollen sie Ruhe haben; eine offene Tür hingegen ist eine Einladung sich vorzustellen und ein Gespräch anzuknüpfen. Da man sich viertens zum Frühstück, Mittag- und Abendessen immer im Speisewagen trifft, kennt man bald so viele interessante Personen aus der ganzen Welt, mit denen man sich auf Deutsch, Englisch oder ein paar Brocken einer anderen Sprache oder mit 100 Worten Russisch (wenn das mit einer Flasche Wodka unterstützt wird) gut unterhalten kann.

Wladiwostok ist eine Überraschung: Zur Sowjetzeit eine triste, gesperrte Militärregion, ist das nun eine blühende Stadt, mit guten Hotels, Restaurants, einer Fußgängerzone im Stadtinneren, die an einem Sandstrand endet. Es wimmelt von Touristen, natürlich vor allem von Südkoreanern und Japanern, für die es hierher nur ein kurzer Flug ist.

Von der Universität auf einem der Hügel hat man einen herrlichen Blick über unverbaute Wiesen auf die Stadt mit den vielen Buchten und neuen Bauwerken. H. meint, dass diese Stadt an Attraktivität San Francisco bald überflügelt haben wird.

Von Wladiwostok fliegen U. und H. (mit einer geführten Gruppe) weiter nach Petropavlovsk, der Hauptstadt von Kamchatka. Petropavlovsk hat nicht nur schöne Strände in der Nähe, sondern ist auch umrahmt von drei vergletscherten z.T. über 3.500 m hohen zum Teil noch aktiven Vulkanen: eine beeindruckende Kulisse.

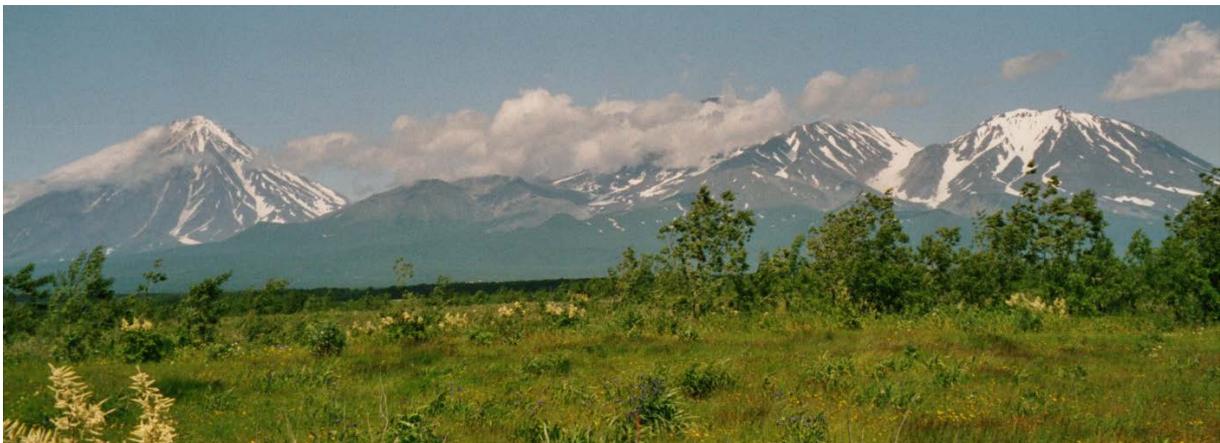


Abb.8.17.1: Gewaltige Vulkankulisse hinter Petropavlosk, Foto und © H. Maurer

Am nächsten Tag geht es mit einem alten geländegängigen Militärlastwagen in das Basislager auf 870 m Seehöhe. Hier liegen im Juni noch Schneereste. HU. haben ein zwei-Personen Zelt, die Verpflegung ist aber in einer bescheidenen Holzhütte. Wasser zum Waschen ist rar: das Schmelzwasser ist zu stark verunreinigt, sodass sauberes Wasser nur von einigen großen Plastikflaschen, die auf einem Seil aufgehängt sind, geholt werden kann. Die Körperhygiene beschränkt sich also auf ein Minimum.

Das ultimative Ziel ist die Besteigung des 2.750 m hohen Avachynski Vulkans, der von unserem Lager jenseits eines braunen Schmelzwasserbaches gut zu sehen ist, siehe Abb. 8.17.2.



Abb.8.17.2: Das Zelt mit dem Zielgipfel im Hintergrund

Die Gruppe „trainiert“ zwei Tage mit leichteren Wanderungen. U. ist (wie alle) am zweiten Abend sehr verschwitzt und sagt, sie sucht sich einen ruhigen Tümpel in einem Bächlein oberhalb des Camps. 20 Minuten später kommt sie aufgeregt zurück und zeigt H. ihr Geheimnis: Nur 5 Gehminuten oberhalb des Lagers hat sie ein Bächlein mit Miniwasserfall und Tümpel gesehen. „Greif hinein“, sagt U. zu H. Dieser steckt seine Hand in das Wasser und zieht sie überrascht zurück: Das Wasser ist fast heiß, das Bächlein hat irgendeine Verbindung mit Vulkanismus!

HU. beschließen egoistisch, das Geheimnis nicht auszuplaudern, aber genießen auf diese Weise ab nun bei Bedarf ein heißes Bad.

Der Zeltabbruch bei strömenden Regen ist nicht sehr amüsan. Bis sie das einheimische Kuryaki Dorf mit angeblich ursprünglicher Kultur und Vorführungen erreichen, ist es aber trocken. Kuryaki muss schön sein: 10 Trillionen Moskitos können sich doch nicht irren!

(Ein persönlicher kurzer Bildbericht von H. findet sich bei austria-forum.org/af/bib unter Kamtschatka und unter Kamtschatka Bears.)

Mit einem Vater/Tochter-Paar aus Slowenien, mit denen sie sich besonders angefreundet haben, beschließen HU., den letzten Abend nicht wieder im mittelmäßigen Hotel mit mittelmäßigem Essen in dem Hotel zu verbringen, wo sie schon nach der Ankunft zwei Nächte waren, sondern buchen im neuesten Hotel (das Russisch des Slowenen hilft!) zwei schöne Zimmer. Am Markt kaufen sie vier große Hummer, die im Hotel dann (zu ihrer Überraschung) kostenlos liebevoll für sie hergerichtet werden: ein würdiger Abschluss!

8.18: Viele Vorträge in allen Teilen der Welt

Der Rest des Jahres bringt noch einige Vortragsreisen für H. nach Australien und NZ, aber auch in die USA, wo er vor allem mit Andrew Odlycko (einem Spezialisten bei digitalen Bibliotheken) zusammenarbeitet. H. rechnet zusammen: In zwei Wochen mehr als 100 Stunden in Flugzeugen und in 2 verschiedenen Mietautos...

Da ist sein Besuch bei seinem Professoren-Freund Helmut Dispert in Kiel dann vergleichsweise ruhig und entspannend. Helmut Dispert ist eine sehr ungewöhnliche Person. Er ist nicht Professor an der „alten“ Universität Kiel, sondern an der jüngeren Fachhochschule (Kiel University of Applied Sciences). Diese hat von seinen langjährigen Erfahrungen als Professor an Universitäten in den USA (Rice University) und in Brasilien (Unicamp) sowie von seinen weltweiten Reisen und internationalen Kontakten profitiert und ist heute ebenso bekannt wie die Universität.

In Graz erreicht H. als Dekan einen weiteren Ausbau der Informatik und dass der Mann, der bei MUPID so spontan half, Otto Zich, ein Ehrendoktorat in Graz erhält, ist für H. eine Genugtuung. Eine Reihe berühmter Informatiker, wie Radermacher aus Ulm, Junichi Azuma aus Japan und Joachim Hasebrook, mit dem er später ein Springer

Buch über E-Learning schreibt und der sich bei H. habilitiert, und Jürgen Albert aus Würzburg besuchen Graz und halten beachtenswerte Vorträge.

Vielleicht ist der Besuch von Jürgen Albert darum so erwähnenswert, weil er zu einem interessanten Versuch führt. Albert bringt drei der besten Weine (in Bocksbeutelflaschen) aus Würzburg mit. H. füllt eine um in eine andere Flasche und reicht den Wein bei einer Weinverkostung von 40 steirischen Weinen ein: Der Wein wird als zweitbester bewertet! In der Urkunde steht u.a. ein Satz, dass er durch einen besonderen köstlichen Eigengeschmack auffällt. Leider muss H. den Verkauf dieses Weines, der aus einer kleinen, besonderen Lage kommt, ablehnen. (Vielleicht verhindert er so ein Exportgeschäft für manche deutschen Weine?)

Der Vorfall erinnert H. an eine Party in Calgary, zu der Mike Williams einen roten Wein mitbringt, von dem er sagt, dass er von vielen sehr gelobt wird. H. und Freunde füllen, ohne dass Mike das mitkriegt, den Wein zum Teil ab und ersetzen ihn durch Wasser mit einem Schuss (guten) Essigs. Später bitten sie Mike, den Wein für sie zu verkosten.

Die Eingeweihten sind auf die Reaktion Mikes gespannt. Mike schenkt sich einen Schluck ein, riecht daran mit einem nicht überzeugten Schulterzucken, aber spuckt den ersten Schluck aus: „Der Wein ist nicht zu trinken. Der ist ganz sauer und muss verdorben sein.“ Was geschehen wäre, wenn er den „Wein“ gelobt hätte steht in den Sternen! Aber typisch für H.s Freund Mike Williams: Er ist immer ehrlich.

8.19: Oman

Die Jahreswende 2004/ 2005 verbringen U. und H. mit einem Besuch des Oman. Die etwas mehr als vier Millionen Einwohner (fast die Hälfte Fremdarbeiter) leben vorwiegend in Städten. Etwa 45 % der einheimischen Bevölkerung sind Ibaditen, eine Version des Islams, die man außerhalb Omans nur selten findet. Das Sultanat ist eine

absolute Monarchie. Die vom Sultan ernannten Minister und die zwei nationalen Parlamente haben nur beratende Funktion. Das Land wird ab 1970 vom absolutistischen Herrscher Sultan Qabus ibn Said regiert.

(Bilder zu Oman bei austria-forum.org/af/bib unter Oman.)

H. ist von Oman und den Leistungen des Sultan Qabus ibn Said positiv beeindruckt: Der Oman konnte sich in den letzten Jahrzehnten von einem stark rückständigen zu einem moderat wohlhabenden Staat wandeln. Möglich wurde das auch, weil der Oman große Erdölvorkommen besitzt, zudem aber vor allem auch Erdgas, das als zukunftssträchtiger gesehen wird. (Qabus ibn Said starb am 10. Januar 2020. Zu seinem Nachfolger wurde sein Cousin, der 65-jährige Kulturminister Haitham ibn Tariq, ernannt.)

Der Oman hat eine moderne Universität. Auch alle anderen Neubauten sind niedrig und müssen sich an den ursprünglichen omanischen Stil anlehnen. Ausnahmen sind die drei großen Hotels in der Hauptstadt Muscat, wo in einem HU. wohnen.

Von hier aus werden Ausflüge organisiert, ins Landesinnere zu kaum veränderten alten Oasen und Städten in der insgesamt natürlich wüstenartigen, aber auch bergigen Landschaft, siehe Abb.8.19.1.



Abb.8.19.1: Die beeindruckende Landschaft konkurriert mit Festung, Palais und Moscheen



Abb.8.19.2: Festung und Moschee

In einigen der vielen Schluchten findet sich auch Wasser, die Wadis sind trocken, außer nach Regenfällen. Bei allen Ausflügen muss man sich strikt an die muslimischen Regeln halten, etwa Verschleierung beim Besuch von Moscheen, usw. Man hat also den Eindruck, sich in einer sehr gläubigen Gesellschaft zu finden. Umso mehr ist H. erstaunt, als in der Business Lounge des Hotels ab 16 Uhr alle Getränke frei sind, und sich einige Muslims mit teurem französischen Wein betrinken --- allerdings sind dies wohl Gäste aus anderen Ländern, denn das Trinken von Alkohol von einheimischen Muslims wird sehr streng bestraft.

8.20: Indien und mehr

Lisa ist mit ihrem Biologiestudium fertig, aber findet keine sie wirklich ansprechende Stelle. H. kontaktiert Patchy, wie er seinen Freund Pachauri in Neu Delhi und Chef von TERI immer nennt (obwohl der richtige Vorname Rajendra Kumar ist), ob er was Passendes für Lisa hätte. Der Zufall (oder die Großzügigkeit Patchys?) will es, dass dieser gerade eine persönliche Assistentin mit Betonung in der Koordination von Biologie- und Klimaaktivitäten benötigt: Pachauri ist ja auch lange der Vorsitzende des IPCC, der internationalen Klimaorganisation. (Dort tritt er 2015 zurück, und geht auch als Chef von Teri nicht viel später in Pension. Er verstarb am 20. Februar 2020.)

So übersiedelt Lisa 2005 nach Neu Delhi. Sie wohnt dort mit einer anderen ausländischen Mitarbeiterin von TERI zusammen und gewöhnt sich rasch an das neue Leben. H. kann sie auf dem Weg nach Sarnath zur tibetischen Universität besuchen und ist erstaunt, wie sicher sie sich auch in Teilen von Neu Delhi fühlt und auskennt, wo sich H. gar nicht hinwagen würde. Er lernt viel von ihr: Als er etwa ein Taxi zu seinem (vornehmen) Hotel nehmen will, ruft sie eine Rikscha und erklärt, dass H. zu einem Supermarkt fahren will. Sie verhandelt einen sehr günstigen Preis. Lisa flüstert H. noch zu: „Hätte ich als Ziel das Hotel genannt, wäre der Preis doppelt so hoch. Und der

Supermarkt liegt direkt vis-a-vis vom Hotel.“ Als H. beim Supermarkt aussteigt und die Straße zum Hotel überquert, winkt ihm der Rikschafahrer laut fluchend nach...

U. und H. beschließen, das Jahresende in Neu Delhi mit Lisa zu verbringen und sie dann zu einer kurzen Reise einzuladen. H. hat die verrückte Idee, dass er in Indien wie ein englischer Gentleman zur Kolonialzeit ankommen will. Er sucht sich ein berühmtes Hotel; mit Hilfe einer Verwandten seines Freundes Ulrich Dieter, die seit Jahrzehnten in Neu Delhi wohnt und mit Patchys Hilfe gelingt es H. ungefähr ein Dutzend Personen aus der Oberschichte Neu Delhis mit handgeschriebenen Billets zu einem Empfang anlässlich des Besuches von „Sir“ Hermann Maurer einzuladen: Es kommen der österreichische Botschafter, der Handelsdelegierte Deutschlands, der Rektor der tibetischen Universität in Sarnath, der Finanzminister Indiens (der oft mit Pachauri zu tun hat, und den H. schon früher einmal durch Pachauri kennenlernte), die Direktoren einiger karitativer Clubs (Rotarier, Kiwanis), die Pachauris natürlich, seine persönliche Assistentin (Lisa) und einige andere „wichtige“ Persönlichkeiten. Es wird eine nicht ganz billige, aber für H. (der seit langem einmal elegant gekleidet ist) sehr unterhaltsame Angelegenheit, aber es steckt mehr als nur Unterhaltung dahinter. H. erhält auf diese Weise Zugang zu einigen wichtigen Persönlichkeiten, was er im Zusammenhang mit einem geplanten Besuch in Bhutan und SW Outsourcing für Hyperwave, sowie einer offiziellen Kooperation TU Graz – TERI ausnützen will.

Für die nächsten Tage stellt TERI Auto und Fahrer zur Verfügung, und die Mauers können so, mit ortskundiger Führung, das „goldene Dreieck“ besuchen, also von der Metropole Delhi zuerst nach Agra, um das Marmormausoleum Taj Mahal und das Rote Fort (beide UNESCO-Weltkulturerbe) zu besichtigen. Und in der Stadt Jaipur („Pink City“) sehen sie den „Palast der Winde“ und erkunden die

Festung Amber, die malerisch auf der Aravalli-Bergkette liegt. Für typische indische Kontraste sieh Abb. 8.20.1.

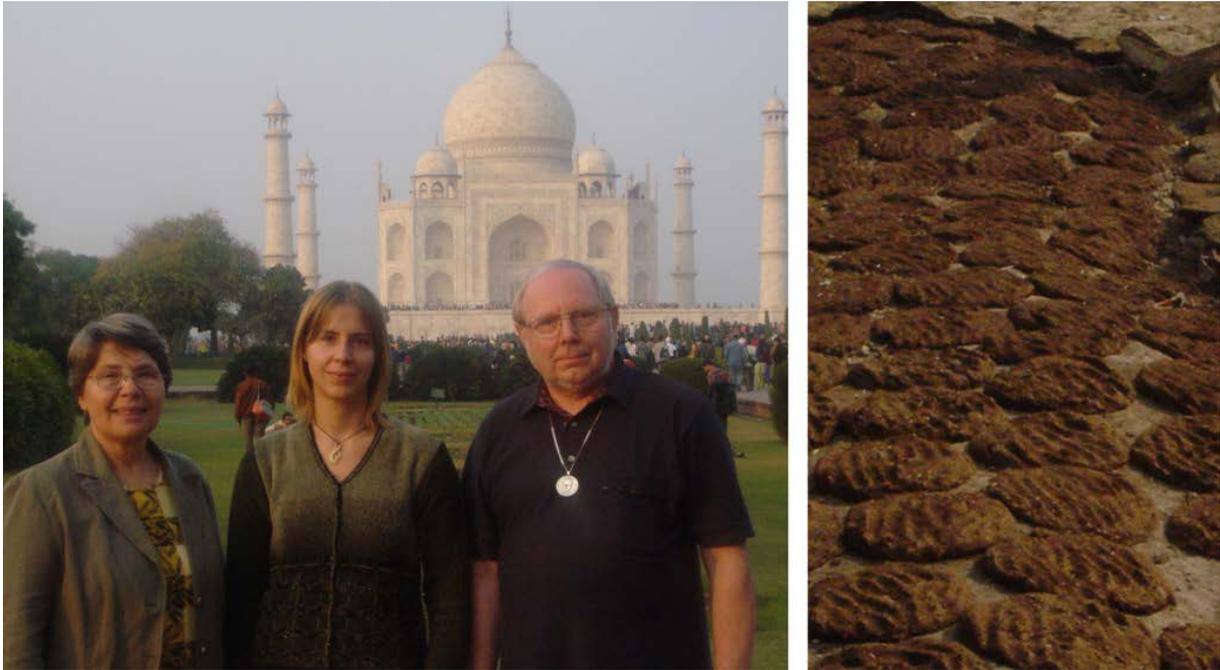


Abb.8.20.1: Kontraste: U., Lisa, H. mit Taj Mahal und keine Brotfladen, sondern Heizmaterial (Eine große Auswahl von Bildern und Berichten findet sich bei austriaforum.org/af/bib unter India.)

Das Jahr 2005 hat auch andere positive und negative Aspekte. Das alte Hyperwave muss nach einer Insolvenzkrise in ein neues Hyperwave überführt werden: Damit ist eine stabile Zukunft gesichert, aber auch der Traum „die Welt zu erobern“ aufgegeben. Viele der Ideen in Hyperwave sind aber innovativ genug, dass H. immer wieder zu Vorträgen oder zur Zusammenarbeit gedrängt wird. Insbesondere macht er in den Osterferien eine große USA/Kanada Reise mit unzähligen Stopps, wie zu Tom Reeves, in Atlanta, Pat Carlson at Terre Haute, Susanne Hambrush an der Purdue Universität in West Lafayette, Besuch der CMU in Pittsburgh arrangiert von Howard Wactlar, und Treffen mit Peter Brusilovsky von der „Konkurrenzuniversität“ in Pittsburgh, dann zu Ed Angels und Henry Shapiro nach Albuquerque (der mehrmals nach Graz kommt, einmal für mehrere Monate), zu Serdiukov in San Diego und Geo Wiederhold in Stanford, um nur einige zu nennen.

H. bietet meistens zwei sehr verschiedene Vorträge an: Einen technischen, und einen von der Art „How can we avoid catastrophic consequences of a network break-down“, angelehnt an seinen SF Roman „Paranet“.

(Als Buch vergriffen, aber als PDF gratis ladbar bei austriaforum.org/af/bib unter Buchverweise.)

Ein Besuch bei Gio Wiederhold bleibt H. darum so deutlich in Erinnerung, weil sie von San Francisco aus nach Norden, nach Davis, fahren um dort die Fabrik von Moller zu besuchen. Dass Moller sie persönlich empfängt und führt, hat drei Gründe: Da kommt ein berühmter Stanford Professor; da kommt jener Hermann Maurer, den er noch aus der Zeit kennt, wo Moller in Edmonton und Maurer in Calgary war; und der Testpilot des Mollers (Gordon Vette) war Doktorand bei Maurer in Auckland. Der Moller ist ein senkrecht startendes und landendes Auto, das horizontal mit geringem Treibstoffverbrauch unterwegs sein könnte. Paul Moller arbeitet an dem Fahrzeug seit ungefähr 1960, hat mehrere flugtaugliche Modelle gebaut. Z.B. ist Moller 200 zweisitzig und sowohl Gio Wiederhold wie H. sind in ihm gesessen, siehe Abb. 8.20.2, und der hat die Zulassung als Auto erhalten hat, aber nicht die Zulassung als Flugfahrzeug.



Abb.8.20.2: Moller mit Gio und H., H steigt ein, Professor Wiederhold

Das Problem ist: Wie sollte man ihn zulassen? Als Flugzeug, dann darf er nur auf zugelassenen Flugpisten starten und landen und man benötigt einen Pilotenschein; als Hubschrauber? Auch hier wäre nicht nur die Lizenz als Pilot erforderlich, sondern in den meisten Ländern der Welt muss jeder Hubschrauberflug angemeldet werden. Als neues Transportmittel, das überall starten, landen, fliegen darf?

Unmöglich, das würde zu einem totalen Chaos führen. Moller kann daher nur Demoflüge auf seinem Fabriksgelände (so hoch wie das dort höchste Gebäude) durchführen.

Trotz seiner vielen Reisen ist H. mit seinem Erfolg als Dekan zufrieden: 2005 wird Graz in der Informatik an die erste Stelle aller Unis in Österreich gereiht. H. versucht die Zusammenarbeit mit der Technischen Universität in St. Petersburg weiter auszubauen, aber außer interessanten gegenseitigen Besuchen ergibt sich nichts, nur Überraschung bei H., der die unglaublich rasche Verwandlung von St. Petersburg in eine moderne Großstadt kaum glauben kann.

Ende August fliegen U. und H. in den Yukon, mieten dort ein Auto, um auf dem Alaska- Highway bis Dawson City zu fahren, eine sehr schön renovierte Stadt. Mit der Fähre überquert man den breiten Yukon, fährt dann lange bergauf und auf dem „Top of the World Highway“, um schließlich dann die USA Grenze nach Alaska zu erreichen, wo die Ortstafel in Abb. 8.20. steht.

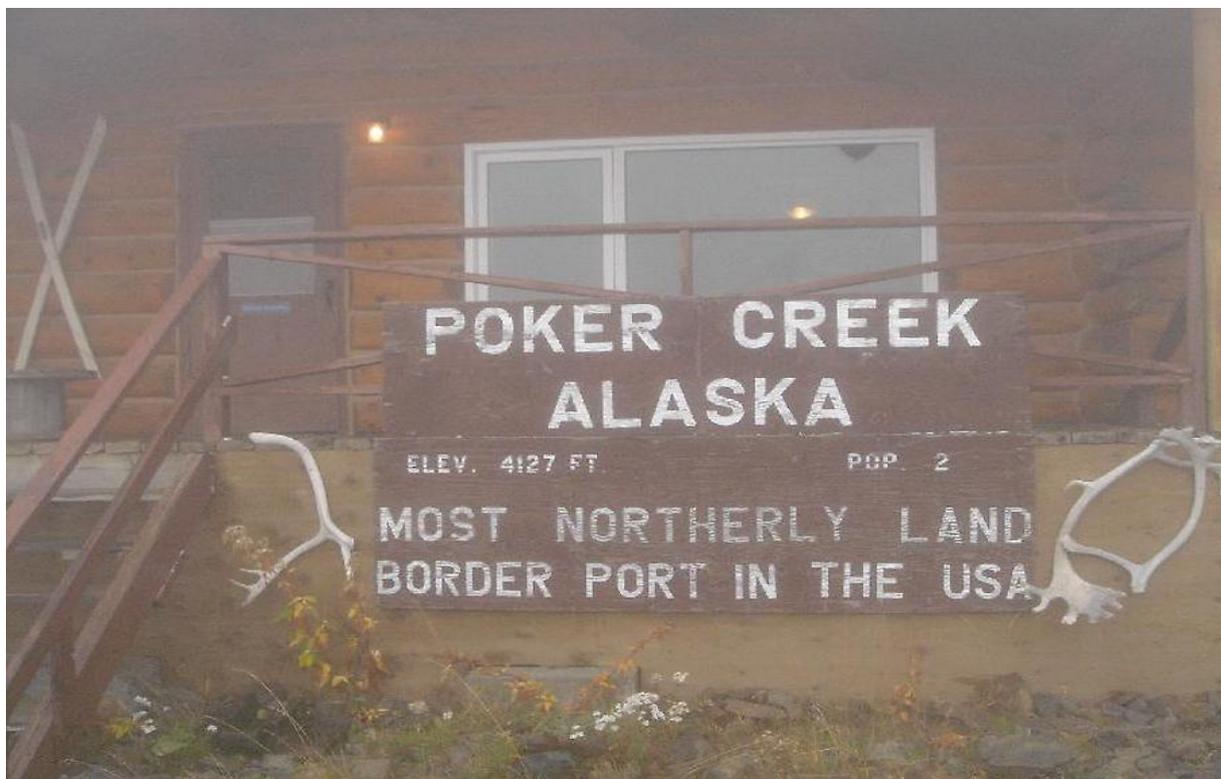


Abb. 8.20.3.: Poker Creek

Das „Pop. 2“ steht wohl für die beiden Grenzbeamten. Hier ist die Einreise in die USA so nett und einfach wie sie früher einmal war...

(Bildbericht dazu bei austria-forum.org/af/bib unter Yukon.)

Sie fahren auf Nebenstraßen nach Fairbanks, besuchen viele Stellen, die ihnen von früher in Erinnerung sind. Dann geht es mit dem Zug nach Anchorage, wo sie ins Kreuzfahrtschiff nach Vancouver einchecken. Das Schiff bietet jeden Komfort, fährt mehr oder minder der Küste entlang, mit herrlichen Ausblicken auf Berge, Gletscher, Buchten... und legt ein paar Mal für einen Tag an. Da erweist sich die Größe des Schiffes, und dass sogar mehrere gleichzeitig unterwegs sind, als für UH. schwer erträglich. Das Anlegen in Skagway, einem der seinerzeitigen Wege zum Goldrausch nach Klondike (wobei noch das Gebirge zu überqueren ist) kann dazu führen, dass man Menschenfeind wird. Trotz bester Organisation sind 10.000 Besucher für ein 500 Personen Dorf einfach zu viel.

(Bildbericht zu Alaska und die Kreuzfahrt bei austria-forum.org/af/bib unter Alaska bzw. Cruise.)

Später im Herbst feiert die berühmte ETH in Zürich ihr 150 jähriges Bestehen. Emo Welzl, einer der besten Studenten, die H. je hatte und nun schon einige Zeit Professor (und später Dekan) der Informatik an der der ETH ist, hat H. als einen Hauptvortragenden vorgeschlagen. (Danke für die große Ehre. H. hofft, nicht enttäuscht zu haben!) Nach den offiziellen Feiern das Zusammensitzen mit Emo und seiner Frau Eveline ist wie immer ein Vergnügen.

8.21: Chile und Südargentinien

U. besucht mit 5 Freunden Tibet, und sie fahren dann auf damals noch schlechten (gerade im Umbau befindlichen) Straßen zum heiligen Berg Kailasch, dessen Umrundung (Umwanderung) immer als ein großes beeindruckendes Erlebnis geschildert wird. Leider kann H.

bei dieser Reise terminlich nicht dabei sein, was H. sehr bedauert und er daher auch hier nicht darüber weiter berichten kann.

Zusammen fliegen HU. mit ihren Freunden Professor Ulrike und Notar Franz Leopold nach Chile. Franz Leopold hat diese Reise unglaublich genau und gut organisiert: Er war nicht nur führender Notar, sondern auch Vorsitzender der Internationalen Notariatsvereinigung, aber er hätte offenbar auch als Reiseplaner eine tolle Karriere gehabt!

Nach dem Flug beginnt die Reise mit Mietauto im Norden Chiles in Calama, einer substantiellen Stadt mit Jahresniederschlag von 0 mm, der beste Startpunkt für die Erkundung der Wüste Atacama. Der erste Stopp ist nur in 15 km Entfernung: Chuquicamata, ein gigantischer Tagebau von Kupfer. Die „Grube“ ist ungefähr 4.300 m lang, 3.000 m breit und bis zu 1.000 Meter tief. Hier werden über 500.000 Tonnen Erz pro Jahr abgebaut, neben Kupfer noch Dutzende andere Substanzen. (Es kann sein, dass der Tagabbau bald zu Ende ist. Da man aber tiefergelegene Vorkommen festgestellt hat wird gegebenenfalls auf Untertagsabbau umgestellt.)

Von hier sind es ca. 90 km durch menschenleere Wüste, bis San Pedro de Atacama. Diese Oase befindet sich auf 2450 m Höhe am nördlichen Rand des Salar de Atacama und ist ein beliebtes Ziel für jährlich zehntausende Wüsten-Touristen aus aller Welt. Der Ort besteht aus einer Gruppe von Ayllus. Das sind kleinere, von indigenen Gemeinschaften landwirtschaftlich bewirtschaftete Oasen, die manchmal durch die Wüste voneinander isoliert, in bis zu etlichen Kilometern Entfernung voneinander entfernt liegen. San Pedro bietet gute touristische Infrastruktur.

Der Ort San Pedro hat noch andere Überraschungen. Es gibt Reste von Bauten und archäologische Funde, die aus der Zeit weit vor Christi Geburt stammen. Vieles ist im Museum der Stadt gesammelt, wo z.B. die fast vollständig erhaltene Mumie einer Frau, die nur normale Kleidung trägt und vor 2.500 Jahren starb, beeindruckt.

Diese Funde aus dem 6- 8 tausend Jahre alten Tulo sind einzigartig den gut erhaltenen Mumien und frühen Kostbarkeiten, bei denen Halbedelsteine als wertvoller galten als Gold.

Der Salar der Atacama ist nicht nur durch die farbenprächtige Kombination fester Salzkrusten und offener Wasserstellen, oder durch die tausenden von Flamingos, die man auch in anderen Salzseen in der Nähe finden kann bekannt. Er wird auch industriell genutzt. Aus dem Salar de Atacama Lithiumchloridlösung als Nebenprodukt der Kaliumchloridgewinnung erhalten. Durch den wachsenden Bedarf an Lithium für die Lithium-Ionen Batterien etwa für Elektroautos hat die Lithiumgewinnung seit dem beschriebenen Besuch sehr an Bedeutung gewonnen. Über 60% des gesamten Weltverbrauchs an Lithium stammt aus Salzseen in Chile und Bolivien. In der Nähe gibt es auch enge Wüstentäler, wie das Tal des Todes, wo große weiße Flecken zu sehen sind, die wie Schnee aussehen, aber aus Salz sind. Besonders ungewöhnlich ist das Tal der Geysire auf ca. 4.000 m Höhe, welches man von San Pedro über einen 4.500 m hohen Pass erreichen kann, siehe Ab. 8.21.1.



Abb.8.21.1: Plateau auf 4.000 m Höhe, vergletscherte Berge im Hintergrund. Foto und ©: H. Maurer

Neben den aktiven Geysiren ist auch ein Badetümpel angelegt. Aber zu den größten Überraschungen gehört es, wenn man versucht, als Frühstück in dem kochend heißen Wasser eines Geysirs weiche Eicher zuzubereiten: Die Luft ist hier so dünn, dass die Siedetemperatur des Wassers weit unter 100° (nämlich bei 86°) liegt. Dadurch wird der Dotter fest, die umgebende Substanz aber nicht: d.h. man erhält „invertierte“ weiche Eier, außen gallertig-flüssig, innen fester Dotter! Die Landschaft, dampfenden Geysire als Vordergrund großer Vulkane (wie dem schneebedeckten El Tatio Vulkan mit 5.300 m) ist mehr als beeindruckend. Übrigens sind die Geysirfelder hier die drittgrößten der Welt!

Der nächste große Stopp ist die 1.100 km südlich von Santiago liegende Hafenstadt Puerto Montt. Diese Stadt ist noch überraschend stark von deutscher Sprache geprägt. Westlich von ihr liegt der archäologische Fundort Monte Verde, der als eine der ältesten menschlichen Siedlungsspuren auf dem amerikanischen Kontinent gilt. Bereits vor 12.000–14.000 Jahren lebten Jäger und Sammler in der Region.

Der landschaftlich schönste Teil ist hier wohl Puerto Varas (Stadt der Rosen), der Lago Llanquihue und Umgebung, die von den Vulkanen Osorno und (dem kleineren) Calbuco dominiert werden. Puerto Varas liegt an dem südlichen Ufer des Llanquihue-Sees, 20km nördlich von Puerto Montt.

Die Kirche Sagrado Corazón de Jesús in der linken unteren Ecke von Abb. 8.21.2. ist die wohl bekannteste Sehenswürdigkeit von Puerto Varas.



Abb.8.21.2: Kirche von Puerto Varas

Von Puerto Montt ist es wieder ein längerer Flug nach Punta Arenas, wo sich die Gruppe auf eine Kreuzfahrt nach Kap Horn begibt.

Das Kreuzfahrtschiff ist groß genug, um allen Komfort zu bieten, und klein genug, um durch die engen Wasserstraßen, wie die Magellanstraße und den Beagle Kanal zu navigieren: Dieser ist eine natürliche Wasserstraße im Süden Feuerlands an der Südspitze Südamerikas, die den Atlantik mit dem Pazifik verbindet. Neben der bekannteren Magellanstraße ist der Beagle-Kanal im Süden des amerikanischen Kontinents die einzige Wasserstraße zwischen Pazifik und Atlantik, soweit man die auf offener See um das Kap Hoorn herumführende Drakestraße nicht dazu zählt.

Einmal bringen die Zodiacs die Passagiere auf einen Gletscher, der ins Meer ragt, und erhalten dort Whiskey mit Gletschereis!

Dann geht es weiter rund um das Kap Horn, das ja eigentlich kein Kap ist, sondern eine Feuerland vorgelagerte Insel.



Abb.8.21.3: Whiskey mit Gletschereis, toll, nur wurde dann H. bei der Abfahrt vergessen
Nun geht es zurück, zuerst noch nach Puerto Williams, dem südlichsten Ort Chiles, dann nach Ushuaia auf Feuerland (Terra del Fuego) von dort nach El Calafate mit der Befahrung des berühmten Lago Argentino zur Besichtigung der in diesen kalbenden vielen gigantischen Gletscher und zu guter Letzt nach El Chaltén im Zentrum der beeindruckenden Landschaft um den Mt. Fitzroy.

(Ausführlicher Bildbericht zu der Reise bei austria-forum.org/af/bib unter Chile bzw. Argentinien.)

8.22: Portugal, Borneo, Bhutan

HU. besuchen wieder Portugal. Auslöser wie so oft ein Vortrag bei einer Tagung. Sie konzentrieren sich diesmal auf den Süden Portugals, besuchen Tróia, eine Halbinsel mit Fähre für die Überfahrt nach Setúbal, Porto Covo, die alte Stadt Evoras, die ganz im Süden auf einem Felsen und daher als uneinnehmbare Stadt galt, Albufeira, Sagres u.a.

(Bildberichte zu Portugal bei austria-forum.org/af/bib unter Portugal.)

H.s üblicher Besuch von Borneo wird kombiniert mit einem Besuch bei Lisa und einer Tagung über digitale Bücher, die darum so speziell ist, als das neue Buch "Web Dragons" von Ian Witten vorgestellt wird, das erste Buch, das die Macht und das drohende Monopol Google's Suchmaschine analysiert. Dann fliegt H. nach Bhutan. Am Flughafen in Paro holt H. sein Freund Chen Chen Dori aus der Zeit in Sarnath ab, der nicht nur zwei Vorträge in der Hauptstadt Thimphu organisiert hat und H. viel von Westbhatan zeigt, darunter den spektakulären Dzong von Punakha. In diesem darf er mit Chen Chen ausnahmsweise auch sonst Teile, die Tabu sind, besuchen. Schon die Fahrt dorthin über den Dochula Pass mit hunderten 108 Buddha Stupas ist spektakulär!

Bhutan ist ja dafür bekannt, dass man dort nicht das durchschnittliche Einkommen (GNP), sondern die durchschnittliche Zufriedenheit (GNH, Gross National Happiness) erhöhen will. Vieles in Bhutan, wo noch kaum moderne Technik existiert (ein Internetcafe gibt es trotzdem) erinnert an das frühe glückliche Nepal.

Zu den Eigenheiten gehört in Bhutan, dass man als Buddhist kein Tier töten darf. Aber Fleisch isst man trotzdem: Es muss nur von anderen geschlachtet worden sein!

H. darf sich natürlich das an Felsen geklebte „Tigersnest“ Kloster (Paro Taktsang) , siehe Abb. 8.22.1 mit guten 2 Stunden Aufstieg nicht entgehen lassen: zum Eintritt muss man sich schon vorher die Genehmigung besorgen.

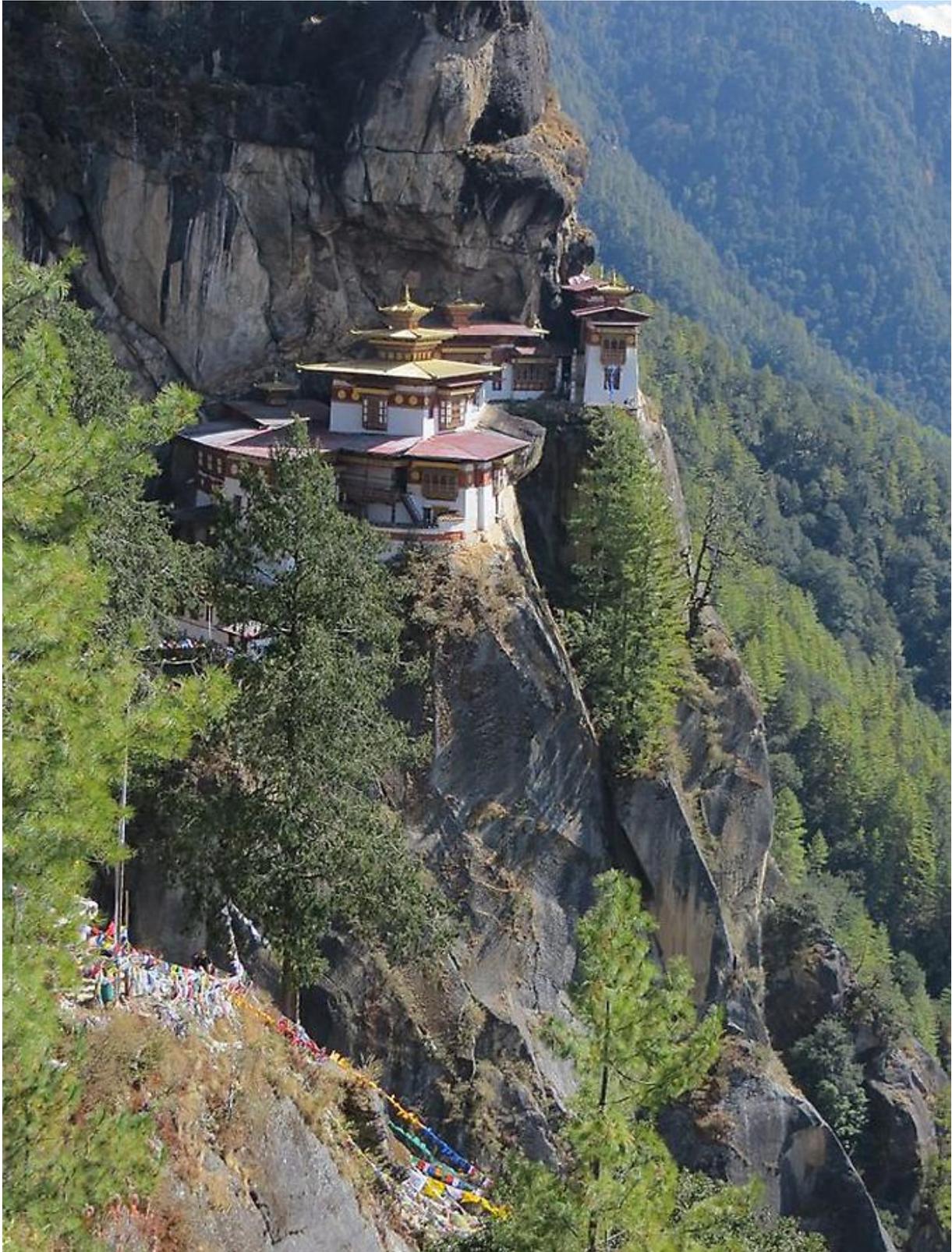


Abb.8.22.1: Tigers Nest Kloster

(Mehr zu Bhutan bei austria-forum.org/af/bib unter Bhutan.)

Zurück in Europa lädt Wolffried Stucky Herman zur 35 Jahr Feier des gemeinsam gegründeten Instituts in Karlsruhe ein, wo er viele frühere Mitarbeiter und Freunde trifft. Auch nach Graz verschlägt es einige prominente Gäste, wie Gio Wiederhold von Stanford, Chip Maguire aus Stockholm oder Peter Wegner von der Brown Universität, die H. auch zum Erhalt des großen österreichischen Ehrenkreuzes gratulieren.

8.23: Rostov am Don, Australien und mehr 2007

Das Jahr beginnt mit einem Wanderurlaub in West Mallorca mit den Tochtermanns und Imrichs: Mallorca hat wegen der Saufexzesse vor allem deutscher Urlauber (Ballermann Urlaub, keine 10 km südöstlich von Palma) einen unverdient schlechten Ruf: Es ist eine ansonsten wirklich schöne und interessante Insel.

H. und Freunde (Imrichs und Tochtermanns) wohnen in Sóller. Es liegt ein paar hundert Meter über dem Meer auf der Westseite von Mallorca. Man kann den Bergrücken, der Palma von Sóller trennt, durch einen Strassentunnel durchqueren, oder mit einer alten Schmalspureisenbahn. Sóller ist das Zentrum des Orangenanbaus ("orange county") und liegt einige Kilometer oberhalb des Hafens: die beiden Stadtteile sind mit einer Straßenbahn, die ohne Stop vom Hafen in die Stadt bzw. zurückfährt, verbunden. und schon diese erste Abb. 8.23.1 zeigt die ruhige Schönheit, die Mallorca fast überall ausstrahlt.



Abb.8.23.1: Sóller am Abend



Abb.8.23.2: Ein herrlicher Strandabschnitt

(Mehr dazu in dem Bildbericht bei austria-forum.org/af/bib unter Mallorca.)

Ein exotischerer Ausflug führt HU. nach Rostov am Don. Hier geht es um die Zusammenarbeit im Bereich angewandte Informatik. HU. werden von zwei Sekretärinnen am Flughafen abgeholt und in ein vornehmes Restaurant ausgeführt, siehe Abb. 8.23.3.



Abb.8.23.3: Der erste Abend in Rostov

H. wundert sich, warum sich die beiden Sekretärinnen so für Hobbies von ihm interessieren. Er erwähnt u.a. Wandern, kleine Kunstmuseen, Fischen und Schwimmen. Dieses Interesse wird erst am übernächsten Tag (also nach den Verhandlungen) klar: Es gibt einen Ausflug, der genau den Hobbies von H. entspricht. Es beginnt mit einem Besuch des Museums in Shakhty und dann mit einem Picknick (mit herrlichen Fischen und frischen Shrimps) an einem flachen See, gut zum Fischen und Schwimmen. H. schwimmt mit dem Rektor weit in den See hinaus, der aber nie tiefer als etwas über einen Meter wird. Eine Sekretärin verrät H. dann später: „Der Rektor kann nicht schwimmen. Er wollte aber nicht, dass Sie das erfahren. Wir mussten daher einen See finden, der so flach ist, dass während sie schwammen, er neben Ihnen mit Schwimmbewegungen gehen konnte.“

Am nächsten Tag ist noch Zeit genug nach Taganrog am Asowschen Meer zu fahren, dessen Stiegen fast so berühmt sind, wie die in Odessa.

(Eine kleine Auswahl von Bildern von der Reise bei austriaforum.org/af/bib unter Rostov.)

Im Mai fliegt H. über Calgary und Los Angeles, wo er eine Besprechung mit Suave Lobodzinski hat (siehe mehr zu Suave in 8.6), nach Tokio, wo er von NEC zu einem Vortrag eingeladen ist, mit den großzügigsten Bedingungen seines Lebens. Neben Flug erster Klasse und dem Honorar eines beginnenden Filmstars wohnt er in einem der teuersten Hotels Tokios und wird unglaublich verwöhnt. Er fliegt über Calgary zurück, wo ihm sein drittes Ehrendoktorat verliehen wird, siehe Abb.8.23.4.



Abb.8.23.4: H. erhält in Calgary ein Ehrendoktorat in Jus (?!). Schräg hinter ihm rechts U., links Mike Williams, ganz außen rechts Richard Guy

Dazu kommt auch U. nach Calgary, und sie machen anschließend wieder einmal eine Fahrt durch die Rockies, bis zum Pacific RIM Park auf Vancouver Island.

(Bilder und Berichte aus diversen Teilen Kanadas bei austria-forum.org/af/bib unter Kanada und Kanada-Spezial.)

Später im Jahr hat er Vorträge in Hongkong, da kommt U. mit. Das ist ihm darum so in Erinnerung, weil sie mit einer Fähre zu der (damaligen) Ausfluginsel Lantau mit einer riesigen Buddha-Statue fahren. (Heute ist dort der Flughafen Hongkongs, die Insel ist mit einer großen Brücke mit Hongkong verbunden, und die Ausflugstimmung ist durch die boomende Industrie, die sich nun auf der Insel breit gemacht nur mehr Erinnerung.)

HU. fliegen von Hongkong nach Brisbane und Port Douglas und nach lokalen Besichtigungen auf der nördlich verlaufenden nicht befestigten Straße in einem kleinen Wohnwagen Richtung Darwin. Diese Route erlaubt auch einen Besuch des Lawn Hill Provincial Parks, einer grüne Oase in der Wüste, und man kommt im Norden an den Gulf of Carpentaria heran. Diese nordöstlichste Gegend Australiens ist teilweise von Aborigines besiedelt, teilweise von illegal hier wohnenden Indonesiern.

Die „aufregendste“ Episode ist eine Reifenpanne auf der schlechten, kaum befahrenen Straße. Natürlich haben sie Ersatzreifen und Wagenheber mit, aber der Wagenheber hebt nicht das Auto, sondern verschwindet im Wüstensand, egal was H. versucht unterzulegen, um das zu verhindern. Zum Glück kommt nach einer leicht verzweifelten Wartezeit ein Pickup Truck vorbei, sieht das Problem, bleibt stehen und lacht über den Wagenheber, den H. verwendet. „Mit dem Spielzeug wirst du nie den Wagen heben können.“ Von der Ladefläche seines Pickups nimmt er ein großes Gerät und hat in wenigen Minuten den Wagen zum Reifenwechsel gehoben. H. kann sich zum Glück mit einer Flasche steirischen Weins bedanken, erhält aber noch eine deutliche Warnung: „Sie haben jetzt keinen Ersatzreifen mehr. Die 150 km bis zum nächsten Ort, der einen Mechaniker hat, sind steinige Straße. Fahren Sie vorsichtig!“

Sie erreichen den Ort am Samstagabend, zu spät für eine Reparatur, also werden sie zwei nicht geplante Nächte in diesem winzigen Ort verbringen. Am Montag sind sie um 7 Uhr Früh beim Mechaniker. Aber da sind schon 6 Autos vor ihnen, die alle einen neuen Reifen benötigen.

Fährt man von der Nordostküste Australiens nach Darwin hat man die Wahl eine lange Schleife auf einer vergleichsweise langweiligen asphaltierten Straße zu fahren, oder mehr nördlich, bis zum Gulf of Carpentaria. Da muss man auf unbefestigter Straße oft Gewässer durchqueren, siehe Abb. 8.23.5, in denen man nicht stecken bleiben will, weil sie fallweise von unfreundlichen Tieren, siehe Abb.8.23.6, bewohnt werden.



Abb.8.23.5: Man fährt hier vorsichtig und verfolgt genau schwach sichtbare Spuren früherer Durchquerung.



Abb.8.23.6: Ein „Salty“ ist nicht immer so friedlich wie hier. Foto und © Günter Schreier

Sie erreichen Darwin ohne große weitere Zwischenfälle und treffen hier wie vereinbart auf ihre Tochter mit Mann Günther und den zwei Enkeltöchtern, mit denen sie im Bereich des etwas südlich gelegenen Kakadu Parks einen gemeinsamen Campingurlaub verbringen werden.

Günter, Claudias Gatte, versorgt nicht nur Wallabies Abb. 8.23.7, mit gutem Futter, sondern verwöhnt alle am Abend mit seinen Grillkünsten.



Abb.8.23.7: Wallaby Fütterung, Foto und © Claudia Maurer

Der Kakadu Nationalpark bietet eine Kette von hübschen Seen, aber auch andere Überraschungen, wie riesige Termitenhäufen, siehe Abb. 8.23.8.



Abb.8.23.8: Termitenhügel mit Claudia und ihren Töchtern Nora und Alice.

(Die Fahrt nach Darwin ist bei austria-forum.org/af/bib unter Darwin gut dokumentiert, der Campingurlaub bei austria-forum.org/af/bib unter Kakadu.)

Erwähnenswert ist vielleicht, dass H. beim ersten Versuch, den Katherine Gorge zu durchschwimmen, etwa am halben Weg ca. 50 Krokodile am anderen Ufer sieht und daher unverzüglich umdreht und zurückschwimmt. Bei den erwähnten Krokodilen handelt es sich um die kleinen, die kaum Menschen angreifen, nicht die großen gefährlichen „Salties“, die großen Salzwasser-Krokodile, die man in Küstennähe oder in Flüssen, die im Meer münden, stromaufwärts bis zum ersten Wasserfall antreffen kann, siehe Abb.8.23.6.

Alle fliegen anschließend nach Cairns und von dort mit Auto nach Port Douglas. Während HU. die alte Bergbaustadt Chillagoe in der Wüste besuchen, genießen die anderen das Meer. Gemeinsam fahren

sie auch noch ein Stück weiter nach Norden und besuchen den Mossmann Gorge.

Bildbericht mit Text dazu bei austria-forum.org/af/bib unter Port Douglas.

H.s Kollegin Charlene Manco, mit der H. regelmäßig E-Mails austauscht wundert sich, dass H. neben allen Reisen auch noch wirklich Arbeit zustande bringt. Sie - selbst eine Vielreisende - drückt das vornehm so aus:

I met Hermann Maurer in 2006 at ED MEDIA. I have enjoyed conversations, E-Mails and even a drive through Austria with him. And I have been wondering when he finds time for his undoubted scientific success. What I look forward to each year is his Christmas Letter. He describes all the places he visited and I especially enjoy the pictures. Some of the places I will never see! Thanks Hermann!!

H. tritt als Dekan in Graz am 31. Dezember 2007 zurück, bleibt aber noch Institutsvorstand.

Kapitel 9: Graz Weiterentwicklung (2008 - 2021)

9.1: Zur Struktur dieses Kapitels

Die Zeit seit 2008 widmet H. neben einigen Forschungsprojekten, Vorträgen und der Betreuung einiger Studenten hauptsächlich dem Austria-Forum, das aus dem früher entwickelten elektronischen Österreichlexikon AEIOU hervorging, aber allmählich seine Richtung änderte und heute zwei große Ziele verfolgt, dessen Erreichung stark davon abhängt, ob es H.s Nachfolgern gelingen wird, entsprechende Finanzierung für die Projektweiterführung aufzutreiben.

Es wird in diesem Kapitel auch wieder mehr chronologisch vorgegangen, soweit nicht im Vorgriff schon einiges angesprochen

wurde. Auf das ganz große Ziel wird später unter Austria-Forum neu im Jahr 2015 berichtet, über das fast fertige Projekt NID aber erst im Jahr 2020.

Beginnen soll es aber mit einer Episode, die H. seinem Freund Wolfgang Schinagl verdankt, der ja schon in Kapitel 7 mit seinem Besuch in Neuseeland erwähnt wurde. Wolfgang erzählt:

9.2: H. diskutiert mit zwei weiteren Kopien von H.

2007 veranstaltete CISCO in Bangalore in Indien eine holografische Bühnen-Telepräsenz-Diskussion mit dem CISCO CEO John Chambers, der vor Ort in Bangalore war und mit zwei Experten, die zeitgleich real im Silicon Valley vor der Videokamera standen und zur Diskussion per Hologramm nach Bangalore gebeamt wurden. Am 2008 wurde dieses Telepräsenzsystem auch König Abdullah von Saudi Arabien vorgestellt. Beide Events kann man sich auf Youtube heute noch anschauen.

Die Hologramme inspirierten H. und Wolfgang Schinagl, diese Idee zu übertreffen. Ein Videokonferenz-System mit Hologramm-Technologie ist eine Sache, aber die eigene Person zu verdreifachen und eine Live-Show zu erschaffen, bei der eine Person mit zwei Instanzen von sich selbst mit sich selbst diskutiert, war ein philosophischer und interessanter Science Fiction Ansatz, den es zu realisieren galt.

Jeder Mensch ist nicht nur eine Identität, sondern besteht aus mehreren Identitäten. Der Mensch als Multi-Identität, das war die zündende Idee, und Hermann Maurer und Wolfgang Schinagl wollten diese diskutierende Multi-Identität live und auf offener Bühne mit Hologrammen erschaffen. Die Idee war geboren.

H. schrieb das Drehbuch und Wolfgang stellte die Technik zusammen. In einer Post Production-Session im neuen Digital Content Research and Development Center, dem ehemaligen Silicon Studio des Grazer WIFI Interactive Information Center wurden die Videos vorproduziert. Die Holografie-Tests mit der Spezialfolie wurden bei Klaus Raslag in seiner Halle in der Nähe von Gleisdorf durchgeführt. Dieses Riesenlager für Eventtechnik ließ das Bastlerherz höher schlagen, da hier alle Werkzeuge und elektronischen Einrichtungen für den

Prototypenbau vor Ort waren. Heute würde man so eine riesige Bastler-Werkstätte als „Makerspace“ bezeichnen. Nach vielen Fehlschlägen erschien dann endlich das Hologramm in einer brauchbaren Qualität. Am steirischen E-Day, dem 19.5.2009 war es dann so weit. Hermann Maurer präsentierte im Europasaal der Wirtschaftskammer Steiermark eine futuristische Holografie-Show. Er – „Hermann 1“ - diskutierte mit seinen Multi-Identitäten, den Instanzen „Hermann 2“ und „Hermann 3“ über die Weiterentwicklung der Computertechnologie und der Welt auf offener Bühne. Eine Diskussion von drei Personen mit sich selbst live vor Publikum gab es vorher noch nie, das war völlig neu. Am Ende der Veranstaltung kam ein Teilnehmer zu Wolfgang Schinagl und sagte: „So a Holler, des woa da Maurer mit seinen zwoa Zwillingsbrüdan do auf da Bühne. Ihr könnt´s wen andern veroa...“. Nur: Hermann Maurer hat keine Zwillingsbrüder aus Fleisch und Blut, wohl aber aus Bits und Bytes, wie man live erleben konnte.

Übrigens passt da ein Kommentar von Doz. Martin Ebner gut, mit dem H. Freundschaft und gemeinsame Multimediaaktivitäten verbinden:

Als Barack Obama zum Präsidenten der USA gewählt wurde, hat man mit großem Getöse den erstmaligen Einsatz von Hologrammen bei Interviews gefeiert. Ich dachte mir nur - so ein alter Hut, das hat Hermann schon zwei Jahre zuvor mit Wolfgang Schinagl bei Vorträgen umgesetzt. Auch wenn das Publikum es gar nicht richtig würdigen konnte, zeigte uns Hermann, wie er mit sich selbst als Hologramm reden konnte, und gab uns damit eine von vielen Ideen wie zukünftig die Welt aussehen konnte. Kurzum, seine Thesen waren immer provokativ, aber sie brachten uns stets zum Nachdenken. Und heute kann ich sagen, einiges davon ist tatsächlich eingetreten :-)

Interessant war die vor über tausend Zuschauern ausgebuchte gebotene Show in erster Linie durch die Technik der Holographie. Aber nicht zu unterschätzen sind der Regieaufwand und die vielen Szenen, die wiederholt werden mussten, weil Hermann.1 z.B. mit seiner Frage noch gar nicht fertig war, aber das Hologramm

Hermann.2 schon antwortete. Oder dann Hermann.3 unpassend das noch nicht eröffnete nächste Thema kommentierte, usw.

Die holografische Maurer'sche Diskussion findet man heute noch auf WKO.tv.

(Siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Holographie, Gespräch ab Minute 51:30, „Diskussion“ der Hologramme ab ca. Minute 1:03:40 bis 1:14:30...und leider eigentlich zu wenig Diskussion).

Übrigens: Die holografische Videokonferenz-Technologie wurde 2016 im Hollywood-Spielfilm „Ein Hologramm für den König“ mit Tom Hanks verewigt.

9.3: Südafrika, Namibia, Kaliningrad - 2008

Nach H.s Zeit als Dekan hat er ein Forschungsfreijahr und kann damit endlich Kollegen Prodingen in Stellenbosch in Südafrika „beehren“ und vor dort ausgehend andere Gegenden im Süden besuchen. Alles ein bisschen gehetzt, denn H. ist noch bis Oktober 2009 Institutsvorstand in Graz.

HU. fliegen nach Kapstadt. Natürlich besichtigen sie den Tafelberg mit der Gondelbahn, die H. insofern beeindruckt, als sich die Gondel dreht, sodass man, egal wo man steht, einmal Richtung Gipfelplateau, einmal Richtung Meer sieht. Der Blick von der „Table Bay“ am Abend auf den Tafelberg ist beeindruckend, siehe Abb.9.3.1.

Dann fahren sie nach Stellenbosch, an eine der besten Unis Südafrikas, wo ein Ex-Österreicher in Mathematik/Informatik, Professor Prodingen den Ton angibt. Nach zwei beruflichen Tagen geht es nach Süden Richtung Meer, durch die berühmte Route der Weinkeller, wie etwa der Blaauwklippen Winery.



Abb.9.3.1: Blick auf Tafelberg über die „Table Bay“ am Abend. Foto und © H. Maurer

HU. sind in einem kleinen Auto ohne Klimaanlage unterwegs, obwohl sie ein besseres reserviert hatten. Als H. einmal stehen bleibt, kurz aussteigt um ein Bild vom Meer zu schießen, gibt es einen Knall und die Heckscheibe des Autos ist gebrochen. Ein Schuss? Ein Kind, das einen Stein warf? Ein Fabrikationsfehler? Jedenfalls, zurück nach Kapstadt zu Hertz, wo ohne Aufpreis ein größeres Auto mit Klimaanlage zur Verfügung gestellt wird.

(Bilder und Geschichten zu Kapstadt, Tafelberg und Umgebung unter austria-forum.org/af/bib bei Süd Afrika. Der beeindruckenden St. Georg Kathedrale mit der schwarzen Madonna, siehe Abb. 9.3.2 ist ein eigener Abschnitt bei den Bildern gewidmet.)



Abb.9.3.2.: Die schwarze Madonna in der St. Georg Kathedrale. Foto und © H. Maurer

Nun geht es ein Stück der Gardenroute entlang nach Osten. Dabei ist ein Abstecher nach Hermanus ein Muss. In der malerisch gelegenen Stadt wohnen nur Weiße. Eingeborene sind zwar untertags als Kellner, Arbeiter usw. in der Stadt tätig, werden aber am Morgen mit Bus aus einer etwas entfernt gelegenen Stadt abgeholt und am Abend dorthin zurückgebracht. Dieses Überbleibsel der Apartheid, das auch an die Ideen eines Niemeyers in Brasilia mit seinen Satellitenstädten erinnert, ist natürlich moralisch sehr fragwürdig, andererseits ist Hermanus eine der sichersten Städte in Afrika mit einem der besten Meeresfrüchterrestaurants, sieh Abb. 9.3.3.



Abb.9.3.3: Meeresfrüchte in Hermanus. Foto und © H. Maurer

Zurück nach Kapstadt, und noch ein kurzer Blick auf das Kap der guten Hoffnung.

Von Kapstadt aus fliegen HU. zu den Victoria Fällen auf der Seite Zambias nach Livingstone. Siehe Abb.9.3.4 der Victoria Fälle.



Abb.9.3.4: Victoria Fälle von einem Hubschrauber aus. Foto und  H. Maurer

(Ausführlicher Bildbericht bei austria-forum.org/af/bib unter Victoria Falls.)

Zurück in Kapstadt treffen HU. die Gruppe, mit der sie Namibia besichtigen werden, darunter unsere Freunde Gabi und Wilfried Imrich. Ausgehend von der Hauptstadt Windhoek geht es zuerst durch die Wüste an die Küste nach Swakopmund, dann in Landesinnere und nach Norden nach Damaraland, wo man die Grenze der Christianisierung daran erkennt, dass einheimische Frauen barbusig unterwegs sind, siehe Abb.9.3.5.



Abb.9.3.5: Grenze der Christianisierung. Foto und © H. Maurer

Von hier geht es in den wildreichen Etosha National-Park, mit all den Tieren, die man erwartet.

Besonders beeindruckend sind daher die unerwarteten Ejova Pilze, die auf den trockenen Termitenhügeln wachsen und die ungewöhnliche Pflanze *Welwitschia mirabilis*, bei der man lange nicht wusste wie sie ohne Regen und Grundwasser gedeihen kann, siehe Abb.9.3.6.



Abb.9.3.6: Hunderte Jahre alte Welwitschia und eine Ernte von Ejova Pilzen. Fotos und © H. Maurer und K. von Ludwiger.

(Siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Welwitschia und dem Entdecker Welwitsch. Die Reise ist von H. als Bildbericht beschrieben, mit zusätzlich 1000+ exzellenten Bildern von Gerhard Huber und ein paar Geschichten findet sich bei austria-forum.org/af/bib unter Namibia. Dazu gehören die beeindruckende Wüstenlandschaft, das bunte Gemisch von Menschen und die verschiedensten Versionen zum seinerzeitigen Hereroaufstand, siehe eine davon im Buch „Ende des Traums“ bei austria-forum.org/af/bib unter Buchverweise. Ansonsten sprechen die Bilder und Anmerkungen wohl für sich!)

Das Jahr beschert H. noch eine Vortragsreise nach Kaliningrad (Königsberg), einer russischen Exklave. Überrascht ist H. über die Deutschfreundlichkeit: Nicht nur gibt es ein schönes Kantmuseum, eine Erinnerungstafel an Euler, sondern als H. seinen ersten Vortrag auf Englisch beginnt, unterbricht ihn der Dekan: „Bitte auf Deutsch vortragen“. Den Grund dafür versteht H. erst später: In den höheren Schulen muss man sich für entweder Englisch oder Deutsch als Hauptfremdsprache entscheiden. Da die Folien von H. auf Englisch waren, konnten ihm alle folgen, wenn er Deutsch sprach, egal welche Wahl sie seinerzeit getroffen hatten. Werner Kuich, der mehrmals erfolgreicher Gastprofessor in Kaliningrad war, schafft es, dass sie

einen Nachmittag an Bord des größten der drei im kurischen Haff/ Kaliningrader Teil stationierten Kriegsschiffe eingeladen sind. H. kann sich an kein Gelage mit mehr Wodka erinnern!

(Mehr zu Kaliningrad bei austria-forum.org/af/bib unter Kaliningrad.)

H. macht dann noch eine um die Welt Vortragsreise über Hawaii mit großem Empfang von Robert Debreceny, dann Japan, Malaysia, NZ, Australien und ein Treffen mit dem damals berühmtesten Professor für E-Learning Eric Duval (der leider sehr jung starb) in Las Vegas. H. hält nun oft zwei sehr verschiedene Vorträge: einen technischen und einen, der auf große Gefahren der IT hinweist, darunter Google. Dass seine Freunde in Lugano, Dortmund oder Rostock (bei Dieter Fellner) ihm das nicht übel nehmen ist angenehm tolerant.

Der jüngste Bruder H.s stirbt im Herbst 2008. Ein Verlust, der diverse schöne Wanderungen in den österreichischen Bergen überschattet.

9.4: Graz, Schweden und mehr - 2009

HU. haben nun seit einiger Zeit zwei Ferienwohnungen in Bad Mitterndorf, im Ausseerland, einer berühmten See- und Berggegend, ca. 100 km NW von Graz. Von hier aus kann man herrliche Wanderungen machen und Seen besuchen, natürlich auch die angrenzende Wander- und Schiregion Tauplitz, die viele schöne Seen in näherer Umgebung wie den Altausseersee mit dem höchsten Berg der Steiermark, dem Dachstein, im Hintergrund (siehe Abb.9.4.1), oder die berühmte 5.000 Jahre alte Salzbaustadt Hallstatt, die ident in China (!) nachgebaut wurde.

Über Josef Hasitschka kommt H. mit dem Verein für Höhlenkunde Obersteier in Verbindung, welcher in Bad Mitterndorf seinen Sitz hat. H. hält einen Vorstellungsvortrag gespickt mit Bildern von Höhlen in aller Welt, wodurch H. seine Aufnahme in den sehr aktiven Verein erreicht. Damit kann er auch den Vorstand des Höhlenvereins überzeugen, dass die reichhaltigen, hunderte Seiten umfassenden „Mitteilungen“ als Web-Books im AF erscheinen – eine Win-win-

Situation. Die Vorstandsmitglieder Hasitschka, Geyer und Seebacher sind inzwischen Mitherausgeber des Austria-Forums.



Abb.9.4.1: Altausseer See mit Dachstein im Hintergrund. Foto: H. Maurer, frei verfügbar.

(Siehe bei austria-forum.org/af/bib unter: Mitterndorf, Tauplitz, Altausseer See, Dachstein und Hallstatt. Siehe unter „Editorial Board“ zu den erwähnten Höhlenkundlern und unter „Österreichische Höhlen“ Informationen zu diesen).

Hasitschka: H. holt die Zweifler in unserem Vorstand mit einem alten Trick auf seine Seite: Er äußert so nebenbei den Wunsch, dem Verein beizutreten, unterschreibt das von uns blitzartig gezückte Aufnahmeformular, bezahlt den Beitrag sofort und ladet uns zu einem Essen ein. Auch die Begrüßung „Glück tief!“ lernt er sofort.

Beruflich ist H. nun (seit dem Alter von 68 Jahren) „Emeritus“, d.h. er hat noch einfache Infrastruktur am Institut bis zu seinem Lebensende, aber kaum mehr einen „politischen“ Einfluss an der TU Graz. Aber H.

betreut noch Dissertanten und Diplomanden und konzentriert sich hauptsächlich auf ein Projekt, das Austria-Forum.org, welches er und die Pläne dafür genauer in dem Unterkapiteln 9.16 und 9.29 beschreibt.

Die Universität Umea in Nordost Schweden lädt H. als Hauptsprecher einer Tagung ein. Ein typisches altes Haus, das heute Teil eines Museums ist zeigt Abb.9.4.2.



Abb.9.4.2: Altes Haus als Museum in Umea konserviert. Foto und © H. Maurer

Es ist eine toll organisierte Tagung und Ausgangspunkt einer Reise von HU. quer durch Schweden bis an die Norwegische Küste.

(Bericht dazu bei austria-forum.org/af/bib unter Umea.)

H. muss sich als Mitglied/ Vorstandsmitglied sehr für die Academia Europaea engagieren, was der damalige Rektor (Hans Sünkel) sehr unterstützt. H. ist auch im Beirat des Odysseum in Köln, das die „Irrfahrten der Menschheit“ multimedial aufzeigen soll, dass jedoch dieses Fahren doch ein glückliches Ende haben kann.

Es ist eine große Ehre, einer der Hauptvortragenden bei der großen Tagung in Finnland zu sein, zu der anlässlich Arto Salomaas Geburtstags alle bekannten Theorieinformatiker kommen.

Zum Jahresende besuchen HU. bei sehr tiefen Wintertemperaturen ihre Freunde Bianca und Norbert Saurer in Calgary, als Beginn einer Winterreise durch die Rockies, die auch an anderer Stelle schon kurz beschrieben wurde.

Bei einer Fahrt an die Academia Europaea wird H. von U. begleitet. Sie besuchen viele berühmte Orte in und um London. Als Universitätsrat bis 2011 besucht H. auch wieder Kuching auf Borneo. Diesmal kommt U. mit: Sie besuchen auch Bario und die Mulu Höhlen, wie schon früher (chronologisch falsch) berichtet wurde.

Zur Jahrestagung der Academia Europaea fliegen HU. nach Neapel. Sie haben, von den Geologen organisiert, eine tolle Führung der Gegend mit allen ihren vulkanischen Erscheinungen. Allein besuchen HU. Capri. Sie sind von der Insel (abgesehen vom Wirbel vom Fährhafen bis zur Hauptstadt) sehr angetan: es gibt auf Capri wunderschöne und kaum besuchte Ecken und Buchten.

9.5: Das Jahr 2010

Die für H. persönlich wichtigste Entwicklung in diesem Jahr ist es, dass Lisa sich mit der Hilfe von HU. einen kleinen Bauernhof kauft....zu wenig um davon zu leben, sodass sie in Biologie/Umwelt/gesunde Nahrung einen (Teilzeit) Job in Graz hat, aber daneben wie verrückt in ihrer Streuobstlandwirtschaft arbeitet.

H. müsste eigentlich nicht mehr arbeiten, unterrichtet auch wenig, aber betreut Studenten und arbeitet am Projekt Austria-Forum. Da H. in diesem Jahr Kiwanis Präsident ist und eine große Tagung für die Academia Europaea organisiert, machen HUL. nur eine größere Fernreise im Frühjahr nach Marokko. Die Reise geht von Casablanca, in die alte Hauptstadt Meknes, dann nach Volubilis (römische Ruinen),

Fez, dann in den Hohen Atlas. Schnee neben der Straße, aber Hotel am Rand der Sahara mit Kamelritten. Am Weg nach Marrakesch beeindruckt ein altes Bewässerungssystem, in Marrakesch der Bazar, Fakire, Moscheen, Essen.

(Sehr gute 900+ Bilder finden sich bei austria-forum.org/af/bib unter Marokko und einige Bildberichte unter Marokko-Spezial, wobei auf den Anima Garten von Heller besonders hingewiesen werden muss.)

Eine andere Tagung führt nach Valencia. HU. wohnen außerhalb an einem künstlichen See. Die Schleusen sind lange geschlossen, damit der keimende Reis im Wasser steht, siehe Abb. 9.5.1.



Abb.9.5.1: Künstlicher gefluteter See für Reisanbau. Foto und ©: H. Maurer

Valencia selbst ist mit alten Gebäuden auch einen Besuch wert. Nach der Tagung fahren HU. nach Granada mit der berühmten maurischen Festung Alhambra. Am Weg zurück geht es über Ronda, eine

ungewöhnliche Stadt, die durch einen Canyon in zwei Teile zerfällt, siehe Abb. 9.5.2.



Abb.9.5.2: Eine Schlucht trennt die beiden Teile von Rhonda. Foto und © H. Maurer

(Für mehr Bilder bzw. Panoramas von Valencia, von Alhambra, und mehr, siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Spain.)

Der Rückflug wird spannend: Alle Fluglinien streiken. Damit man nicht mit der Bahn nach Frankreich fährt und dort dann ein Flugzeug nimmt, streiken gleich auch alle Flughäfen in Frankreich. So fahren HU. im lokal gemieteten Auto von Valencia nach Graz. Nun gibt es nur ein Problem: wie bekommt H. den Wagen zurück nach Valencia? Der Zufall will es, dass ein Nachbar von H. Spanier ist und sich freut, ein gratis Auto für einen Urlaub zu Hause in Spanien zu bekommen!

HU. entspannen sich bei einigen Wanderungen in Österreich.

(Bildberichte dazu, aber auch über frühere und spätere Wanderungen bei austria-forum.org/af/bib unter Wanderungen, wobei hinter den Wanderungen von H. jeweils sein Name steht.)

Die größte Reise des Jahres, zum Jahreswechsel (27.12.1910 – 8.1.2011) steht aber noch bevor: Äthiopien. Die Reise wird wieder perfekt organisiert von Notar Franz Leopold, der also unsere 7-er Gruppe leitet (er und seine Frau, ein Freund von ihnen, HU., und Klaudia und Gert Tillich, Kiwanis Freunde der Maurers).

Der Flug von Wien nach Addis Abeba ist verspätet, so dass nur eine vierstündige Nacht blieb. Dann geht es nach Bahir Dar auf 1640 m Seehöhe zum Tana-See (dem größten Äthiopiens) weiter, der die Quelle des Blauen Nils ist. Nach der Besichtigung von einem der dortigen Paläste des früheren Herrschers Haile Selassie folgt eine kleine Wanderung zum ersten Wasserfall des blauen Nils, siehe Abb.9.5.3.



Abb.9.5.3: Wasserfall als Beginn des Blauen Nils, Foto und ©: H. Maurer

Hier bietet eine Familie Kaffee an, den alle kosten, auch als Test, ob sie das lokal Gekochte vertragen werden: Sie werden keine Probleme haben.

Am nächsten Tag überqueren sie mit Boot den Lake Tana und legen an vielen Inseln an. Diese Inseln sind fast alle große christliche (koptische) Klöster, die auch im Kriegsfall gute Rückzugsstellungen waren: Äthiopien war das erste Land mit Christentum als Staatsreligion! Jede Insel hat eine besondere Geschichte, eine sei beispielhaft erwähnt: Auf ihr wohnte ein Menschenfresser, siehe Abb. 9.5.3, der aber auch viel guten Taten vollbrachte. Bei seinem Tod wurden Gutes und Böses auf zwei Waagschalen gegeben, um zu bestimmen, ob er in die Hölle oder nur ins Fegefeuer kommen würde. Die beiden Schalen waren genau gleich schwer. Da erschien Maria, die Mutter Gottes. Ihr Schatten fiel auf die gute Schale. Das Gewicht

des Schattens genügte, um die gute Schale nach unten zu senken und so dem Menschenfresser die Hölle zu ersparen.



Abb.9.5.4: Ein Bild des erwähnten Menschenfressers in der Kirche. Foto und ©: H. Mauer

In Gondar besucht die Gruppe die 70.000 qm Überreste des Palastes, dann geht es in die hohen Berge (Mont Ras Dasher 4620 ist der höchste Berg Äthiopiens) im wildreichen Simien Nationalpark, wo sie fast ganz oben in schon dünner und kalter Luft die Nacht im sehr komfortablen Simien-Lodge übernachten und am Tag darauf ungewöhnliche Flora und Fauna (abessinische Rosen, äthiopische Steinböcke, Blutbrustpaviane) und viele unglaubliche Ausblicke in die Täler bewundern. Die zweite Nacht im Simien-Lodge bietet eine einfache Silvesterfeier. Der nächste Tag ist eine fast 300 km lange Fahrt auf schlechten Straßen nach Axum, der heiligen Stadt der äthiopischen Christen. Am nächsten Tag besuchen sie die Ruinen des Reiches von Axum, wobei die riesigen Stelen, Monumente für

besonders wichtige Personen auch dadurch beeindrucken, dass man sich deren Aufstellung kaum erklären kann. Die alte Kirche (Eintritt für Frauen nicht gestattet) gilt als besonders wichtig, weil hier nach der Legende die Bundeslade mit den 10 Gesetzestafeln Moses aufbewahrt wird. Am Rande der Stadt gibt es Ruinen, die man der Königin von Saba zuschreibt. Die Fahrt am folgenden Tag führt durch die malerischen Adwa Berge zu den Felsenkirchen Tigrays.

Dieser Teil Äthiopiens ist reich an Felsenkirchen oder Kirchen, die kaum zugänglich sind, wie etwa eine, die man nur durch eine mit einem 200 m langen Seil unterstützte Kletterei erreichen kann, die man sich nur als geübter Bergsteiger zutrauen kann. H. ist der einzige in der Gruppe, der es versucht, gibt aber auch schon nach 1/3 auf.

Kirchen, die in die Felsen hineingebaut sind, haben zwei Vorteile: es ist in ihnen auch an heißen Tagen angenehm kühl und sie sind leicht zu verteidigen. Der Höhepunkt sind natürlich die Felskirchen von Lalibela, ein Komplex in Felsen gehauener Kirchen, die mit unterirdischen Gängen verbunden sind, von denen viele in einer zwar oben offenen, aber vielleicht 20 m unter der Oberfläche liegenden Halle enden, in deren Zentrum eine prächtige gehauene Kirche steht. In und um diese Kirche wird in 2 Tagen das Weihnachtsfest begangen und man sieht viele Menschen, die zu Fuß unterwegs sind, einige offenbar schon mehrere Tage, um das Weihnachtsfest zu erleben.

Die Gruppe wohnt in einem Hotel nahe am Platz der frühmorgendlichen Weihnachtsfeier: Diese von unten zu erleben ist aussichtslos; aber man kann sie von oben hinunterblickend gut verfolgen, wenn man nur früh genug kommt, damit nicht Reihen von Menschen jeden Blick nach unten verhindern.

Die Gruppe bricht also früh auf. Als H. aus dem Hotel tritt, sieht er eine alte Frau, stockgestützt, die offenbar barfuß tagelang unterwegs war, ihre Füße in einem entsprechend furchtbaren Zustand. H. läuft in sein Zimmer zurück, nimmt ein paar alte weiche Schuhe und ein paar

Socken, eilt hinaus und gibt sie der Frau. Sie kniet nieder, kann ihr Glück (es muss das Weihnachtsfest sein!) kaum fassen und H. kann sich des Dankes kaum erwehren.

So kommt er allerdings etwas spät zu der einzigen Stelle, die ein Chance bietet, von der Weihnachtsfeier von oben etwas erleben zu können: 10 Reihen von Menschen stehen vor ihm. Zwei Äthiopier drehen sich um, nicken sich zu, heben H. auf, schreien was Unverständliches und H. wird waagrecht über die Köpfe der vorderen Reihen so weit nach vorne geschoben, dass er sehr schön hinunter sehen kann. H. liegt fast eine halbe Stunde so auf den Köpfen von vielleicht zehn Einheimischen.

Die Feier, aber vor allem die unglaubliche Menge von Menschen die oft hunderte Kilometer weit gewandert sind, um sie zu sehen sind beeindruckend.

Sicher ist diese Weihnachtsfeier in Lalibela einer der Höhepunkte und auch mehr oder minder das Ende der Reise, wenn man von einem interessanten Tag in Addis Abeba absieht, etwa mit dem Besuch des bemerkenswerten Ethnographischen Museums nicht zuletzt, weil dort das fossile Teilskelett eines vermutlich weiblichen Menschen, das 3,2 Millionen Jahre alt ist, aufbewahrt ist. Es wurde 1974 in Hadar, Äthiopien, entdeckt und ist einer der wertvollsten Hinweise auf sehr frühe Menschen. Mehr dazu bei austria-forum.org/af/bib unter Lucy.

Aber es sind noch einige wichtigen Anmerkungen notwendig: Natürlich ist es der Gruppe klar, dass sie in ein sehr armes Land kommen würden. Jeder nimmt daher einen kleinen Koffer mit und einen alten, großen mit Dingen zum Verschenken: Kleidung, Medikamente (oft kurz abgelaufene oder Muster, unter den 7 Reisenden sind 3 Ärzte!), Schreibmaterial für Kinder, usw., und sie sind bei Bettlern etc. nicht kleinlich. Aber sie halten sich an eine Warnung des österreichischen Botschafters: Medikamente nicht den Ärzten geben (die würden sie dann nur für Geld weiterverkaufen),

Schreibmaterialien nicht den Lehrern (auch die würden sie nicht gratis weitergeben) sondern immer nur an die „Endverbraucher“. So besuchen sie etwa, angekündigt, ein großes Spital, wo sich Ärzte, Krankenhelfer und soweit möglich auch Patienten versammeln. Die Medikamente sind markiert und werden dort nach einer kurzen Ansprache offiziell verschenkt: „Diese Medikamente werden von den Ärzten gratis an alle abgegeben, die sie benötigen.“ Mit dem Schreibmaterial ist es einfacher: sie warten vor Schulen und geben die Hefte, Blocks, Kugelschreiber etc. direkt den nach Hause gehenden Kindern, und die Kleidung gibt man an jene, die besonders bedürftig aussehen.

Am Rande sei erwähnt, dass H. mit seiner Silberkette und Anhänger, die er (wegen einer verlorenen Wette) immer trägt, manchmal ein eigentümliches Problem hat: Einige halten ihn für einen Priester und knien vor ihm nieder. Was soll er tun? H. legt seine Hand auf den Kopf der Person, murmelt ein paar hoffentlich segnend klingende Worte, nickt dann freundlich und macht eine Geste mit beiden Händen wieder aufzustehen.

Und weil es dazu passt: In Chicago kann H. mit jedem Taxi gratis fahren, wenn er genug elegant (etwa für ein formelles Abendessen) angezogen ist: er wird dann wegen Kette und Anhänger für einen Priester gehalten, und Priester zahlen nichts für Taxifahrten. Trinkgeld dürfen Priester auch dort geben, und das tut dann H. auch großzügig.

PS.: Die Reise hat große Teile Äthiopiens nicht berührt. Weder die besonderen Volksgruppen im Süden von Addis Abeba, noch die ans rote Meer angrenzenden Gegenden. Bei austria-forum.org/af/bib unter Äthiopien finden sich aber von Gerhard Huber durchaus Bilder von anderen Gegenden unter Dorse, Harar, Konso, Mursi, Rift-Valley, Tigray and Turmi.

(Bei austria-forum.org/af/bib finden sich 1200+ professionelle Bilder unter Äthiopien auch von nicht besuchten Gegenden und einige

interessante Geschichten (vor allem die von Hasso Hohmann) unter Äthiopien-Spezial.) Angereichert hat es H. bei austria-forum.org/af/bib unter Äthiopien-Spezial mit einigen persönlichen Bildern vom Anfang der Reise bei Äthiopien-Anfang, wo auch die 7-er Gruppe gezeigt wird.)

9.6: Drachenfestival in Guatemala – 2011

Als Überraschung wird H. zu seinem Geburtstag ein Buch überreicht: „A Rainbow of Computer Science- Dedicated to Hermann Maurer on the occasion of his 70th birthday“, edited by three of H.s best friends: Calude, Rozenberg, Salomaa.

Die nächste größere Reise führt HU. nach Porto in Portugal zu einer Tagung. Sie nutzen die Gelegenheit, um diverse Ausflüge zu machen. Sie besuchen die Stadt Guimaraes (Stadt Europas 2012) und Coimbra, aber auch den höchsten Berg Portugals (Mountain Torre).

(Bei austria-forum.org/af/bib unter Portugal behandelt ein Abschnitt Porto, ein anderer Coimbra, der Abschnitt Portugals North auch Guimaraes und der Abschnitt Douro Valley auch den Berg Torre und die wunderbare Stadt Evora. Unter Portugal-Spezial findet man auch diverse Informationen, vor allem einen Beitrag von Jontes über Fatima.)

Auch sonst läuft das Jahr wieder stark angelehnt an berufliche Verpflichtungen ab: Nach einem eingeladenen Vortrag in Liverpool sehen HU. sich Wales das erste Mal gründlich an und sind begeistert.

Zu kürzeren Aufenthalten (Vortrag) fliegt H. aber meist allein, z.B. nach Sofia, Bulgarien (Ulrich Boes), nach Paris, Hannover und Portoroz in Slowenien oder auch nach Bonn. In Bonn ist H. eigentlich eine Zeit lang jedes Jahr, denn er ist im Beirat von B-IT, einer erfolgreichen Forschungseinrichtung die von zwei Unis (Bonn und Aachen) getragen wird und in der sein Freund Professor Armin Cremers eine wichtige Rolle spielt, die aber auch dafür sorgt, dass H.

gute Freunde wie Professor Gerhard Fischer aus Boulder, Colorado, mindestens einmal im Jahr sieht.

Eine exotischere Reise nach Guatemala fädelt ein Ex-Doktorand von H. (danke, Victor Garcia) ein. Ein Höhepunkt nicht nur für Touristen ist das Drachensteigenfestival am 1. November. Drachen jeder Größe steigen in die Höhe, um Grüße der Lebenden an die im Himmel lebenden Verstorbenen auszurichten. Siehe Abb. 9.6.1.



Abb.9.6.1: Hunderte große und kleine Drachen werden gestartet. Foto und ©: H. Maurer

Gleichzeitig wird natürlich am Boden gefeiert, wie man es dort sehr gut kann. Roc, ein Uniassistent an der Uni in Guatemala City, der bei einem Ex-Doktoranden von H., bei Christian Gütl (heute Professor an der TU Graz), das Doktorat in Graz macht, zeigt uns am Wochenende den großen See Atitlan, am Ufer mit Dörfern die nur von Eingeborenen bewohnt werden und die man nur in Begleitung von dort bekannten Einheimischen besuchen sollte, weil es dort Aktivitäten gibt, von Weissagern zu Rauschgiftangeboten, die man Ausländern nicht zeigen will. Guatemala wäre touristisch ein absoluter Hit (über den See bei Flores und Tikal wurde schon vorher berichtet), wenn der Bürgerkrieg nicht auch immer wieder

gefährliche Situationen bringen würde. Für Bilder zu Guatemala siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Guatemala.

Leider versäumt H. eine der vielen Feiern des Instituts in Karlsruhe, um die sich sein Freund Wolffried Stucky immer kümmert. Aber 2012 trommelt sein Freund Professor Jürgen Albert eine Ersatzfeier mit einigen der „alten“ Mitstreiter in Würzburg am Nikolausberg mit der Wallfahrtskirche „Das Kaepfel“ zusammen, und organisiert einen Vortrag für H. mit großer Zuhörerschaft.

9.7: Länder im Südosten von Graz, und Norwegen

Die erste Reise begann eigentlich schon 2011: H.s guter und superaktiver Freund, Professor Veljko Milutinovic (Belgrad) organisiert viele Jahre lang eine Tagung um das Jahresende herum in Montenegro, meistens in Milocer in der Nähe von Sveti Stephan. HU. und die Freunde Ulrike und Franz Leopold fahren nach Zagreb, fliegen von dort nach Dubrovnik und dann mit einem Mietwagen die Küste entlang. Dort wo die Bucht von Kotor am schmalsten ist, überqueren sie die Bucht per Fähre. Auf der anderen Seite wartet schon Veljko Milutinovic (trotz der langen Anfahrt), um sie ins Hotel zu bringen. Die nächsten knapp zwei Tage sind dann für alle Tagungsteilnehmer „Arbeit“ (sprich: einen Vortrag halten). Es gibt zwei große Dinner, wie in Monenegro üblich: am 31.12. für das jahresende am 1.1. für den Beginn des neuen Jahres. Ein Ausschnitt eines der dinner sieht man in Abb. 9.7.1.



Abb.9.7.1: Festgelage, v.l.: U., H., Veljko Milutinovic, Franz Leopold, Ulrike Leopold.

Aber Veljko ist auch der perfekte Fremdenführer. Beim Besuch der Ex-Hauptstadt Centine schafft es Veljko sogar, dass das geschlossene Kloster für sie geöffnet wird. Sie besuchen auch ein weniger bekanntes Nonnenkloster oberhalb von Milocer (Veljko kennt jedermann/ jederfrau) und besuchen dann Podgorica, wo Veljko ein Landhaus besitzt.

Auf der Rückfahrt wählen sie diesmal den langen, aber schönen Weg um die Bucht von Kotor herum. Sie bleiben eine Nacht in der schönen Stadt Dubrovnik, die im Sommer (bis Coronazeiten) so von Touristen überlaufen war, dass man sogar in der Fußgängerzone eine Einbahnregelung einführen musste.

(Längstens jetzt steht es dafür, die Bilder bei austria-forum.org/af/bib unter Montenegro anzusehen, und unter Croatia mindestens die von Dubrovnik und einige der 1000+ Profibilder von Gerhard Huber.)

Etwas später fliegen HU. nach Belgrad zu einer Besprechung und auf einen Schiausflug nach Kopaonik, wo es bequemes und tolles Schifahren gibt wie am Arlberg in Österreich! Beeindruckend ist die Schneesituation: Es ist warm und staubtrocken in Belgrad; je näher

man aber der Südgrenze Serbiens in die Berge kommt, umso kühler wird es, und bald ist die Straße mit Sommerreifen unbefahrbar! Aber am Rand stehen überall hilfsbereite Männer, die um ein paar Euro in Windeseile die Schneeketten auflegen!

(Einige Bilder zu Serbien bei austria-forum.org/af/bib unter Serbia, aber dort nur unter Serbia (1) zeigen die ersten drei Bilder ein bisschen von Kopaonik!)

Kaum zurück in Österreich fliegt H. wieder kurz nach Borneo, immer wieder verwundert, wie stark die Stadt Kuching in einem Jahr wächst.

Nach einer längeren Arbeitspause in Graz machen HU. eine Gruppenreise in die „Stan“-Länder. Es beginnt mit einem Flug Wien-Ashgabat in Turkmenistan. Sie kommen um Mitternacht an, fahren auf einer 4 spurigen Autobahn ohne Verkehr in die Stadt, an großen Apartmenthäusern vorbei, wo in vielen Zimmer noch Licht brennt, oder wenn es ausgeht, geht bald wo anders eines an. Das System versteht H. erst später: Der die Sowjetregierung 1991 ablösende Diktator Turkmenbashi (Saparmurat Atayevich Niyazov) war, gelinde gesagt, größenwahnsinnig. Hier seien nur drei Beispiele erwähnt: Er übersiedelte die „normale“ Bevölkerung von dort, wo dann Ashgabat neu gebaut wurde, weg in die Peripherie, ohne öffentlichen Verkehr, so dass sich am Rand ein Kleingesellschaft etablieren musste, die (da ja ohne Auto) gar nicht in die neue Stadt kommen kann. Drum sieht man in den Parks nur Gärtner und Wächter, keine Besucher. Die erwähnten Apartments sind zu teuer. Damit es nicht aussieht, als würden sie leerstehen, sind Dutzende Menschen angestellt, die nur am Abend/ in der Nacht Lichter ab und andrehen, um den Vorbeifahrenden (wie HU.) vorzuspiegeln, dass sie bewohnt sind. Die Stadt hat unzählige vergoldete Darstellungen des Turkmenbashi, siehe etwa Abb. 9.7.2.



Abb.9.7.2: Einer der vielen goldenen Turkmenbashi

Am schlimmsten ist aber, er hat ein Buch „Ruhnama“ mit Trivialitäten geschrieben, und ein Hochhaus hat genau die Form dieses Buches. Es ist das einzige Buch, das man kaufen kann und jeder muss es auswendig lernen. (Es gibt auch keine anderen Schulbücher). Wenn ein Abgeordneter einen Absatz nicht beherrscht, wird er aus dem Parlament ausgeschlossen. Es gäbe mehr zu erzählen, aber nachdem Turkmenbashi 2006 starb (vergiftet wurde?) hat sich die Situation etwas gebessert. Die vorchristlichen griechischen Ausgrabungen in der Nähe bei NIS sind weniger bemerkenswert.

Bemerkenswert wäre (aber wird nie erwähnt) ein Krater in der Wüste Karakum nahe der Ortschaft Derweze. Er entstand 1971 bei der Suche nach Gasvorkommen. Da der Krater seit 1971 aufgrund des entströmenden Gases ununterbrochen in Flammen steht, haben Einheimische dem Loch den Namen Tor zur Hölle gegeben.

(Siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Turkmenistan über 100 hochqualitative Bilder von Gerhard Huber.)

Dann wird die 700km entfernte Handelsstadt Kohne Urgentsch, schon in Usbekistan, besucht, dann Chiva, dann über eine lange Fahrt Buchara mit herrlichen Gebäuden, Denkmälern und anderen Sehenswürdigkeiten und schließlich das noch heute verzaubernde Samarkand erreicht, siehe Abb. 9.7.3.



Abb.9.7.3: Samarkand bezaubert noch heute. Foto und © H. Maurer

(Weitere Bilder zu Samarkand und Usbekistan bei austria-forum.org/af/bib unter Samarkand und Usbekistan.)

Die Hauptstadt Taschkent ist in erster Linie als Verkehrsknoten wichtig. Nur auf eine Kuriosität sei hingewiesen: Unter Taschkent

wurden große atombombensichere Räume angelegt. Diese sind heute dicht bewohnt und auch im Sommer angenehm kühle Wohnungen.

Nun geht es nach Kirgisistan, zunächst in die Hauptstadt Bishkek und den südlich davon liegenden schönen Nationalpark. Beeindruckend in Kirgisistan ist aber vor allem der 200 km lange Issyk-Kul See, der im Süden und Norden von Bergen 6000 m oder höher begrenzt ist, sieh Abb. 9.7.4.



Abb.9.7.4: Man glaubt manchmal Wolken zu sehen---aber es sind vergletscherte Berge. Der Blick hier ist von Nordufer, Foto und ©: H. Maurer

Die kleine Stadt am Ostende des Sees, keine 50 km südlich der Grenze zu Kasachstan und 200 km westlich der Grenze zu China, ist ein idealer Ausgangspunkt für (geführte) Bergwanderungen.

(Gerhard Huber widmet Kirgisistan bei austria-forum.org/af/bib unter Kirgisistan ca. 350 sehenswerte Bilder.)

PS.: Der große See birgt ein Geheimnis. Obwohl er so hoch liegt wie der Baikalsee und die Wintertemperaturen ähnlich sind, friert er nie zu. Es muss bis heute unentdeckte heiße Quellen geben, die das Wasser temperieren. Da der See sehr tief ist, könnte der tiefere Teil nur mit Spezialtauchbooten untersucht werden.

Das letzte Land, das HU. besuchen, eigentlich nur streifen, ist Kasachstan, nämlich die Stadt Almaty. Das war auch lange die Hauptstadt, bis mitten in der kalten sibirischen Einöde eine neue Stadt Astana als neue Hauptstadt aus dem Boden gestampft wurde, die inzwischen auf Nur-Sultan umgetauft wurde.

Almaty ist eine moderne Stadt. Die Umgebung ist die „Heimat des Apfels“. Fährt man etwas weiter nach Osten, so kommt man in eine noch wenig erschlossene Berglandschaft, mit Bächen und Seen.

In der neuen Hauptstadt wurde die EXPO'2017 veranstaltet, die HU. besuchen. Sie machen auch einen Abstecher in der Berge östlich von Almaty.

(Siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Kasachstan einerseits einen Bildbericht von H. zur Expo, und einige Bilder aus den Bergen östlich von Almaty. Ein Bildbericht zu Almaty und die unmittelbare Umgebung von Gerhard Huber findet sich unter Pictures of Almaty.)

H. besucht wieder seine Kollegin Gitta Domik in Paderborn und verbindet das mit einem Besuch des Museums: Es (und die Hall of Fame im Silicon Valley) sind die einzigen Orte, die noch über funktionierende MUPIDs mit allem Zubehör verfügen.

Die jährliche Tagung der Academia Europaea findet diesmal in der reizvollen norwegischen Stadt Bergen statt. Ein Ausschnitt des Hafens mit Häusern aus der Hanszeit zeigt Abb. 9.7.5.



Abb.9.7.5: Der Hafen war schon als Bergen zur deutschen Hansa gehörte ein wichtiger Umschlagplatz. Foto und ©: U. Maurer

HU. fahren von dort mit der Hurtigruten von Bergen bis Kirkenes, ganz im Norden, mit Blicken in tolle Fjorde und auf die Lofoten. Kirkenes verabschiedet sich von HU. mit einem ersten Schneefall.

(Siehe dazu und zu anderen Bilder über Norwegen unter austria-forum.org/af/bib unter Norway und Norway Spezial.)

9.8: Lokale Projekte, Armenien, Polen - 2013

Eines der interessantesten Projekte war eine Idee von Dr. Heimo Müller, Mitglied des Editorial-Boards, mit dem H. jahrelang zusammengearbeitet hat, der jetzt in der Medizininformatik tätig ist. Ein Volkswagenbus wurde umgerüstet mit Digitalisierungsgeräten, Videokameras und eine Projektionswand außen. In Absprache mit verschiedenen Orten stand das Fahrzeug zur Verfügung, um Bilder für Einheimische zu digitalisieren, um Filme und Gespräche aufzunehmen

und Bilder und Filme an einem anderen Ort an der Außenwand vorzuführen: So wurden Informationen von und über einen Ort der Steiermark in andere gebracht.

(Mehr dazu bei austria-forum.org/af/bib unter Blogmobil.)

Start war natürlich Eriwan mit Museum und dem Genocid Denkmal, Abb.9.8.1.



Abb.9.8.1: Genocid Denkmal von oben in Eriwan, Foto und © U. Maurer

Dieses erinnert an die Vertreibung aus und Vernichtung der christlichen Armenier in der Türkei im ersten Weltkrieg, gegen die die k.u.k und deutschen Regierungen nicht vorgingen, weil sie auf die Türkei als Verbündeten nicht verzichten wollten. Siehe dazu das Buch von Werfel „Die 40 Tage des Musa Dagh“. Auf dem Programm stand natürlich auch die Besichtigung der der Statue „Mutter Armeniens“, usw.

In Garni steht einer der wenigen noch existierenden römischen Tempel. Die Kirche von Gehard ist UNESCO Kulturerbe, ein Ausflug führt zu den Ruinen der Festung Amberd und zum Dorf Ashtarak. Auf der folgenden Rundreise sieht man die Festung Chor Wirab, die nur hunderte Meter entfernte Grenze zur Türkei, mit Mt. Ararat eindrucksvoll im Hintergrund, siehe Abb. 9.8.2.



Abb.9.8.2.: Blick mit Chor Wirab über die nahe Grenze auf den Ararat. Foto und ©: H. Mauere

Über den Selim Pass geht es zum Lake Sevan mit seinen berühmten Kirchen, dann durch Tunnels zur beeindruckenden Anlage des Klosters Goshavank (wo nur noch die Kirche benutzt wird). Nördlich von Gosht beginnt „die Schweiz Armeniens“ mit berühmten Kirchen mit den typischen Löchern in den Böden, die in Krisenzeiten erlaubten, Wertvolles zu verstecken.

Man muss bewundern, dass Armenien als christliches Land bis heute überlebt hat, auch wenn der Streit um den Berg Karabach mit Aserbaidshan schwierig zu lösen sein wird, weil zwischen dem christlichen Berg und der Grenze zu Armenien ein breiter muslimisch bewohnter Streifen liegt.

(Siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Armenien den Bildbericht H. und andererseits 400+ Bilder von Gerhard Huber und den Verweis auf weitere Informationen, etwa zum Buch von Werfel „Die 40 Tage des Musa Dagh“ und über „Politician turns into a pig“ und ein paar

Radio Eriwan Witze, das einzige, was man im Wesen lange mit Armenien assoziierte.)

Später im Sommer machen HU. eine Reise nach Westkanada und von dort nach Oregon und Washington State, siehe z.B. Abb.9.8.3.



Abb.9.8.3: Im Mt. Rainer National Park nahe Seattle. Foto und © H. Maurer

(Mehr Bilder dazu bei austria-forum.org/af/bib unter USA, und zwar Oregon unter OR, Washington State unter WA.)

Wie üblich verbringen HU. auch ein paar Tage in ihrer Ferienwohnung in Bad Mitterndorf.

Dann folgt H. noch einer Einladung für einen Vortrag in Wroclaw (früher Breslau). Bilder siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Polen. Wroclaw ist eine schöne und lebendige Stadt mit freundlichen Menschen, der man die vollständige Zerstörung im zweiten Weltkrieg nicht mehr anmerkt: Selbst die Universität ist im alten k.u.k.-Stil neu

erbaut! Die große Kuriosität ist aber, dass am Ende des Krieges alle Breslauer nach Deutschland oder Russland übersiedelt wurden, und die heutigen Bewohner Wroclaws aus den von Russland besetzten Teilen Polens kommen, sich nach 75 Jahren schon als die Ureinwohner fühlen!

(Bilder zu Breslau, Krakau und Warwschau siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Polen.)

9.9: Sizilien- 2014

Beruflich war H. in diesem Jahr hauptsächlich mit der Betreuung von Studenten, der Arbeit am Austria-Forum, über die unter 2015 mehr berichtet wird und mit Vorträgen beschäftigt, aber auch mit einigen Urlaubsreisen, oft kombiniert. Ein Vortrag in St. Gallen in der Schweiz gibt HU. die Chance das erste Mal den Vierwaldstättersee zu besuchen. H. besucht u.a. Barcelona wegen Academia Europaea, Belgrad für Vortrag und Besprechung mit seinem Freund Veljko Milutinovic betreffend digitale Bibliotheken, und eine Reihe von Universitäten für Vorträge in Deutschland.

HU. feiern den fünfzigsten Hochzeitstag in Brno, besuchen dann Krumau, siehe Abb. 9.9.1.



Abb.9.9.1: Die eigentliche Stadt liegt links vom Fluss, die Burg rechts. Foto und © Peter Diem.

(Mehr Bilder bei austria-forum.org/af/bib unter Krumau.)

Eine Reise nach Sizilien folgt. : Die übliche Rundreise von Palermo nach zuerst Monreal, dann zu den Tempelruinen von Segesta, weiter zur (vorchristlichen) Ruinenstadt Selinunte, das von Karthago 409 B.C. zerstört wurde, siehe Abb. 9.9.2.



Abb.9.9.2: Ruinen von Selinunte, Foto und © H. Maurer

Vom Hotel in Agrigento geht es Richtung Catania, wobei die Hauptattraktion der Besuch der Villa Romana del Casale in der Nähe von Piazza Armerina ist, mit unglaublichen alten Mosaiken. Nicht der Höhepunkt der Mosaik, aber doch sehr ungewöhnlich, ist eine Darstellung von Mädchen in Bikinis, die also keine Erfindung des 20. Jahrhunderts sind! Die 3.000 Jahre alte Stadt Syrakus hat viele Sehenswürdigkeiten, darunter das Amphitheater und ein Steinbruch mit Tunnels und Höhlen, die bei einem Erdbeben stark zerstört wurden, aber gerade deshalb einen ungewöhnlichen Anblick bieten. Der älteste Teil von Syrakus liegt auf der Insel Ortigia.

Eine Bootsfahrt auf dem Fluss Ciane in der Nähe der Stadt führt überraschend in eine Papyruslandschaft, Abb. 9.9.3.



Abb.9.9.3: Der Fluss Ciane führt zu einer Papyruslandschaft! Foto und ©: H. Mauer

Der Abschluss der Reise bildet ein Besuch des Ätna und ein Besuch von Taormina.

(Bei austria-forum.org/af/bib unter Sizilien ist ein Bildbericht von H.)

9.10: Georgien

Zum Geburtstag von U. machen HU. eine Reise nach Georgien.

Die Reise führt in fast alle Teile von Georgien, ausgehend von der Hauptstadt Tbilisi (deutsch Tiflis), dann zum religiösen Zentrum Mzcheta, dann in den hohen Kaukasus (wobei der zweithöchste Berg des Hohen Kaukasus, der Kazbek, mit 5023 m in Georgien liegt) mit einer Überquerung des Kreuzpasses bis zum Ort Kasbegi, mit der von dort auf einer kaum befahrbaren Jeppiste zur über 2.700 m hochgelegenen Dreifaltigkeitskirche. Abb. 9.10.1, zeigt einen Blick hinunter auf Kasbegi von dem hübschen Brunnen neben der Kirche.



Abb.9.10.1: Blick hinunter auf Kasbegi, Fot und © H. Maurer

Es folgen die unglaublichen Felsenstädte/ Felsenkirchen Zentralgeorgiens, die zweitgrößte Stadt Georgiens Kutaisi mit einer kitschigen vergoldeten Kirche, aber auch der schon 1106 erbauten Akademie (Universität) Gelati.

Batumi am Schwarzen Meer hat nicht nur einen alten Stadtkern, sondern der Strand und die dortige Infrastruktur stellen vieles im Mittelmeer in den Schatten. Der schon 1912 gegründete botanische Garten liegt unweit von Batumi so geschickt auf einem Berg, dass viele Klimazonen herrschen und daher Pflanzen aus aller Welt zu finden sind. HU. besuchen auch das wegen der Malereien berühmte Kloster Ubisa, ein Freilichtmuseum nahe Tbilisi und die Weinbauregion Georgiens östlich davon.

Nicht in der Reise inkludiert, aber bei den Bildern von Huber anzusehen (s.u.) ist die Berggegend Svaneti am Fuß des westlicheren Teils des hohen Kaukasus, mit den durch Türme geschützten Bergdörfern wie Maestia, oder das schwer erreichbare Ushguli.

Insgesamt gehört Georgien sicher zu den abwechslungsreichsten und interessantesten Reisezielen auf engem Raum, es hat ja als Ganzes nur die Fläche von etwa Bayern! Die Wirtschaft beginnt sich allmählich wieder zu erholen: Die Unabhängigkeitserklärung von der Sowjetunion am 9. April 1991 hatte katastrophale wirtschaftliche Folgen: Georgien hatte Öl, aber keine Fachleute um es zu pumpen oder zu raffinieren; Georgien importierte Eisen aus der Sowjetunion, verarbeitete es mit Zugabe von heimischem Mangan und anderen Stoffen zu hochwertigem Stahl, der wieder in die Sowjetunion exportiert wurde. Alle Exporte und Importe wurden von einem Tag zum anderen unmöglich. Einige Städte, die nur von der Stahlerzeugung lebten, wurden über Nacht zu Geisterstädten: HU. hatten Angebote, um 300 Euro, schöne Häuser in solchen Städten zu kaufen!

(Bei austria-forum.org/af/bib unter Georgien findet sich ein detaillierter Bildbericht (mit 270 Bildern von H.) und zusätzlich über 500 Spitzenbilder von Gerhard Huber.)

9.11: Teneriffa

Anfang November besuchen HU. noch eine Woche lang Teneriffa. Ein kurzer Text vom H.s Bildbericht sei hier einfach kopiert:

Teneriffa ist die größte der kanarischen Inseln. Sie wird dominiert vom Pico del Teide, der Vulkan, der für diese Insel verantwortlich ist. Er ist ein bisschen höher als 3.700 m. Die Hauptstadt ist Santa Cruz an der NO Küste, aber die von Touristen geliebten Gebiete sind die trockenen und stets sonnigen Südküsten. Die Zentren dort sind Las Americas/ Los Cristianos. Hier findet man jede Art von Unterkunft, vorwiegend in großen Hotelsilos. Weiter im Westen, etwa bei Playa Paraiso oder Puertito ist die Besiedlung spärlicher, aber alle Küstenstriche mit Ausnahme der ganz im Westen (wegen hoher Wellen und des schlechteren Wetters) und der Norden mit dichten Wäldern, die hauptsächlich durch konstanten Nebel ihre Feuchtigkeit erhalten, sind

touristisch milde ausgedrückt "gut besucht". Im Zentrum der Insel Teide und seine große Caldera liegen oft in voller Sonne, mit einer Schicht Wolken tiefer unten. Die Bilder der HU. Reise zeigen in erster Linie die Natur, ohne auf die Städte einzugehen, obwohl z.B. das alte Zentrum von La Laguna und auch Teile der Hauptstadt sowie einige kleine Dörfer interessant sind.

Abb.9.11.1. Ein charakteristisches Bild vom El Teide Nationalpark.



Abb.9.11.1: Ein charakteristisches Bild vom El Teide Nationalpark. Foto und ©: H. Maurer (Bei austria-forum.org/af/bib unter Spain finden sich ca. 500 Bilder unter Tenerife, davon ein Bildbericht von H.)

9.12: Sarajevo

H. besucht dieses Jahr das erste Mal Sarajevo, die Hauptstadt von Bosnien und Herzegowina in der bis zu Titos Zeiten Christen, Muslims und eine kleine Gruppe von Juden friedlich zusammenlebten.

Das politische System wird von Wissenschaftlern und Journalisten häufig als „kompliziertestes Regierungssystem der Welt“ bezeichnet. Der Gesamtstaat, die Entitäten und die 10 Kantone haben jeweils eigene legislative und exekutive Strukturen. Dazu unterliegt das Land noch einem internationalen Mandat.

Faktisch übt einen Teil der Staatsgewalt der Hohe Repräsentant – seit 2009 der Österreicher Valentin Inzko – als Vertreter der internationalen Gemeinschaft aus, was damit begründet wird, dass infolge des im Krieg entstandenen gegenseitigen Misstrauens unter den Verantwortlichen der Volksgruppen nach wie vor eine Blockadehaltung vorherrscht. Außerdem sind nach wie vor rund 1000 ausländische Soldaten im Rahmen der EUFOR-Operation „Althea“ in Bosnien und Herzegowina stationiert.

Trotz dieses politischen Chaos leistet die Universität Sarajevo gute wissenschaftliche Arbeit, z.B. in der Computergrafik, und H. fühlte sich liebevoll und gut aufgehoben und in heftige aber faire Diskussionen nach seinen Vorträgen involviert.

Zu den vielen Besonderheiten gehört das „House of Spite“ in abb. 12.1.1.



Abb.9.12.1: Für dieses Haus mussten Ziegel abgetragen und auf der anderen Flussseite wieder aufgebaut werden, sonst hätte der Besitzer nicht die Genehmigung für den Bau des neuen Rathauses gegeben!

(Bilder siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Bosnien und Herzegowina und den Hinweis auf die zwei besondere Geschichten.)

9.13: Vortrag im Krönungssaal Aachen- 2015

H.s größter „Auftritt“ wurde von seiner lieben Kollegin Engeln-Müllges im Krönungssaal Karl des Großen in Aachen organisiert. Der Saal mit 800 Plätzen wurde zu klein, sodass der Vortrag auch in andere Räume übertragen wurde. Ein Bild davon in Abb. 9.13.1.



Abb. 9.13.1: Vortrag im Aachener Krönungssaal

(Weitere Bilder siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Vortrag-Aachen. Viele weitere Bilder von Aachen unter Deutschland.)

9.14: Rhodos

Im Sommer machen HU. und Sohn Stephan mit seinem Sohn Daniel eine Reise durch Rhodos. Der Reisebericht beginnt natürlich in der Stadt Rhodos, setzt dann in Kolymbia fort, wo HU. wohnen. Siehe dazu Abb. 9.14.1.



Abb.9.14.1: Blick vom Hotel auf einen kleinen Hafen.

Von dort geht es nach Westen bis zur Kritinia Burg und dann zu den „sieben Quellen“ die zusammen als kleiner Bach in einem schmalen Tunnel verschwinden, wo Daniel natürlich unbedingt durchgehen will, siehe Abb. 9.14.2.



Abb.9.14.2: Daniel startbereit mit Kopflampe für die Durchquerung des Tunnels. Foto und ©: H. Maurer

Der Besuch von Agia Eleousa, später der Montados Kirche und Lindos sind beeindruckend. Das Kloster Filimonovs im Inneren der Insel ist besuchenswert, doch der Weg in Meeresnähe hinauf zum Kyra Panagia Tsambika ist wegen der Ausblicke unvergesslich.

Abb. 9.14.3 zeigt den Blick von Kyria Panagia Tsambika hinunter auf Strand und Meer.



Abb. 9.14.3 zeigt den Blick von Kyria Panagia Tsambika hinunter auf Strand und Meer. Foto und © H. Maurer

Diese Reise ist für HU. insofern ein besonderes Erlebnis, als es die erste ist, wo sie gemeinsam mit Sohn Stephen und Enkelsohn Daniel unterwegs sind, siehe Abb. 9.14.4.



Abb. 9.14.4: Daniel, H., Stephan am Weg zurück von Kyria Panagai Tsambiki. Foto und ©: U. Maurer

(Siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Griechenland einen Bildbericht über Rhodos von Hermann Maurer und über 3000 andere Bilder von Griechenland):

9.15: Katharer Region in Südfrankreich- 2015

HU. beschließen das Jahr mit einer Reise in die Pyrenäen nahe der Katharer Region in Südfrankreich: Die Katharer waren eine christliche Bewegung vom 12. bis zum 14. Jahrhundert im SW Frankreichs, den Pyrenäen, Katalonien und Süditalien. Sie wurde der Kirche allmählich so stark, dass ein innereuropäischer Kreuzzug (Christen gegen Christen!) gegen die Katharer organisiert wurde, der die Bewegung stark verkleinerte, aber nicht ganz vernichtete. So ist es kein Wunder, dass man viele (befestigte) Kirchen kennenlernt. Nach dem Start in Toulouse schiffte man sich auf eine Fahrt auf Garonne und Canal du

Midi ein, bis man die 3.500 Jahre alte Festungsstadt Carcassonne erreicht, Abb. 9.15.1.



Abb.9.15.1: Carcassonne im Morgennebel. Foto und © H. Maurer

Nach der kleinen Stadt Mirepoix, die ihren mittelalterlichen Charakter erhalten hat erreicht man Montsegur Abb. 9.15.2.



Abb. 9.15.2: Montsegur, Foto und ©: H. Maurer

Diesen letzten Zufluchtsort der Katharer verteidigten sie 9 Monaten lang. Nach ihrer Niederlage mussten sie zum „echten“ Glauben konvertieren oder sterben, wozu sich 222 entschlossen. Ganz in der Nähe ist eine der Pyrenäen Höhlen (Niaux) mit paläolithischen Zeichnungen. In Queribus, einer beeindruckenden Festungsanlage auf einem Berg, sammelten sich nach der Niederlage in Montsegur noch immer Katharer: Der Weg zur Burg ist eine Herausforderung.

Die Reiseroute führt auch nach Perpignan und Collioure. Aber ein Höhepunkt der Reise ist der Besuch von St. Martin du Carrigou, das am Abhang des Pic du Canigou gebaut ist, Abb. 9.15.3.



Ab. 9.15.3: Saint Martin du Canigou

Der Orgues-Park, der wie aus senkrechten Säulen gebaut erscheint, führt zum früheren Zisterzienser Prachtkloster Fontfroide, 15 km von Narbonne. Nach der Besichtigung weiterer interessanter kirchlicher Bauten endet die Reise.

H. hat das Prinzip, an keinem Tag mehr als eine kirchliche Anlage zu besuchen. Er hat dieses Prinzip auf der beschriebenen Reise oftmals

gebrochen, ohne es zu bereuen. Die Katharer Gegend, die HU. vorher kaum etwas bedeutet hat, bringt so viel Schönes, aber auch so viele Einsichten in das verwirrende und verwirrte Christentum, dass sie froh sind, diese Reise gemacht zu haben.

(Siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Frankreich bei Cathari einen Bildbericht von HU.)

9.16: Austria-Forum: Entwicklung und Analyse - 2015

Rückblick:

Das AF entstand aus der elektronischen Version AEIOU des letzten noch verlegten Österreich Lexikons. Die Idee, dass das AF damit auch für die Schulen eine wesentliche Quelle von Wissen sein könnte, erwies sich bald als falsch: Wie soll man das AF für den Unterricht in Literatur, Kunst, Geographie, Geschichte usw. verwenden können, wenn nur Österreichaspekte behandelt werden? Also wurde die Zielrichtung „alle wichtigen Aspekte über Österreich“ geändert zu „alle wichtigen Aspekte, die für Österreicher und Österreicherinnen relevant sind“. Um überbordende Arbeit zu vermeiden, wurde beschlossen, nicht nur auf Tagesaktuelles zu verzichten, sondern sich dauernd ändernde Fakten, die ein Heer von Mitarbeitern bei Wikipedia ohnehin verfolgen, durch Beiträge der Wikipedia zu ersetzen, die bei einer Suche innerhalb des AF durch einen Link auf den Beitrag im AustriaWiki aufscheinen, oder fallweise beim Austria-Forum Artikel direkt als Link angegeben sind. Ein Beispiel mag dies erläutern: Das AF berichtet über jeden wichtigen Ort Österreichs aus der Sicht seiner Lage, seiner Geschichte, über etwaige Besonderheiten und dergleichen, aber nicht über den gegenwärtigen Bürgermeister oder ob dort ein Schwimmbad existiert oder nicht: Dafür wird bei einer Suche im AF immer auf den entsprechenden Eintrag im AustriaWiki verwiesen, fallweise auch durch einen Link, der im Austria-Beitrag bei den Links am Ende des Beitrags steht.

Um den Wahrheitsgehalt von Beiträgen im AF möglichst hoch zu halten, werden Beiträge von Mitgliedern des aus Fachkräften bestehenden Editorial Boards geprüft und verfasst. Benutzer des AF können sowohl nach Anmeldung unter ihrem Namen als auch unter einem Pseudonym (Die E-Mail-Adresse liegt in einer Datenbank des AF Systems, ist aber ist nur bei Rechtsstreitigkeiten und auf Einzelfälle beschränkt einsehbar.) Kommentare an das AF senden, aber auch ohne Anmeldung Bemerkungen senden, wobei der Absender dann total unbekannt bleibt. Solche anonyme Bemerkungen werden nur berücksichtigt, wenn die für den Bereich zuständigen und dafür bestimmten Mitglieder des Editorial Boards es für sinnvoll erachten.

(Es ist schade, dass die Vorteile dieser bei austria-forum.org/af/bib unter Verweise bei Feedback-Publikation erläuterten Methode noch kaum von großen Servern verwendet werden, wo es häufig sehr schwierig ist, für ein Problem eine Ansprechperson zu finden.)

Eine weitere wichtige Maßnahme zur Qualitätssicherung bietet das AF durch den Einbau von zurzeit schon über 3.000 digitalisierten Büchern: Während die Beiträge über Wolfgang Amadeus Mozart im Austria-Wiki und im AF sehr ähnlich sind, weist der AF Beitrag auf das im AF gratis lesbare Buch des bekannten Autors Manfred Wagner über Mozart hin, wo nicht ein paar Seiten, sondern 235 über Mozart nachgelesen werden können. Das ist in etwa, wie das AF bis 2015 konzipiert war.

An dieser Stelle muss erwähnt werden, dass die Entwicklung des Austria-Forums ohne Hilfe von vielen, die mitgeholfen haben und nicht oder nicht genügend erwähnt werden und die weder als Autoren, noch im Editorial Board, noch sonst erwähnt sind unmöglich gewesen wären, und H. bittet für diese Unterlassung um Entschuldigung.

(Bilder von einigen finden sich bei austria-forum.org/af/bib unter Weitere Freunde.)

Auch wieder nur Teilliste weiterer Namen sei hier trotzdem hinzugefügt. Wenn H. in Wien beginnt, dann sind das die vielen Kontakte, die dort ansässige Editoren verschafften, aber vor allem auch Freunde wie Mag. Dr. Peter Lechner oder der Rektor Engl von der Uni Wien, oder H.s langjähriger Freund Professor Dr. Gustav Feichtinger, und die Kollegen Georg Gottlob und Schahram Dustar (der letztere H.s Nachfolger als Leiter der Abteilung Informatik bei der Academia Europaea). In Oberösterreich waren es die Schöffers (die auch mehr als 10 Bücher zum Austria-Forum) beitrugen, der Verlag freya, vor allen Siegrid Hirsch und Maturakollegen, die sich ins Salzkammergut zurückgezogen haben. In Niederösterreich waren es Freunde aus Baden und im Waldviertel (die nicht wollten, dass ihre Namen erwähnt werden). Im Burgenland hat H. Unterstützung von z.B. Gymnasialprofessor Himmelbauer, in Salzburg verdankt er viel dem Ex-Rektor der Uni Salzburg Schmidinger und der FH. In Tirol dem Alpenverein und lokalen Freunden, in Vorarlberg u.a. dem Archiv Dornbirn. In Kärnten (H.s Vater war Kärntner) hat er von der FH und anderen einige Hilfe. Verbleibt die Steiermark, wo H. viele Freunde als Helfer hat. Das beginnt mit dem superben vorletzten Rektor der TU Graz, Professor Dr. Hans Sünkel, der immer das Austria-Forum förderte, wo er es konnte; oder Frau Professor Ulrike Leopold, die z.B. für die Unterstützung der Firma Knapp verantwortlich ist; AVL hat das Austria-Forum mehr als moralisch unterstützt, Ulrikes Gatte Notar Franz Leopold hilft mit wichtigen Auskünften; aber besonders bedankt sich H. beim Land Steiermark, angefangen vom LH Schützenhöfer, zur steirischen Finanzierungsgesellschaft mit Dr. Burghard Kaltenbeck und Magister Philipp Lutnik, wobei Dr. Claudia Brandstätter, die als Editor getrennt erwähnt ist, ist eine mächtige Vermittlerin auch zu anderen Quellen ist. Sie sandte eine mehr als schmeichelhafte Mitteilung an H. für dieses Werk, die hier wörtlich kursiv wiedergegeben ist:

„Hermann Maurer war mein erster Kontakt an der TU. Und ich wusste, da will ich weitermachen und bleiben. Er hat eine Gabe, die ganz wenig Menschen haben: Fundiertes Wissen, Humor und die positive Emotionalität durch wenige Worte zu begeistern! Ich muss auch zugeben, dass die optische Erscheinung des lieben Herrn Professor mich sehr begeistert hat (bin selber Baujahr 1962).

Nachdem Wertschätzung damals noch kein Thema war, hat er diese gelebt, ohne dass es in / trendig war - und lebt sie heute noch. Auch als Unternehmerin haben ich es genossen, mit ihm im Kontakt zu sein! Die Mittagessen im Parkhotel (vorzugsweise im Gastgarten) sind ein wesentlicher Baustein meines unternehmerischen Erfolges. Auch möchte ich erwähnen, dass er der einzige Mentor ist, mit dem ich einen "Verkehrsunfall" hatte: Ich war schuld (bin ihm hinten "draufgefahren"!) und statt Schadenersatz habe ich Bausteine gekauft für sein Austria Forum (wo auch meine Bücher verewigt sind).

Über 30 Jahre beeindruckt mich die Begeisterung, das Wissen, die Art und Weise der Erzählung und die vielen positiven Gedanken. Seine Fachpublikationen sind so treffend und passend, dass man diese auch nach Jahren / Jahrzehnten als Expertisen anerkennen muss.

Danke lieber Hermann, auch für deine Romane, die so viel Wahres beinhalten (Menschen einfrieren, CO2 als Rohstoff sehen, ...). Dir ist so vieles gelungen, ohne dass du Bodenhaftung, Menschlichkeit und Großartigkeit eingebüßt hast. Ich bin froh und stolz, zu deinem Circle zu gehören!

Zum Glück werden H.s Grundideen zu Hypermedia und Anwendungen, zu denen auch das neue Konzept NID gehört nicht nur in Österreich unterstützt, sondern von unzähligen Personen in Europa und weltweit, z.B. von Georg Stork , Tilo Balke, Manfred Nagl oder Armin Cremers in Deutschland, von Uli Boes (nun in Frankreich), zu Egon Börger in Italien, zu Veljko Milutinovic in Serbien, Ivan Tomek in Kanada, Henry Shapiro, Fillia Makedon oder Andrew Odlycko in den

USA, usw.

(Siehe Austria-Forum.org/af/bib unter NID Handbuch und NID und die Liste von H.s Kooperationen unter Kooperationen: Dies sagen mehr, als hier viele weitere Namen anzuführen.)

Das Austria-Forum der Zukunft- Ein erster Blick

Durch das exponentielle Wachstum des WWW wird es immer fragwürdiger, zu versuchen, alles Wissen auf einem einzigen Server zu konzentrieren. Neben der erwähnten Ausweitung durch Kooperation mit der österreichischen Wikipedia begann das AF immer mehr auf andere große, verlässliche Datenbestände hinzuweisen. So verweist das AF z.B. auf viele auch nicht österreichische Lexika und vieles andere.

(Siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Themenverzeichnisse.)

Freilich sind Verweise auf externe Quellen gut, nur müssen auch ihre Inhalte bei einer Suche im Austria-Forum auffindbar sein. Es genügt nicht, dass man Information zu einem Fachausdruck findet, wenn man in ein empfohlenes Lexikon wechselt, sondern die Suche soll bereits die richtige Stelle in dem Lexikon finden, d.h. dass die Suchmethoden im Austria-Forum auch Informationen in einigen externen Servern finden.

D.h. das Austria-Forum sollte auch zu einer Suchmaschine werden, die andere Server „aberntet“, wie es Google tut, aber bei AF geht es „nur“ darum, eine mäßig große Anzahl ausgewählter Server abzurufen, sprich deren Inhalte nicht auf das AF zu verlagern, aber bei einer Suche dort auffindbar zu machen.

Es gibt weitere große Schritte für die Zukunft.

Es muss möglich sein, dass zu jedem Thema ein Diskussionsforum eingerichtet wird, bei dem alle mitschreiben können. Ein Verantwortlicher kontrolliert und ergänzt oder löscht fallweise

Beiträge. Wieso gibt es zwar immer wieder Umfragen, aber warum kann nicht jemand das AF beauftragen Diskussionsforen wie „30 km Höchstgeschwindigkeit in Wien innerhalb des Gürtels?“ „Wollen Sie eine Seilbahn auf den Plabutsch?“ „Sollte man nicht leere Kinosäle anmieten, um die Anzahl von Schulkindern an einem Ort zu verringern?“, „Auf welche Heizung soll ich umstellen, wenn es bei mir keinen Fernheizungsanschluss gibt und keine Genehmigung für mehr Bohrungen für Erdwärme?“, usw. einzurichten.

Das Konzept der Web-Books ist veraltet, beispielsweise ist das Anbringen von Links in Büchern zu anderen Materialien nicht gut unterstützt. Zusammen mit Bilal Zaka wurde beschlossen, dass er mit seinem Team ein neues Konzept NID – Networked Interactive Digital material - implementiert. Im Vorgriff kann berichtet werden, dass die Arbeiten an dem Konzept weit gediehen sind und NID, auch außerhalb des Austria-Forums für Bibliotheken ab November 2020 zur Verfügung steht, mit übersichtlicheren und einfacheren Benutzerschnittstellen ab Anfang 2021. Etwas mehr dazu im Bericht über das Jahr 2020.

9.17: Austria-Forum Struktur

Das Austria-Forum war ursprünglich ein Projekt vom und beim damaligen (1995) Ministerium für Bildung und Forschung, wobei der Betrieb der TU Graz übertragen wurde. Heute gibt es drei Teilbereiche: Den Betrieb des Servers, der an der TU Graz liegt, aber sonst keine Kosten dort erfordert, das Editorial Board, das die Ausrichtung der Inhalte bestimmt, und den gemeinnützigen Verein „Freunde des Austria-Forums“, der versucht, über diverse Sponsoren Mittel für die TU Graz zu erwirtschaften. Leiter des Gesamtteams ist Doz. Martin Ebner von der TU Graz, mit Assistenz von Prof. Maurer. Maurer ist auch einer der vier leitenden Mitglieder des Editorial Boards, und zurzeit Obmann des Vereins Freunde des Austria-Forums.

Auf die technische und inhaltliche Entwicklung des Austria-Forums wird im Bericht zum Jahr 2020 eingegangen.

9.18: Die drei baltischen Republiken- 2016

Neben den üblichen Vortrags-, TU- und Austria-Forum-Aktivitäten ist dieses Jahr durch drei Reisen geprägt. Es begann im Frühsommer mit einer Gruppenreise durch die 3 baltischen Länder in der Reihe von Süden nach Norden, also Litauen, Lettland und Estland.

Alle drei Länder grenzen an die Ostsee, haben keine großen Berge, sind vergleichbar groß und haben alle eine prominente Hauptstadt.

Litauen mit knapp 3 Millionen Einwohnern und Hauptstadt Vilnius ist ca. 63.000 km². Lettland mit knapp 2 Millionen Einwohnern und Hauptstadt Riga ist ca. 65.000 km² groß, und Estland mit etwa 1.3 Millionen Einwohnern hat 45.000 km² mit der Hauptstadt Tallinn (früher Reval). Alle drei Länder wurden knapp nach 1990 wieder von der Sowjetunion unabhängige Staaten und sind EU Mitglieder.

Man könnte also meinen, dass sie sehr ähnlich sind, doch erweist sich das als überraschend falsch.

Die Reise beginnt in Vilnius in Litauen. Es fällt sofort auf, dass man in einer katholischen Stadt ist. Litauen ist traditionell bekannt für seinen Kirchen (siehe Abb.9.18.1), seinen Bernstein (Abb.9.18.2), seine künstlerischen Aktivitäten (etwa in der Straße der Poeten), seinen Käse, und in den letzten 10 Jahren als sehr stark in Informationstechnologie.



Abb.9.18.1: Die Hauptkathedrale von Vilnius. Foto und ©: H. Maurer



Abb.9.18.2: Bernstein. Foto und ©: H. Maurer

Übrigens ist die Universität in Vilnius die älteste im Baltikum, sie wurde schon 1579 (als Jesuitenkolleg) gegründet. Von Vilnius aus geht es nach Süden, zum Wasserschloss Traika, zum Freilichtmuseum Rumsikes, Kaunaus und Laipeda, und dann zu Nidas und dem Kurischen Haff, das die einzige Ausfahrt aus dem Haff in die Ostsee bietet (d.h. wenn ein Schiff aus dem Haff bei Kaliningrad in die Ostsee will, muss die Genehmigung von Litauen eingeholt werden!)

Der Bericht endet mit Bildern von „Berg der Kreuze“, Abb. 9.18.3, die ein Zeichen gegen den Kommunismus darstellen.



Abb. 9.18.3: Berg der Kreuze, Foto und ©: H. Maurer

Von hier ist es dann nur eine Autostunde zur Grenze nach Lettland, ein durch die Geschichte und den Protestantismus ganz anders geprägtes Land.

(Ein ausführlicher Bildbericht zu Litauen bei austria-forum.org/af/bib unter Litauen, zu Lettland unter Lettland.).

Riga, mit 650.000 Einwohnern die größte Stadt der drei Länder, ist eine der Musterstädte des Jugendstils, siehe Abb. 9.18.4.



Abb.9.18.4.: Typische Jugendstilfassade in Riga, Foto und ©: H. Maurer

Seine Lage an der Mündung des großen Flusses Daugava beeindruckt. Eine Wanderung entlang des Flusses mit vielen Höhlen und Legenden (wie von der Maja, der Rose von Turaida, die sich lieber erstechen ließ als sich einem Vergewaltiger zu ergeben) machen die Wanderung auch zu einer Wanderung in die Vergangenheit.

Die Weiterfahrt nach Estland führt durch interessante Orte und sorgt dafür, dass bei einer Küstenwanderung alle bis auf die Haut nass sind. Aber eine fürstliche Unterkunft und eine Moorwanderung (diesmal ohne Wasser von oben), aber dann vor allem der Eindruck der alten seinerzeitigen Hansestadt Tallinn, siehe Abb. 9.18.5, wiegt das einmal nass werden weit auf.



Abb.9.18.5: Blick vom Toompea Hügel auf den unteren Teil von Tallin.

(Siehe den Bildbericht bei austria-forum.org/af/bib unter Estland.)

9.19: Die Azoren- 2016

Am besten bekannt, weil die Azoren Hochs und Tiefs die Wetterlage in Mitteleuropa massiv beeinflussen, sind die Azoren ein noch nicht total überranntes Juwel, das HU. im Sommer besuchen. Die Azoren umfassen neun größere und mehrere kleinere Inseln, die ca. 1.400 km westlich vom europäischen Festland liegen. Die kürzeste Entfernung zu Nordamerika nach Neufundland ist nur um 500 km größer. Die Azoren sind eine autonome Region Portugals.

Achtung: Wer sich diesen Bildbericht ansieht, kann den Rest dieses Azorenberichtes überblättern, denn in ihm werden nur einige kleine Teile aus dem Bericht besprochen.

HU. fliegen von Frankfurt zum internationalen Flughafen Delgada auf der Insel São Miguel. Eine Besichtigung dieser Insel stellt am Ende der Reise einen der Höhepunkte dar. Aber nun geht es gleich mit einem

anderen Flugzeug weiter nach Terceira (mit der ursprünglichen Hauptstadt Angra do Heroísmo), siehe Abb. 9.19.1.



Abb. 9.19.1: Das Terceira Mar Hotel, am Hügel die alte Befestigung. Foto und © H. Maurer

Wie auf allen Inseln der Azoren bestimmen die Vulkane und Berge die Besiedlung, die Terceira wie einen Ring umschließen. Abgesehen von den erwarteten schönen Ausblicken beeindruckt die Flora, aber am meisten die zahlreichen Gebäude, deren Mauern aus Lavasteinen bestehen, die mit Betonmörtel zusammengehalten werden. Einen ganz andern Blick gibt Abb. 9.19.2.



Abb.9.19.2: Die Blaue Kirche, aufgenommen vom Weg zum Obelisk auf dem Hügel von Agra, Foto und © H. Maurer



Abb.9.19.3: Der Strand ist zu scharf um barfuß oder ohne Treppe ins Wasser zu kommen. Foto und © H. Maurer

Es gibt einige ungewöhnliche Stellen zum Schwimmen: Das Meer hat sich an einigen Stellen tief in das Lavagestein eingefressen und ein Gewirr von mit einander verbundener Becken geformt, wobei man aber wegen der scharfen Steine besser Badeschuhe tragen muss oder nur mit Stiegen o.Ä. ins Wasser kann, siehe Abb. 9.19.3.

Die Insel bietet einige Lavahöhlen, auch für an Höhlen Gewohnte ein ungewöhnliches Erlebnis.

Der nächst Stopp ist die Insel Failal, wo HU. das erste Leuchthaus sehen, das allmählich vom Sand verschluckt wird, Abb.9.19.4.



Abb.9.19.4: Ein Leuchthaus auf der Insel Failal ist schon halb im Treibsand verschwunden.
Foto und ©: H. Maurer

Die nur 8 km entfernte Insel Pico wurde von einem riesigen Vulkan Pico durch zahlreiche Lavaausbrüche buchstäblich erschaffen. Dass man dort in winzigen Abschnitten exzellenten Wein anbauen kann, ist ein Wunder, siehe Abb.9.19.5!



Abb.9.19.5.: Weinbau auf der Insel Pico

Eine Wanderung führt HU. weiter den Vulkan Pico hinauf, der sogar mit kleinen Kraterseen aufwartet.

Nun geht es nach der Ankunftsinsel São Miguel zurück, der größten Insel mit ca. 140.000 Einwohnern. Diese Insel hat den einzigen internationalen Flughafen und nur hier werden Tabak, Ananas und Tee kommerziell angebaut. Aus touristischer Sicht sind die drei vulkanischen Caldera am wichtigsten, wobei der „Green Lake“ besonders bemerkenswert ist. Dort wird auch der heiße Sand verwendet, um in großen Töpfen zu kochen--- angeblich schon bevor es ein Tourismusspektakel wurde.



Abb.9.19.6: Teil des grünen Sees. Hier kann im heißen Sand gekocht werden! Foto und © H. Maurer

Das berühmteste Hotel dort ist das Terra Nostra Garden Hotel, wo die Gruppe untergebracht ist, wo man in einem heißen Vulkanteich baden kann (wenn einen Geruch und die gelbe Farbe nicht stören), oder von dem aus man einen spektakulären tropischen Garten besuchen kann. Die Insel bietet wunderbare Spaziergänge um Vulkanseen, aber auch die Stadt selbst mit alten Häusern und mit einem Denkmal an Cabral, den Entdecker der Insel im Jahr 1427, ist sehenswert.

Von hier geht es mit einem Direktflug nach Frankfurt zurück.

(Die Azorenreise ist in drei Bildberichten von H. bei austria-forum.org/af/bib unter Azores ausführlich dokumentiert.)

9.20: Pakistan- 2016

Knapp vor Jahresende fliegt H. auf Einladung eines seiner besten seinerzeitigen Doktoranden Tanvir Azfal nach Islamabad. Er hält an der damaligen Universität Tanvirs (CUST), (er ist inzwischen Professor und Vorstand für Informatik an der sehr angesehenen Universität NAMAL) Seminarvorträge, und mehrere ehrenvolle Vorträge bei der jährlich größten von COMSATS organisierten Informatiktagung Pakistans. H.s Kontaktperson bei COMSATS ist sein Freund, der hochrangige Bilal Zaka (er ist über COMSATS hinaus für die IT Entwicklung in Pakistan mitverantwortlich), der gleichfalls zu den Spitzendoktoranden in Graz gehörte, und mit dem er Schwächen bei den Web-Books bespricht und wie eine gemeinsame Spezifikation bzw. Entwicklung erfolgen kann. (In Vorwegnahme: Bilal, der ja mehrmals auch nach seinem Doktorat Graz besucht, kennt die Problematik der Web-Books im Austria-Forum und so beschließen er und H. eine Neuentwicklung: NID- Networked Interactive Digital material; mehr dazu im Beitrag zum Jahr 2020).

Ein Höhepunkt ist der Besuch der archäologischen Ausgrabungen und des Museums in Taxila, nicht weit von Islamabad, Abb. 9.20.1.

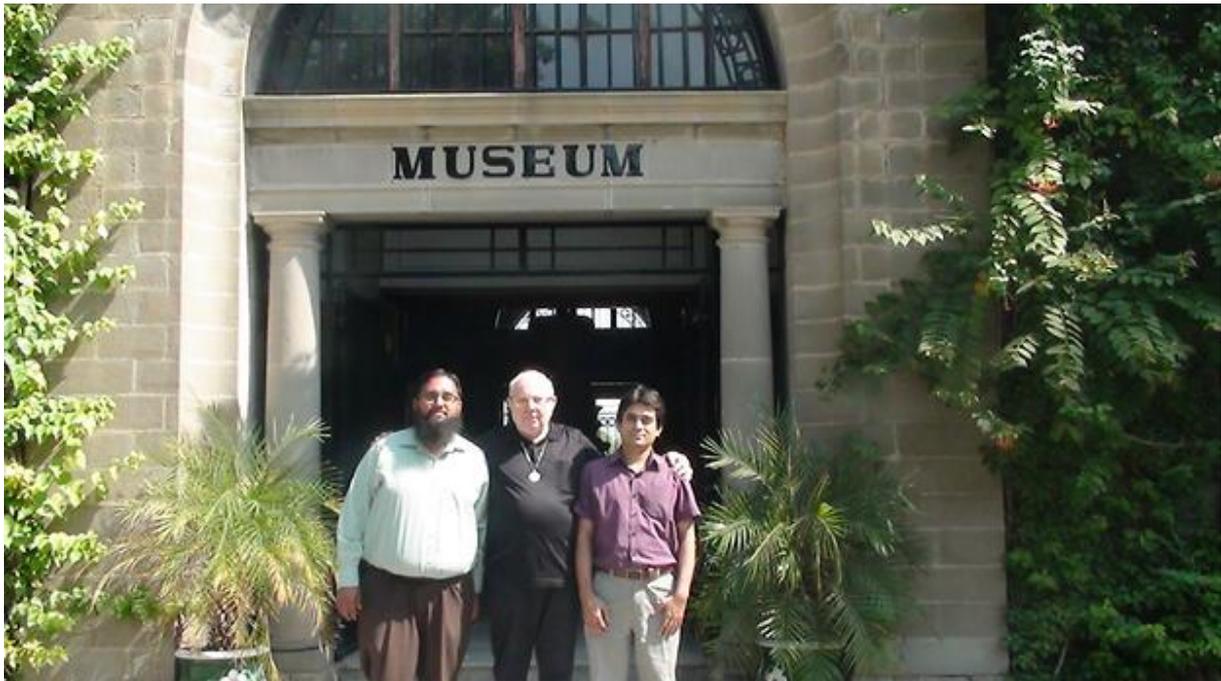


Abb.9.20.1: Vor dem Portal des Museums stehen v.l.n.r: Tanvir, H., Bilal, zwei der früheren Dissertanten bei H. in Graz, nun gute Freunde. Foto: Zufälliger Museumsbesucher.

Bilal zeigt H. den See in der Stadt und (zusammen mit Tanvir) die beeindruckenden weiße Moschee, Abb. 9.20.2.



Abb. 9.20.2: Die weiße Moschee (Faisla Mosque)

Tanvir zeigt H. die Murree Hills nördlich von Islamabad und aarnagiert einen Besuch der Kewarra Salt Mines für H. Dieses Salzbergwerk ist berühmt für das rötlich gefärbte Steinsalz. Es ist übrigens nach dem Goderich Salzbergwerk 500 m unter (!) Lake Huron in Kanada das größte unterirdische Salzbergwerk der Welt und soweit H. bekannt ist, das einzige, wo Bergleute auch Kunstwerke aus dem Salzgestein schlagen, siehe Abb.9.20.3.



Abb.9.20.3: Shahi Mosque, tief im Salzbergwerk, aus rosa Sandziegeln gebaut. Foto: Führer für © H. Maurer.

(Bildmaterial siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Pakistan und Pakistan-Spezial in mehreren Beiträgen.)

Dies ist nicht H.s erster Besuch in Pakistan, aber er ist wieder beeindruckt von der Freundlichkeit der Menschen, und (wenn man vom Norden und Teilen Belutschistans absieht) auch von der Sicherheit, die allerdings vermutlich durch viele Kontrollen (vor allem in den Städten) erreicht wird.

Erschreckend ist allerdings der enorme Unterschied reich-arm. H. wohnt im besten Hotel Islamabad, dem Serena. Dort kostet eine Nacht so viel wie das Monatsgehalt eines Angestellten. Diese enorme Kluft birgt den Sprengstoff für eine dramatische Revolution in der

Zukunft, wenn die Regierung nicht mehr zum Ausgleich reich-arm unternimmt, als sie dies gegenwärtig tut.

9.21: Schloss Althofen vs. Iran

Einer der interessantesten Ausflüge in Österreich führt HU. zum Schloss Welsbach, das vom „Lichtpionier“ Auer von Welsbach errichtet wurde. Nicht weit davon liegt die nette Stadt Althofen auf einem Hügel. HU. haben das Glück, eine persönliche Führung durch das Schloss Althofen vom gegenwärtigen Besitzer (Josef Günther von Stauber) zu erhalten. Das Schloss als ganzes ist in Abb. 9.21.1 zu sehen, ein typisches Zimmer in Abb.9.21.2 und eine originelle Version von „Jesus wandert mit seinen Jüngern“ in Abb. 19.21.3.



Abb.9.21.1: Schloss Althofen, Kärnten



Abb.9.21.2: Typisches Zimmer im Schloss



Abb.9.21.3: Jesus und seine Jünger. Weil der Auftragsgeber nur mit einem geringeren Preis einverstanden war, wurden fünf der Jünger nur halbversteckt und klein gemalt!!

(Siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Althofen, und für die folgende Reise nach Iran den ausführlichen Bildbericht von H., und mehr, bei austria-forum.org/af/bib unter Iran, insbesondere Impressions of Iran.)

Die Reise ist wie so oft entweder von Teheran direkt nach Süden, oder umgekehrt. H.U.s Reise begann im Süden mit Shiraz, siehe Abb.9.21.4 in einer Moschoe in Shiraz, und in Persepolis, siehe Abb.9.21.5. für Teile der seinerzeitigen Anlage.



Abb.9.21.4: In der Mirror-Mosque in Shiraz.



Abb.9.21.5: Teile der ehemaligen Festung Persepolis, altpersische Residenzstadt ca. 500 vor der christlichen Zeitrechnung. Foto und ©: H. Maurer

Nach Norden geht es weiter über Yazd mit einem „Tower of Silence“ für die Totenbestattung in Abb. 9.21.6.



Abb.9.21.6: Bestattungsanlage außerhalb Yazd nach Zoroaster. Foto und © H. Maurer.

Über Nain und Isfahan und das heilige „Red village of Qom“ erreichen sie schließlich Teheran.

Dass eine solche Reise viel Sehenswertes zeigt, steht außer Zweifel, auch wenn man einerseits große und schöne Teile Irans nicht besucht und „nur“ Natur, Historisches bzw. Religionsorientiertes erlebt, aber nichts von der modernen Technik, die sich in Iran auch entwickelt.

H. ist besonders beeindruckt von der Freundlichkeit der Menschen. Wenn H. wo stehen bleibt, um sich z.B. ein interessantes Haus anzusehen, kommt sofort ein junger Mann oder kommen zwei (nie eine) junge Frauen, die auf Englisch fragen, ob sie Auskünfte geben oder helfen können. In einem Hotel ist eine Hochzeit. H. geht zu dem für Männer bestimmten Teil, wird vom Gastgeber freundlich eingeladen einzutreten und wird dann an jedem Tisch vorgestellt und mit Süßigkeiten und Getränken überhäuft. Er darf/muss dann am Tanz (natürlich nur Männer) teilnehmen.

Dieses Jahr ist auch ein großer Geburtstag für Bolgani Rozenberg, wo er als führender Wissenschaftler und auch als führender Zauberer Europas gefeiert wird und dafür Freunde auf ein tolles Abendessen einlädt. Rozenberg wird in den Adelsstand erhoben, d.h. ab jetzt heißt er nicht mehr Bolgani, sondern Sir Grzegorz Rozenberg.

Endlich sehen HU. auch Bolganis Frau Maja und ihren Sohn Daniel.

Sie benutzen diese Reise auch um sich Helsinki und die Burg Suomenlinna (auf einer Insel vor Helsinki) anzusehen, und verbringen mehrere Tage in Mathilda, einem Geheimtipp von Salomaas Tochter Kirsti.

Matilda hat eine fürwahr ungewöhnliche Geschichte. Schon vor 1800 wurde dort Eisenmineral gesehen. Der Deutsche Robert Bremer stellte fest, dass es sich um substantielle Vorkommen handelte. Da es zu diesem Ort, den er nach seiner Frau Matilda nannte, keinen guten Zugang gab (auch keine durchgehende unbefestigte Straße) beschloss er nach Kauf eines riesigen Geländes, nicht nur eine Fabrik zu bauen, sondern ein vollständiges Dorf, mit Wohnungen, Wohnhäusern, Kirche, Spital, Gemischtwarenhandlung, Bierbrauerei und Schule, Kartoffel und Gemüseanbau, Fleisch durch Wild und Fische und Hühner, etc. um so alle wichtigen Bedürfnisse abzudecken.

Tatsächlich soll es Menschen gegeben haben, die in Matilda geboren wurden und nie was anderes als das angrenzende Meer (der einzige wirkliche Verkehrsweg) und die wunderbare umgebende Natur gesehen zu haben.

Mitte des 20. Jahrhunderts wurde die Eisenproduktion unrentabel, der Ort begann sich aufzulösen, Gebäude zu zerfallen. Da kaufte wieder ein Deutscher das gesamte überbleibende Gelände mit dem Ziel, es als Industriemuseum und Fremdenverkehrsattraktion neu zu beleben. Dass die Umgebung zum Naturreservat erklärt wurde war hilfreich.

Ein ehemaliges Produktionsgebäude wurde (ohne es außen zu verändern) in ein Hotel verwandelt, zwei andere in Restaurants, Parzellen für Wochenhäuser wurden geschaffen, eine kleine Straße von der Hauptstraße Helsinki - Turku angelegt (noch immer kaum zu finden), die Geschäfte (inklusive der Bierbrauerei) reaktiviert, usw.

So können HU. in einem Industriemuseum in herrlicher Natur einen wunderbaren Urlaub genießen. Sie wundern sich, dass einige der vorgeschlagenen Wanderwege direkt durch Seen gehen, sehen aber, siehe Abb. 9.21.7 und Abb. 9.21.8, wie das zu verstehen ist.



Abb. 9.21.7: Mit einem Floß und zwei über Rollen verbundene Seile kann man kleine See oder eine Bucht überqueren, muss sich gegebenenfalls das Floß zuerst herüberziehen.



Abb.9.21.8: U. zieht das Floß.

(Siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Rozenberg, zu Daniel unter Stabilität, zu der Burg Suomenlinna und Matilda unter Finnland.)

Dass HU. auch die EXPO 2017 in Kasachstan besuchen, ist schon im Bericht zum Jahr 2017 beschrieben.

Im Herbst nimmt H. an einer Tagung in Kroatien in Selce teil, U. und Lisa kommen mit. Ein bisschen später besucht H. seinen Freund Veljko Milutinovic in Belgrad.

Er hält auf Einladung seines Kollegen Petraq Psapajorgji in Albanien, genauer in Tirana, einen Vortrag. Petraq zeigt ihm anschließend seine wunderschöne Heimatstadt Berat, mit der noch heute bewohnten Burgsiedlung auf dem Berg, von der aus man das moderne Berat und die Schlucht des Flusses überblicken kann.

(Siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Croatia, unter Serbia und unter Albania.)

Ein Besuch bei Tilo Balke in Braunschweig macht es H. wieder einmal klar, dass es Zeit wird, noch einmal Informatik zu studieren: Tilo hat so viel umfassendere Kenntnisse moderner Informatik, wie sie H. auf der Basis seines frühen Studiums nur durch viel Arbeit nahe (aber zu wenig) auf dem neuesten Stand halten kann.

9.22: Einige ungewöhnlichere Vorträge

Nach Vorträgen im Jänner in London, im April in St. Gallen und einigen kleineren ist H.s Vortrag im September in Zürich besonders erwähnenswert: Emo Welzl, Dekan der Fakultät für Informatik der ETH und Ex-Diplomand, Doktorand und Habilitand von H. feiert einen runden Geburtstag, für den die Fakultät ein eintägiges Symposium zu seiner Ehre organisiert hat. Als Hauptvortragender steht der Zürcher Kollege Gärtner an erster Stelle. Es ist aber vereinbart, dass H., ohne dass es Emo weiß, bei der Veranstaltung dabei sein wird und Gärtner nach einer kurzen Begrüßung ersetzen und den Hauptvortrag halten wird. Es klappt dann wie geplant: H. ist versteckt, während Gärtner seine letzten Worte spricht, tritt H. aus dem Versteck und übernimmt das Mikrophon, Emo Welzl ist total verblüfft, wie geplant. Es wird ein netter Tag, mit einer Mittagsrunde mit tollen Kollegen (von denen H. zwei, Juraj Hromkovic und Peter Widmayer, von früher kennt) und ein schöner Abend mit Familie Welzl.

9.23: Apulienreise

Im Mai fahren HU. auf eine acht Tage Tour nach Apulien.

(Ein Bildbericht von H. liegt bei austria-forum.org/af/bib unter Italien, dort unter Impressions of Apulia, zusammengestellt von der Mitreisenden H. Horizonte und H. Weit über die Bilder dieser Reise gehen die ca. 700 von Gerhard Huber über Teile von Apulien hinaus. Sie zeigen auch Gegenden, die die Reise von HU. gar nicht berührte.)

Die ersten vier Nächte der Reise von HU. wohnen sie in einem sehr netten Hotel an der Bucht von Trani, zu Fuß nur ein kurzer Spaziergang in die Altstadt und damit zur beeindruckenden weißen Kathedrale. Siehe Abb. 9.22.1.



Abb. 9.22.1: Hafen vor dem Hotel in Trani, mit Trum der Kathedrale im Hintergrund, Foto und © H. Maurer und H. Horizonte

Am Nachmittag besucht die Gruppe das geheimnisvolle Castel del Monte, das Friedrich II bauen ließ. Warum oder wofür, ist bis heute unbekannt. Das achteckige Bauwerk schaut wie eine Festung aus, ist aber wohl nicht als solche konzipiert, weil die Schießscharten viel zu eng sind! Der Tag in Bari wird durch die romanische Kirche San Nicola spannend. Ein Tag ist der Besichtigung von Barletta und einem Radausflug dem Meer entlang gewidmet. Am nächsten Tag verblüffen die Rundbauten mit Zipfelmützendächern in Alberobello., siehe Abb. 9.22.2.



Abb. 9.23.1: Einige Zipfelmützenhäuser

Dann gibt es noch drei Nächte in Otranto, mit einem Ausflug an die Südspitze Apuliens, und am letzten Tag den Besuch von Lecce mit seinem barocken Überschwang. Insgesamt bietet Apulien viel mehr

Abwechslung als HU. je erwarteten. Leider haben die Kleidermotten bei H. die Hosen etc. in der Nacht wieder einmal enger gemacht!

Dazu passend ein Beitrag von meinem Freund Gerhard Barth:

Ein kleines kulinarisches Geheimnis von Hermann:

Ich bin mir sicher, dass ein Weltenbummler wie Hermann schon in vielen Ländern und dortigen Restaurants unterschiedlichste Leckereien genossen hat, darunter bestimmt auch raffinierte lokale Spezialitäten. Dass er es auch deftig mag, konnte ich bei einem gemeinsamen Essen irgendwann zwischen 1986 und 1988 in Stuttgart feststellen. Den Zeitraum weiß ich deshalb noch recht genau, weil ich damals an der dortigen Universität tätig war.

Ich hatte Hermann zu einem Vortrag an unserer Fakultät eingeladen. Es war üblich, den Gast danach zum Essen auszuführen und ich hatte aus diesem Grund in einem beliebten Speiselokal einen Tisch reserviert. Auf der Fahrt dorthin fragte Hermann beiläufig, ob wohl auch echte Schwäbische Maultaschen auf der Speisekarte stehen würden. Ein Kellner erwiderte auf unsere diesbezügliche Frage etwas pikiert, dass die Küche des Hauses auf Gourmets ausgerichtet sei. Diese hochnäsige Ansage quittierten wir mit sofortigem Verlassen des Etablissements.

Glücklicherweise befand sich ganz in der Nähe ein Gasthof, der Maultaschen in mehreren Varianten anbot.

Für Nichtkundige der schwäbischen Küche sei angemerkt, dass Maultaschen eine gewisse Ähnlichkeit mit Ravioli haben. Sie sind in der Regel größer als diese und kommen in zahlreichen Varianten, welche sich in ihrer Füllung unterscheiden. Der Genießer schätzt eine ausgewogene Verteilung zwischen Fleisch und Spinat. Jeder Metzger in Baden-Württemberg hat sein eigenes Geheimnis was weitere

Zutaten anbelangt. Es gibt viele Arten der Zubereitung, wobei gekocht in einer Fleischbrühe, geschmälzt mit Röstzwiebeln oder gebraten mit Ei zu den Klassikern gehören. Für den eingefleischten Schwaben ist Kartoffelsalat die einzig wahre Beilage.

Welche Variante Hermann damals wählte, weiß ich beim besten Willen nicht mehr. Ich glaube mich aber zu erinnern, dass es ihm zusammen mit einem Trollinger gut geschmeckt hat.

Wieder etwas ernsthafter: Es ist diese Reise, die auch klar macht, dass H. zunehmend Probleme mit seinen Kniegelenken bekommt.

Bilal Zaka ist im Sommer wieder mehrere Wochen in Graz um am gemeinsamen schon erwähnten NID Projekt zu arbeiten: Das Ergebnis könnte eine Revolution für Bibliotheken bedeuten, siehe Bericht im Jahr 2020.

Offenbar war die letzte Zeit doch zu stressig für H.: Er hat am 10. Oktober einen Herzinfarkt, der zwar mit 2 Stents wunderbar rasch die direkte Problematik beseitigt, aber Therapie und Rehabilitationsaufenthalt zwingen H. nicht nur einen Vortrag bei der Jahrestagung in Karlsruhe, sondern auch die geplante fünfwöchige Reise nach Neuseeland mit Treffen mit vielen früheren Freunden abzusagen.

9.24: Flusskreuzfahrt Belgien und Niederlande - 2019

HU. unternehmen eine bezaubernde Flusskreuzfahrt durch Belgien und die Niederlande.

Die Fahrt ist auch ein bisschen ein Geburtstagsgeschenk für Uschi, siehe Abb. 9.24.1.



Abb. 9.24.1: U. in der Mitte, rechts davon H., dann Lisa, dann Daniel, dann Stephan. Links von U. Günter, Claudia, Nora und Alice. Bild: K. Ziegler

Die Flusskreuzfahrt beginnt mit Flug nach und Einschiffung in Amsterdam. Tage 2 und 3 führt die Reise nach Alkmaar, Hoorn, Kinderdijk (Windmühlen), Rotterdam, Den Haag und Delft.

Alkmaar ist vor allem durch seinen Käsemarkt vor dem Rathaus berühmt, wofür der Käse von allen Seiten und mit allen Transportmitteln angeliefert wird, siehe Ab. 9.24.2.



Abb.9.24.2: Käseanlieferung

Die Windmühlen von Kinderdijk, siehe Abb.9.24.3, sind zum Teil auch besichtigbar.



Abb. 9.24.3: Windmühle. Foto und © H. Maurer

Während der Nacht fährt die MS KLIMT von Rotterdam über viele Kanalstücke (Schleusen) nach Gent, wo zunächst Brügge besucht wird, siehe Abb. 9.24.4. Am Nachmittag wird Gent besichtigt, siehe Abb. 9.24.5.



Abb. 9.24.4: Eine der Kanäle in Brügge. Foto und © U. Maurer



Abb. 9.24.5: Sint-Baafskathedraal (St.-Bavo-Kathedrale), von der Spitze des gegenüberstehenden Belfrieds aus gesehen. Foto: Mylius 2009 Aus: [Wikicommons](#) unter BY.

Von Gent geht es weiter zu einer Besichtigung von Brüssel und der historischen Hauptstadt Mechelen. Am nächsten Tag steht Antwerpen am Programm. Dann geht es nach Utrecht mit einer Besichtigung des Kreukenhofs (eine Aufnahme in Abb.9.24.6) mit seiner Blumenpracht und dann nach Amsterdam und mit Besichtigung und Heimflug.



Abb. 9.24.6: Ein winziger Ausschnitt der Blumenpracht am Kreukenhof. Foto und © H. Maurer

(Die Reise ist bei austria-forum.org/af/bib unter Belgien bzw. Niederlande genau beschrieben. Zu den Niederlanden finden sich auch ca. 500 zusätzliche Fotos von Ewald Judt und Leopold Röhner.)

Kollege Richard Messnarz lädt H. auf einen Vortrag nach Edinburgh ein.

H. hat mehr als eine Woche in Finnland gebucht, mit mehreren Treffen mit Arto Salomaa und Wanderungen, wobei er einen „Gehschweber“ („Floater“) zur Unterstützung verwendet, weil sein linkes Knie immer mehr Probleme bereitet.

Heinz Dreher aus Perth ist im Sommer wieder einmal in Graz, sodass man unbedingt auf seine Berichte über Erfahrungen in der australischen Wüste hinweisen muss.

(Einige interessante Geschichten sind bei austria-forum.org/af/bib unter UK-Spezial zu finden, zu der Woche in Finnland unter Finnland-Spezial „Experiences with my floater“, zu Dreher's Australien unter Australien).,

Das Jahr endet traurig mit dem Tod von Seppl, H.s älterem Bruder im November.

9.25: Covid Jahr -2020

Corona – Covid 19 - hat zur Absage von 20 Vorträgen geführt, zu denen H. eingeladen war. HU. bleiben 2020 in Österreich und machen nur ab und zu ein paar Tage Pause in ihrer Ferienwohnung in Bad Mitterndorf in den Bergen nördlich von Graz.

Es bietet sich an, über das Austria-Forum und die neu NID Software zu berichten. Dieser Bericht erfolgt in mehreren Teilen: zunächst werden die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erwähnt, die beim technischen Aufbau des Austria-Forums involviert waren oder noch immer sind, dann über die aktivsten Mitarbeiter des Editorial Boards, dann über Beiträge von Personen, die zu keiner dieser Gruppen gehören und andere Informationsquellen und dann ein Teil über den

Stand des Austria-Forums mit einem Überblick über Akzeptanz und numerische Daten des Austria-Forums und schließlich ein Ausblick, was alles noch geschehen sollte und bei auch bescheidener Finanzierung möglich wäre. Diese Gruppen überschneiden sich natürlich fallweise.

9.26: Austria-Forum-Technisches Team

Das Team hat sich natürlich in den Jahren seit 2007 sehr entwickelt, leider aus finanziellen Gründen auch verkleinert.

Hier ist eine alphabetische Liste. Das Plus + vor einem Namen bedeutet, dass die Person nach wie vor aktiv ist.

+ Daniela Camhy: Verlässliche Partnerin bei gemeinsamen Projekten ehrenhalber, keine Vergütung.

+ Namik Delilovic: Mitarbeiter des ISDS-Instituts, der an verschiedenen Projekten wie Hyperwave oder dem Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, mitgearbeitet hat. Seit 1. Mai 2020 ist er technischer Leiter des Austria-Forums und ehrenamtlicher Kassier des Vereins "Freunde des Austria-Forums". Er nutzt seine Erfahrung in Machine-Learning und NLP, um das Austria-Forum mit neuen und innovativen Funktionen zu erweitern.

+ Markus Ebner: Alle interaktiven Videos hat er aufbereitet, alles ehrenamtlich, teils mit Genehmigung seines Chefs in der Arbeitszeit, teils ehrenhalber. Siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Interactive Videos!

+ Martin Ebner: Leiter des Austria-Forum Teams, ehrenhalber, mit Assistenz von Hermann Maurer

Sabine Erking: Jahrelang für Gesamteditierfunktion zusammen mit Katharina Ziegler und Inge Schinnerl tätig.

Elisabeth Ertl: Für viele Hilfsarbeiten im Editierbereich zuständig, bis sie zu früh an der am meisten gefürchteten Krankheit starb.

+ Marco Fuchs: Der Mann, der tausende Web-Books ins AF stellte, und das nun auch für die NID Bücher machen wird, aber auch andere Arbeiten immer wieder übernimmt. Voller Mitarbeiter am ISDS.

+ Denis Helic: Hat bei H. studiert und mit viele Ratschlägen beim Austria-Forum und bei den Web-Books geholfen. Nun erfolgreicher Studiendekan der Informatik an der TU Graz

Doris Hüttner: Aufbereitung vor allem der Bilder von Gerhard Huber für die Geography-Section bis zur Pensionierung, Vergütung über Honorarnoten

+ Dana Kaiser: Hilft immer wieder aus, ehrenhalber. Ist Mitarbeiterin des ISDS

+ Walter Jaburek: Mehrmalige Rechtsauskunft, bzw. Rechtsbeistand
Barbara Kettele: Bildeditierhilfe gegen HN des Vereins

+ Helmut Leitner: Hilft immer wieder aus, ehrenhalber. Ist Mitarbeiter des ISDS

+ Karl Lenger: Digitalisierte und digitalisiert zahlreiche Bücher ehrenhalber für das AF aus Freundschaft und weil vor Jahren einmal SW für ihn entwickelt wurde. Keine Vergütung.

Lisa Maurer: Hat mehrmals substantielle vor allem im Bereich Biologie und Pflanzen beigetragen. Die Beiträge über alte Obstsorten gehören noch immer zu den am meisten abgerufenen!

+ Hermann Maurer: Allgemeiner Koordinator und einer der Leiter der Editiergruppe (sein Stellvertreter ist Peter Diem), zurzeit Obmann des Vereins „Freunde des Austria-Forums“, als Emeritus lebenslanger Anspruch auf gewisse universitäre Infrastruktur. Keine Vergütung, da Professor am ISDS der TU Graz

+ Rizwan Mehmood: Er erstellte fast allein die gesamte Software für die Kategorie Geography in Abstimmung mit Maurer als seine Doktorarbeit. Ist nun Professor in Lahore.

+ Walter Pachl: Er erstellte alle Stories in Geography, die mit (AP) markiert sind, aber hilft auch bei der Akquisition von Beiträgen und Büchern, und ist ein einmaliger "Proofreader". Außer vielen „Danke“ macht er alles ehrenhalber. Er ist auch Mitglied des Editorial Boards

und hat auch in dieser Funktion sehr wertvolle Arbeit geleistet. Er hat das vorliegende Werk mehrmals zur Gänze gelesen und kontrolliert. Für die hunderten Berichtigungen ist H. sehr, sehr großen Dank schuldig. Die verbleibenden Fehler gehen alles auf das Konto H.

+ Gerhard Pail: Der Administrator aller Projekte, Finanzen, Anschaffungen, der stets mit Rat und Tat das Austria-Forum immer wieder unterstützte.

Paul Randig: Hat bei in mehrere Web-Books hunderte Links von Beiträgen im Austria-Forum erstellt, um so den Büchern mehr Sichtbarkeit zu verleihen, und hat mehrmals durch wichtige Ratschläge geholfen.

+ Peter Sammer: Bei austria-forum.org/af/bib unter MUCH- Institut bis 2000 findet sich nicht nur eine allgemeine professionelle Darstellung, sondern auch viele der direkt von Sammer betreuten Projekte wie AEIOU, die mehrsprachliche Version von österreichischen Bildern für die EXPOS in Sevilla 1992 und Taejon, Korea und eine CD Geothek, eine über die Schösserstraße und INFOMED ein medizinischer Portalserver, u.a.

+ Inge Schinnerl: Leiterin der Gesamteditiergruppe und aller Editierfunktionen, Fragebeantworterin, usw, bis zu ihrer Pensionierung.

+ Günther Soral: Mitarbeiter im Team Peter Sammer entwickelte er das HOTACT Project für die Landesausstellung 1990 im Mürzzuschlag. (Bei austria-forum.org/af/bib unter MUCH- Institut bis 2000 findet sich mehr zu HOTACT.)

+ Karl Trummer: Als Chef der technischen IT Infrastruktur des Instituts eine immer wieder große Hilfe, ohne die das Austria-Forum nicht möglich wäre.

+ Gerhard Wurzinger: Der Mann, der von 2007 bis 2019 die Austria-Forum und die Web-Books Software im Wesentlichen allein entwickelte.

+Bilal Zaka: Chefentwickler mit einigen Assistenten von NID in seiner Freizeit. Er hat einen vollen Job bei einer großen Firma (COMSATS), arbeitet ohne Vergütung, hat ein Minimalbudget über HN für seine Assistenten, damit auch diese etwas von ihrer Freizeit opfern.

+ Katharina Ziegler: Die Editierkraft für inhaltliche Fehlerbehebung und Beantwortung von Fragen und das Einspielen von Beiträgen, aktiv wie immer, Teilzeit am ISDS.

Mehrere über HN bezahlte Hilfskräfte, die über den Verein "Freunde des Austria-Forums" finanziert wurden.

9.27: Das Editorial Board

Das Editorial Board besteht aus fast 200 Personen aus verschiedensten Bereichen.

(Die volle Liste ist bei austria-forum.org/af/bib unter Editorial Board zu finden, dort findet sich von (fast) allen Mitherausgebern auch ein Foto und eine zumindest partielle Liste, was sie alles für das Austria-Forum geleistet haben.)

Die vier Hauptherausgeber sind H. Maurer, P. Diem., H. M. Wolf und T. Brandstaller. Ein Mitglied des Editorial Boards übernimmt mindestens eine der folgenden Aufgaben:

--- Es verfasst Beiträge oder Bücher, die dann ins Austria-Forum eingebracht werden, bzw. stellt schon vorhandenes Material (wenn der entsprechende Verlag zustimmt) zur Verfügung. Das können auch interessante Bildsammlungen/Fotosammlungen des Mitglieds sein, nur muss jedes Bild eine Kurzbeschreibung und ein ungefähres Jahr enthalten

--- Es sucht Bekannte, die bereit sind, Beiträge oder Bücher oder Fotosammlungen oder Videoclips hoher Qualität (und die urheberrechtsfrei oder unter CC Lizenz) sind, dem Austria-Forum zur Verfügung zu stellen

--- Verhandelt mit Zeitschriften oder Buchverlagen, dass gewisse Teile einer Zeitung oder gewisse Bücher ins Austria-Forum gestellt werden dürfen, und verspricht dafür, dass Links auf das Material gelegt werden, wodurch eine massive Werbewirkung für das Material entstehen kann

--- Es sucht gemeinfreies oder interessantes Material unter einer CC Lizenz, das daher im Austria-Forum verwendet werden kann

--- Es verwendet sein Prestige um neue Mitglieder für das Board oder Sponsoren für das Austria-Forum zu finden, oder Institutionen oder Ministerien zur Unterstützung zu finden

--- Es hilft durch Interviews oder andere Beiträge in den Medien die Bekanntheit des Austria-Forums weiter zu steigern

Es folgt nun eine kurze Beschreibung jener Mitglieder des Editorial Boards, die in den letzten Jahren besonders aktiv waren. Aus Platzgründen kann hier leider nur auf eine kleine Auswahl und nur kurz auf die Personen und ihre Aktivitäten abstrakt hingewiesen werden. Einerseits ist meist eine teilweise, aber vollständigere Übersicht der Beiträge bei allen unten Angeführten am Ende ihres ausführlicheren CVs im Editorial Board zu finden, andererseits haben viele in erster Linie durch die Zurverfügungstellung von Büchern für die Digitalisierung geholfen. Bitte daher auch gegebenenfalls einfach nach dem Namen der Autoren mit der Suche des Austria-Forums zu suchen.

***Azuma, Junichi** is a professor of media and communication studies and English as a foreign language in Japan and guest researcher at IICM, Graz University of Technology, Austria. His research covers several academic domains, such as phonetics, applied linguistics, media studies, and marketing. His current research focuses on the Internet as a medium for education, marketing strategies of agri-tourism projects, and electronic commerce.

Beiträge zum Austria-Forum: Bilder und mehrere Kurzgeschichten zu Japan.

***Bayerl Fritz** wurde in der Nähe von Aflenz Kurort geboren, wo er

noch heute wohnt. Er war lange bei der Fa. Pewag-Hansenhütte tätig, sein liebstes Hobby war immer die Photographie.

Beiträge zum Austria-Forum: Bücher mit hervorragenden Bildern über die Hochschwab Gegend und andere große Bildsammlungen sowie hunderte wunderbare Bilder zur Fauna und Flora.

***Claudia Brandstätter-Kobalt** studierte Betriebswirtschaft an der Universität Graz mit den Spezialisierungen Industriebetriebslehre, öffentliche Verwaltung und Handel, Absatz und Marketing Studium an der TU Graz in den Bereichen Arbeitswissenschaft, Wertanalyse und REFA. Sie gründete die Firma bmm GmbH, die sich auf Beratung und Projektdurchführung spezialisiert hat.

Beiträge zum Austria-Forum: Beratung und Herstellung wichtiger Kontakte. Sie hat darüber hinaus mehrere der von ihr verfassten Bücher dem Austria-Forum als Web-Books zur Verfügung gestellt.

***Buchroithner, Manfred** was born in Wels/Austria. He studied Geology & Palaeontology at the University of Graz as well as Remote Sensing and Cartography at ITC/Netherlands. In 1991 he accepted the call as Full Professor to the Chair of Cartography at TU Dresden/Germany where he worked until his retirement in October 2016.

Beiträge zum Austria-Forum: Zahlreiche Bücher und Berichte von Bergtouren und Vermessungen von Bergen (mit Erstbesteigungen) und Höhlen, einige auch etwas technische wie über Remote Sensing. Vermittelte viele wichtige Kontakte.

***Camhy Daniela** was born in Milano, Italy. Study of Philosophy, German Language and Language Studies at the Universities of Vienna and Graz. 1980-81 Research Associate at the Research Center for Language and Semiotic Studies at Indiana University, Bloomington, Indiana Completed a postgraduate study and specialist training as a teacher- educator and workshop director in Philosophy for Children. Since 1985 Director of the ACPC Austrian Center of Philosophy with

Children (www.kinderphilosophie.at), the first research Center of Philosophy with Children in Europe.

Beiträge zum Austria-Forum: Koordination großer Projekte, Organisation einer jährlichen Tagung, von der Teile ins Austria-Forum aufgenommen wurden.

***Diem, Peter.** Geboren in Wien. Studium der Rechts- und Staatswissenschaften an der Universität Wien (Dr. jur. 1960), daneben Englisch (Akad. Übers. 1958) und anschließend Politikwissenschaft in den USA (Southern Illinois University, M.S. 1961). Ab Anfang 1979 Aufbau der Abteilung Medienforschung des ORF. Nach Pensionierung 2011 Konsulent für Onlineforschung und seit 2012 selbstständiger Medienforscher und Publizist.

Er hat sich als stellvertretender Hauptherausgeber des Austria-Forums nicht nur in vieler Hinsicht um dieses gekümmert und auch viele Bücher und zahlreiche Beiträge selbst erarbeitet (ein ganz kleiner Auszug davon ist unten gelistet), sondern hat viele weitere Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen gewinnen können und zahlreiche Bücher und Beiträge für das Austria-Forum angeworben.

Beiträge zum Austria-Forum: Unzählige! Darunter sein Standardwerk über Symbole (sowohl als digitales Buch wie in WWW Format mit updates), ein Buch und eine Bildersammlung zu Regscheck, ein Buch über Daim und weitere zu vielen wichtigen Themen. Unter seinen Sammlungen von Aufsätzen sind z.B. die über Altösterreich besonders bemerkenswert. Hat sich in letzter Zeit die Bundesländerlexika zusammen mit Dr. Wolf aus dem Boden gestampft!

***Dreher, Heinz** is Adjunct Professor for Computer Science at Graz University of Technology and Adjunct Research Professor at Curtin University, Western Australia. He retired in 2013 as Professor of Informatics after 37 years at Curtin University.

Beiträge zum Austria-Forum: Vier ausführliche Berichte über Wüstenexpeditionen in die australische Wüste.

***Duschek, Markus** wurde im Zillertal geboren. Er wurde radiologisch-technischer Assistent und war bis zu seiner Pension 2009 als solcher tätig. Er baute sein Hobby Fotografie immer mehr aus.

Beiträge zum Austria-Forum: Mehrere große Bildsammlungen, aber auch Einzelbilder für Flora und Fauna und Geographie, und zudem in der Community aktiv.

***Engele, Robert** wurde in Graz geboren. Er studierte Germanistik und Anglistik in Graz und Oxford. Seit 2003 Redakteur der "Kleinen Zeitung", in der seit 2008 regelmäßig ein Beitrag zu seiner Serie „Damals in Graz“ erscheint.

Beiträge zum Austria-Forum: Bisher fast 300 Beiträge zum Thema „Damals in der Steiermark“, wobei immer wieder neue Beiträge hinzugefügt werden.

***Gamauf, Gerald** ist Unternehmensberater und Informatiker. Studium des Allgemeinen Maschinenbaus und des Wirtschaftsingenieurwesens an der TU Graz.

Beiträge zum Austria-Forum: Von ihm stammt die Idee, Änderungen in der IT und durch die IT in möglichst vielen Beiträgen festzuhalten. Er selbst ist für mehrere Beiträge verantwortlich, hilft aber durch Kommentare und Anregungen zur Organisation der Informationen im Austria-Forum auch auf einer anderen Ebene.

***Geyer, Ernest** stammt aus Weißenbach bei Liezen. Studium: Automatisierte Anlagen- und Prozesstechnik an der FH Wels. Er ist Vizepräsident des Verbandes Österreichischer Höhlenforscher, Vorstandsmitglied der European Speleological Federation und des Vereins für Höhlenkunde in Obersteier und dadurch in vieler Hinsicht mit der Erforschung und Dokumentation von Höhlen beschäftigt.

Beiträge zum Austria-Forum: Mehrere Bücher, wie die „Höhlenkundlichen Berichte“ sowie viele weitere Einzelbeiträge und Bildsammlungen vor allen zum Iran.

***Greif, Franz** ist W. Hofrat i.R. Er war wissenschaftlicher Leiter der Abteilung für Agrarpolitik und Regionalforschung der Bundesanstalt für Agrarwirtschaft in Wien. Er fand über die Tätigkeit als Universitätsassistent an der Lehrkanzel für Sozialgeographie (und als Mitarbeiter der „Arbeitsgemeinschaft Ländlicher Raum“ den Weg zur Agrarraumforschung.

Beiträge zum Austria-Forum: Eine wachsende Sammlung von Beiträgen zur Landwirtschaft und zur Sozialwissenschaft.

***Günther, Johann** ist Österreicher. Technische Ausbildung als Hochbauingenieur. Er war Werkstudent Universität Wien, zwei Semester in Cambridge. Doktorat Universität Wien, Habilitation in St. Petersburg. War sein halbes Leben in der Industrie, die andere Hälfte an Unis, z.B. Vizepräsident der Donau-Universität.

Beiträge zum Austria-Forum: Diverse Beiträge und Reiseberichte, das Buch Veränderung in einer Generation, und zahlreiche Bände der Netties Tagung, die er mitorganisiert. Gehört zu den fleißigsten Buchbesprechern im Austria-Forum

***Halper, Georg** wurde in der Steiermark geboren. Nach der Matura, Jus-Studium (Doktorat und 1978 nachgereichter Magister) und Gerichtspraxis. Vom 1. 5. 1977 bis 30. 9. 2014 im Landesdienst (Steiermärkische Landesregierung), seit 1. 10. 2014 im Unruhestand.

Beiträge zum Austria-Forum: Halper verfügt über eine Opersammlung von ca. 500 Gesamtaufnahmen verschiedener Opern (Hauptgebiet Italien von Vaccaj bis Zandonai und Frankreich) - insgesamt ca. 800 Gesamtaufnahmen; ca. 50 Gesamtaufnahmen von verschiedenen Operetten (von manchen mehrere). Er hat darauf aufbauend fast allein den Bereich Komponisten und dort Opern aufgebaut. Besonders bemerkenswert ist es, dass Halper auch

unbekanntere Komponisten und Werke im Detail bespricht, wie man sie sonst in keiner WWW Sammlung finden kann.

(Siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Musik-Übersicht unter Komponisten)

***Hasitschka, Josef** wurde in Schladming geboren und ist Oberstudienrat i. R., Mag. in Germanistik und Geschichte, in welchen Fächern er am Stiftsgymnasium Admont tätig war. Dr. der Geschichte und Historiker (u.a. Korrespondent der Historischen Landeskommission f. Stmk.) Verfasser von etwa 30 Büchern über regionale Kultur- und Landschaftsgeschichte, daneben begeisterter Bergsteiger, Höhlenforscher und Vortragender.

Beiträge zum Austria-Forum: Betreut die Kategorie „Geschichten aus dem Ennstal“ und hat dem Austria-Forum über 25 Bücher und mehrere Einzelbeiträge zur Verfügung gestellt. Die vorliegende Biografie hat er als gestrenger Deutschlehrer durchkorrigiert: Der friedliebende H. steht mit der Beistrichsetzung und der Groß- und Kleinschreibung auf Kriegsfuß.

Hasitschka: Hermanns sprühende Gedanken und Phantasien galoppieren wie Sitting Bull beim Angriff am Little Bighorn, da bleibt beim Niederschreiben keine Zeit für hemmendes Rechtschreib-Regelwerk. Trotzdem mag ich ihn und kämpfe mich wacker durch das rote Battle-Field dieses korrigierten Biografie-Skriptums.

Anmerkung von H.: Hasitschka hat die gesamte vorliegende Biographie genau korrigiert, obwohl große Teile auch von anderen (wie Gamauf und vor allem Pachl) sorgfältig korrigiert wurden. Danke!

***Hauer, Kurt** wurde in Graz geboren. Nach mehreren Jahren in verschiedenen Firmen als Schlosser, hat er sich im zweiten Bildungsweg über Konstrukteur zum Berufsschullehrer weitergebildet und war von 1986 an Berufsschullehrer an der Landesberufsschule Graz 8 bis zu seiner Pensionierung. Seitdem widmet er sich noch mehr der Fotografie, vor allem in den Nachbarländern.

Beiträge zum Austria-Forum: Bisher hat Prof. Hauer ca. 800 Bilder aus Slowenien, 250 aus Polen, und 110 aus der Tschechischen Republik zur Verfügung gestellt, und arbeitet an weiteren.

***Hengl, Kurt** studierte Rechtswissenschaften an der Universität Wien und am Institut des Sciences Politiques in Paris. Er war Botschafter in vielen Ländern, zuletzt 2002-2007 in Israel. Seine Interessensgebiete sind Österreich, Religion, Geschichte, Politik, Astronomie.

Beiträge zum Austria-Forum: Trotz der kurzen Zeit als Mitglied des Editorial Boards hat Hengl bereits ca. 25 interessante Beiträge erstellt und weitere angekündigt.

***Hofmeister, Wernfried** ist Grazer und ist als Ao.Univ.-Prof. Dr.phil. im Bereich Mediävistik und Sprachwissenschaften am Institut für Germanistik der Karl-Franzens-Universität Graz tätig. Er ist seit 2015 Mitglied der Historischen Landeskommission für Steiermark und seit 2017 Vorstandsmitglied der HLK in ihrem Ständigen Ausschuss.

Beiträge zum Austria-Forum: Neben seinem Buch „Literarische Verortungen“ hat er dem Austria-Forum bisher schon mehr als 10 Beiträge (Seminararbeiten) zur Verfügung gestellt.

***Hohmann, Hasso** wurde in Ettlingen nahe Karlsruhe geboren. Er studierte in Graz Architektur und Ethnologie und habilitierte sich hier auch 1997 im Fach Baukunst. Seither hält er auch Vorlesungen an der TU Graz über Islamische und Altamerikanische Baukunst. Hohmann hat seit 1965 viele Studienreisen zur fotografischen und mitunter auch geodätischen Dokumentation von historischen Bauten in viele Teile der Welt unternommen.

Beiträge zum Austria-Forum: Er hat über 50 Bücher und hochinteressante Beiträge für das Austria-Forum zur Verfügung gestellt. Er war auch Initiator und viele Jahre verantwortlich für das ISG-Magazin und stellte 400 ungewöhnliche Bilder aus dem Jemen zur Verfügung. Sein Buch über den Jemen ist eine seiner Meisterleistungen. Für Ende 2021 wurde ein kleines Pilotprojekt für die Verwendung von tausenden seiner Bilder für Unterrichtszwecke mit NID genehmigt.

(Siehe u.a. <https://austria-forum.org/af/bib> unter Geographie-Hohmann.)

***Horizonte, Hanna** ist eine reiselustige fotografierende Österreicherin, die sich in die abgelegensten Teile der Welt begibt.

Beiträge zum Austria-Forum: 160 Bilder von einer Amazonas Reise, ähnlich viele aus Französisch Polynesien, 70 weitere von kaum besuchten/besuchbaren Inseln wie die das Butaritari Atoll, aber auch Bilder von Pitcairn, von Chile und den Oster Inseln, und zusammen mit H. Bilder zur Apulien Reise..

***Huber Gerhard** aus Leoben studierte Verfahrenstechnik und Maschinenbau Wirtschaft an der TU Graz, wo er auch promovierte. Er ist Profi-Fotograf, war Leiter Integration und Kommunikation bei Austrian Energy (Waagner Biro), gestaltete mehr als 150 Länderreportagen und publizierte den Bildband „Mystik der Wüste“, im Styria Verlag.

Beiträge zum Austria-Forum: Fast unzählbare viele (ca. 50.000!!!) exzellente Fotos aus vielen Ländern, die mit guten Beschreibungen zur Verfügung gestellt wurden. Das Austria-Forum traf mit den 50.000 nur eine kleine Auswahl und übersetzte die meisten Texte auch ins Englische. Die Geography Kategorie des Austria-Forum verdankt ihre Existenz in Wahrheit vier Hauptquellen: Huber und AirPano, das ca. 4.000 360° Panoramen, mehrere hundert interaktive Filme und ca. 600 Geschichten zur Verfügung stellte, vermehrt um die vielen Bilder von Ewald Judt bei austria-forum.org/af/bib unter Buchverweise, und die professionellen Aufsätze von Jontes (s.u.)

***Jaburek, Walter** aus Hartberg. Ein Doktorat in Jus, eines in Informatik. Ungewöhnliche wissenschaftliche und berufliche Karriere. Beiträge zum Austria-Forum: Unzählige Male Auskünfte bzw. Berater in Rechtsfragen, die das Austria-Forum betreffen.

***Jontes, Günther** ist ein Grazer und sicher der bekannteste Volkskundeprofessor der Steiermark. Die ihm verliehenen Ehrungen die ehrenvollen und wichtigen Organisationen die er vertritt, diverse Förderpreise und über 300 Publikationen (darunter 65 Bücher) sagen nicht alles, nämlich nicht, dass er eine Schar von Studentinnen und Studenten zum Master oder Doktor führte.

Beiträge zum Austria-Forum: Bei den digitalisierten Büchern im Austria-Forum scheinen zurzeit 37 Bücher unter Jontes auf, davon sind allerdings 10 von seiner Gattin Liselotte verfasst, der

seinerzeitigen Chefin der Universitätsbibliothek Leoben. Neben den Büchern betreut Prof. Jontes die Kategorie „Weltreisen“ bei den Essays mit derzeit 75 tiefeschürfenden Beiträgen mit zusammen auch fast 3.000 Bildern. Jontes betreut auch die Kategorie „Europa Nostra“ mit zurzeit auch schon über 50 Beiträgen.

(Siehe unter austria-forum.org/af/Verweise.)

***Judt, Ewald** ist Österreicher. Er studierte an der WU Wien Betriebswirtschaftslehre, wo er 1975 sein Doktorat in Wirtschafts- und Sozialwissenschaften erwarb. Dann arbeitete er in verschiedenen Positionen im österreichischen Sparkassensektor. Von 1980 an war er Geschäftsführer von Eurocard Austria und deren Nachfolge Gesellschaften. Von seinem Erwerbsjob verabschiedete er sich Ende 2011. Nach seiner Promotion war er Lehrbeauftragter und ist seit 2005 Honorarprofessor an der WU, wo er in Lehre und Forschung tätig ist.

Beiträge zum Austria-Forum: Mehr als 10.000 Bilder von Wien, und zusätzlich ca. 2.000 Fotos von Wiener Graffiti. 14 Bildbände von Italien bis USA, siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Buchverweise. Von den Bildern aus den USA stammen ca. 1.500 von Judt. Auch Bilder von Holland und Teneriffa, eine Sammlung von Labyrinthen weltweit bietet Judt, und mehr.

***Krusche, Martin** ist in der Steiermark geboren. Er ist gelernter Buch-, Kunst- und Musikalienhändler. Arbeitet seit 1977 als freischaffender Künstler. Ursprünglich als Autor tätig, beständig Lyriker, wurde er zu einem frühen Akteur der österreichischen Netzkultur-Szene. Krusche ist heute Repräsentant einer stark konzeptuell gewichteten „*Kunst unter Bedingungen der Vernetzung*“, wobei er verschiedene Genres kombiniert. Krusche fragt stets auch nach den Bedingungen der Kunst, also nach gesellschaftlichen Verhältnissen. Das ist eines der Motive für das kulturelle Labor „*Kunst Ost*“. Dabei geht es um kulturpolitische Optionen, Gegenwartskunst, Wissensarbeit und Sozialgeschichte im Rahmen eigenständiger Regionalentwicklung.

Beiträge zum Austria-Forum: Er ist zuständig für die große Kategorie Volkskultur und Mythen, die er (hier gekürzt) etwas ungewöhnlich

unterteilt in: Nächste Spuren (Kunst, Kultur, Wissenschaft); Graz 2020: Kooperation; Auf 20 Jahre; Feuilleton (Texte & Textleisten); Krusches User-Site mit einem Überblick über fast 100 Beiträge; Stoff aus Jahrzehnten. Krusche ist auch regelmäßig mit neuen Beiträgen zu Neuigkeiten vertreten.

(Siehe Austria-Forum/af/bib unter Neuigkeiten)

Er scheint unter Highlights und unter live auf , wobei das Letztere im Übrigen weniger für Veranstaltungen verwendet wird als gedacht, stark ausgelöst durch Corona. Siehe vor allem auch ganz am Ende dieses Buches die Anmerkung 9.

***Mader, Bernd** ist in Wien geboren. Nach dem Besuch der Volksschule in Wattens übersiedelte er mit der Familie nach Graz und absolvierte die Mittelschule am BRG Kirchengasse mit anschließender Matura 1960. Nach dem Präsenzdienst begann er ein Pharmaziestudium, das er 1969 mit der Sponson zum "Mag. pharm." abschloss. Während seiner Berufstätigkeit (1968 - 1984) in öffentlichen Apotheken in Graz inskribierte Mag. Mader das Studium der Volkskunde (Nebenfach Ethnologie) und beendete dieses 1987 mit der Promotion zum "Dr. phil.". Von 1984 bis 2006 war er Anstaltsapotheker und „Approved Hospital Pharmacist“ im LKH-Univ. Klinikum Graz, bzw. ab 1998 dessen stellvertretender Leiter. Er war auch bis 2006 Konsiliarapotheker für sechs steirische Landesspitäler und viele Jahre lang Mitglied des Vorstands der Österr. Apothekerkammer.

Beiträge zum Austria-Forum: Neben drei Büchern hat er dem Austria-Forum 5 interessante Beiträge und zusammen mit seiner Frau fast 900 Bilder über Laos, Indien, Peru und Irland zur Verfügung gestellt.

***Maurer, Hermann** wurde in Wien geboren, studierte Mathematik/Informatik an der Uni Wien und kam nach diversen Umzügen 1977 als erster Informatikprofessor nach Graz, wo er die Chance ergriff, eine substantielle Informatik aufzubauen. Er ist seit 2007 emeritiert, hat aber das Recht, nach wie vor an der TU aktiv zu bleiben. Er konzentriert sich dabei auf das Austria-Forum und digitale Bücher.

Beiträge zum Austria-Forum: Siehe Link in der Fußzeile seines Eintrags im Editorial Board.

***Müller, Heimo** wurde 1965 in St. Georgen, einem kleinen Ort in Kärnten unweit der Slowenisch-Kärntnerischen Grenze geboren. Er studierte Mathematik in Graz und Wien. Seine berufliche Laufbahn begann er in den Bereichen Computergraphik und Multimedia bei Joanneum Research am Institut für Digitale Bildverarbeitung und Computergraphik sowie am Institut für Informationssysteme. Besonders hervorzuheben sind seine Arbeiten im Gebiet Film und Video, welche die Aspekte Speicherung, Indizierung, Archivierung und Restaurierung umfassen. Als Marie-Curie Research Fellow an der Freien Universität Amsterdam beschäftigte er sich mit der Modellierung semantischer Strukturen in Bewegtbildsequenzen und wieder zurück in Graz war Heimo Müller Gründungs-Studiengangsleiter des Studiengangs Informationsdesign an der Fachhochschule Joanneum. Derzeit forscht Heimo Müller an der Medizinischen Universität Graz im Gebiet Visual Computing und Informations-Design. Seine Arbeiten machen große medizinische Datensammlungen in Biobanken überblickbar und ermöglichen die visuelle Darstellung abstrakter Zusammenhänge.

Beiträge zum Austria-Forum: Einerseits das Blogmobil und alles was sich daraus ergab.

Siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Blogmobil)

Ferner hat er zwei große Bildsammlungen zu Siebenbürgen und diverse Buchbesprechungen erstellt und unterstützt das Konzept Austria-Forum live.

***Pachl, Walter**, geboren in Wien. Ausbildung am Technologischen Gewerbemuseum (TGM), Studium an der Technischen Hochschule Wien (Nachrichtentechnik), 25 Jahre im IBM Laboratorium Wien, Entwicklung von Systemsoftware und Programmprodukten, Spezialisierung auf Testen. Danach 18 Jahre Programmierung in einer Bank mit wechselnden Eigentümern und mit verschiedenen Arbeitsverträgen. Spezialgebiete: Programmierung und Fehlererkennung... auch im Austria-Forum!

Beiträge zum Austria-Forum: Pachl war und ist einer der größten Stützen des Austria-Forums, tritt aber selten in Erscheinung. Er hat u.a. aus diversen Büchern die Bilder in Bildsammlungen zusammengestellt. Das gilt z.B. für die über 8.000 Bilder aus dem 24 bändigen KPW; Tausende Bilder aus: Mein Österreich, mein Heimatland ; Alle Bilder aus dem Klassiker Giftgewächse in den Alpen; Alle Bilder aus dem 8 bändigen Pierers Konversationslexikon; Die Bilder aus dem alten Kreuter Buch ; Die Bilder aus dem Mineralienbuch ; Die Bilder aus dem Buch Im Fernen Osten.

Airpano hat dem Austria-Forum ca. 3.000 Panoramas in ca. 350 Sets zur Verfügung gestellt. Für jeden Set gibt es eine kurze schöne Bildgeschichte, die Pachl mit Genehmigung von Airpano extrahiert und ins Austria-Forum gelegt hat. Gehe bei austria-forum.org/af/bib zu Geographische Geschichten. Jede, hinter der (AP) steht, wurde von Pachl eingespielt! Pachl hat darüber hinaus unglaublich oft Fehler entdeckt und moniert: Er hat ein Argus-Auge, das H. oft zur Verzweiflung bringt, das aber die Qualität des Austria-Forums sehr verbessert. Wie schon frühere erwähnt war er einer der entscheidenden Korrekturleser dieses Werkes.

***Rampf, Walter.** Kindheit in Walchsee, Kirchberg i. T. und Kirchbichl. Musisch-Pädagogisches Bundesrealgymnasium Innsbruck, Matura 1968. 1968 – 1970 Pädagogische Akademie Innsbruck. Seit 1970 Lehrer in Axams (Polytechnischer Lehrgang Seit 1987 Schulleiter (Volksschule Axams). Ab 2007 auf fotografischer Pilgerreise zu allen Kirchen Tirols.

Beiträge zum Austria-Forum: Der letzte Satz sagt alles. Rampf hat wirklich von jeder Kirche in Tirol (inklusive Südtirol) die Geschichte, Außenaufnahmen und Innenaufnahmen mit Erläuterungen in fünf dicken Bänden gesammelt. Ein unglaubliches Lebenswerk!

PS: Es gibt unter Kunst und Kultur einen eigenen Bereich Sakralbauten, wo die Bücher natürlich auch erwähnt sind. Aber es gibt für kein

anderes Bundesland etwas Vergleichbares, obwohl einige der Kirchen in Graz vom leider schon verstorbenen Freund und Kollegen Werner Gobiet mit unglaublicher Genauigkeit und Liebe präsentiert werden.

***Röhler, Leopold** wurde in Wiener Neustadt geboren. University of Vienna: 1973: Graduation for doctorate LL.D. Professional Experience: 1958 – 1990: Banking Business at Austrian Länderbank; different functions: refinancing and loan business, marketing, creating new organisation structures, product management, payment systems; last position at Länderbank: Head of Private Banking, 1990 - 1993: MerKur Bank (100% daughter of Länderbank): Member of Managing Board (responsible for refinancing, organisation, administration and legal affairs). Other Functions and Activities: Member and for 6 years Chairman of the Board of Directors of Eurocard Austria Company and Board of Directors Member of Eurocard International. Member of Board of Directors of the Austrian Cash dispenser Company "GABE". 1989-2003: Lecturer for Banking business at the Banking Institute of University of Economics, Vienna. He also was a lecturer for Banking Business and Banking Law at Colleges of higher Education (called "Fachhochschule") in Vienna and Innsbruck and gave seminar lectures for national and international banks.

Beiträge zum Austria-Forum: Bildsammlungen (oft mehrteilig) aus verschiedenen Städten und Ländern, wie z.B. Wroclaw, Polen; Aachen ; Bamberg ; Görlitz ; Heilbronn ;Schleswig Holstein; Trip through Germany ; Andalusien ; Liberec; Holland . Die Bilder sind von hoher Qualität, obwohl sie oft Innenaufnahmen von z.B. Sakralbauten sind.

*** Schäffer, Johanna und Herbert.** Johanna geboren in Traunkirchen mit Matura in Gmunden und nachfolgendem Lehramtsstudium; Herbert in Salzburg, Matura in Salzburg, Studium Wirtschaftsingenieur - Maschinenbau an der Technischen Universität Graz; Graduierung zum Diplom-Ingenieur 1965.

Beiträge zum Austria-Forum: Bisher 10(!) Bücher, im Wesentlichen in Verbindung mit dem Schloss Hagen in Linz.

***Schinzel, Britta**, geboren in Wien, aufgewachsen ebendort und in Innsbruck. Sie studierte Mathematik, Physik, Philosophie und Musik und promovierte in Mathematik. Sie habilitierte in Theoretischer Informatik an der TH Darmstadt. Von 1981 bis 1991 war sie Professorin (C3) für Theoretische Informatik an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen, wo sie zunehmend interdisziplinär arbeitete. Von 1991 bis 2008 (Ruhestand) war sie Professorin (C4) für Informatik und Gesellschaft an der Universität Freiburg, wo sie sich mit verschiedensten analytischen und konstruktiven Themen von Informatik und Gesellschaft, der Theorie der Informatik, wie Grundlagen der Informatik, Begriffsklärungen, Rechtsinformatik, TA, insbesondere aber auch einerseits mit Gender Studies in Naturwissenschaft und Technik, insbesondere Informatik, andererseits mit Neuen Medien in der Hochschullehre beschäftigt.

Beiträge zum Austria-Forum: Ein knappes Dutzend von Beiträgen zu verschiedensten Themen und der Zusage, dass noch mehr kommt.

***Schützl, Günther** (mit eigenen Worten): *Gebürtiger Badener, lebt (als Schriftsteller) mit der Gunst des Schicksals, sein Leben nicht in Abhängigkeit von seiner Schreibkunst fristen zu müssen und daher nach Lust und Animo zwischen grundverschiedenen Schreibstilen und Literaturgattungen pendeln zu können. Folgerichtig verfasste er zwischen 1982 und 2019 immerhin 14 Bücher! Da der Autor schon seit jungen Jahren Interesse an publizistischer Tätigkeit zeigte, verband sich dies auch mit langjähriger, unbezahlter Tätigkeit als Rezensent von Bühnenmusicals. Beruflich bewegte er sich 45 Jahre seines Lebens in der Sozialversicherung und war einerseits mit der Abrechnung diverser Rettungsorganisationen befasst sowie andererseits als Case Manager tätig mit der Aufgabe, schwer erkrankten Menschen wieder Perspektiven oder Hilfe angedeihen zu lassen. Für seine Heimatstadt saß er zehn Jahre lang im Gemeinderat. Er ist seit Anfang 2020 Archivar im Badener Kaiser Franz Josef-Museum. Schützl ist begeisterter Bergwanderer und durchquert liebend gerne Süßwasserseen mit der Kraft seiner Arme.*

Beiträge zum Austria-Forum: Er stellte zehn seiner Bücher dem Austria-Forum zur Verfügung, wo sie also kostenlos lesbar sind.

PS von H.: Mir gefällt „Mythos Venedig“ als Kombination schöner Bilder mit eigenen Gedichten besonders gut.

***Seebacher, Robert.** Robert über sich: *"Ich entdeckte bereits in den frühen 80er-Jahren meine Liebe zur Fotografie. Vor allem bei meinem Hobby, der Höhlenforschung, habe ich immer gerne fotografiert. In meinen Schränken lagern nun Unmengen von Dias, die ich momentan digitalisiere. Eine Praktica MTL 5 war lange mein Wegbegleiter. Seit Ende 2003 habe ich vollkommen auf digitale Fotografie umgestellt. Mit meiner Olympus SP 350 habe ich ab 2006 auch einige sehr schöne Höhlenfotos geschossen. Nun habe ich mir aber endlich eine digitale Spiegelreflexkamera geleistet. Mal sehen was ich mit meiner Pentax k20d so alles einfangen werde."*

Robert Seebacher ist Obmann des sehr aktiven Vereins für Höhlenkunde Obersteier, der es auch dem Herausgeber der Schriftenreihe Ernest Geyer verdankt, dass er weit über die Grenzen der Steiermark bekannt ist (siehe Geyer weiter oben).

Beiträge zum Austria-Forum: Unzählige kurze und längere Beiträge im Bereich Höhlenforschung, teils als Berichte, teils als kleine Broschüren. An Höhlen Interessierte werden nicht enttäuscht sein. Seebacher hat auch einige seiner Bilder zur allgemeinen Verwendung unter CC (etwa um Bad Mitterndorf besser zu zeigen) zur Verfügung gestellt.

***Stock, Karl** ist ein gebürtiger Grazer. 1959 wurde er Mitarbeiter der Universitätsbibliothek Graz, 1969 promovierte er zum Dr. der Staatswissenschaften und wurde 1974 Bibliotheksdirektor der Technischen Universität Graz. Karl Stock hat sich in den letzten 50 Jahren in seiner Freizeit in Theorie und Praxis intensiv mit der Exlibris-Kunst beschäftigt. Diese Exlibris-Kunst - mit dem Aufkommen der digitalen Medien etwas in Vergessenheit geraten - erlebt jetzt wieder einen Aufschwung. Mit der Erfindung des Buchdrucks hatte sich das

Bucheignerzeichen zuerst als Wappen-Exlibris, dann als künstlerisch gestaltete Kleingraphik etabliert. Karl Stock hat selbst an die 90 Exlibris in der Technik des Linolschnitts und zahlreiche Monotypien geschaffen, die 2007 in einer Sonderausstellung zu seinem 70. Geburtstag in der Steiermärkischen Landesbibliothek präsentiert wurden. Gemeinsam mit Rudolf Heilinger und Marylène Stock veröffentlicht Karl Stock seit 1976 eine "Bibliographie österreichischer Bibliographien, Sammelbiographien und Nachschlagewerke". Seit 1997 ist Hofrat Dr. Karl F. Stock in Pension und widmet sich nun ganz den Bibliographien, seiner Exlibris-Sammlung und den Linolschnitten.

Beiträge zum Austria-Forum: 15 Bücher von ihm sind nun im Austria-Forum lesbar!

***Vetter, Harald** wurde in Graz geboren, ist aber ein halber Wiener und von ebendort aus einer Künstlerfamilie stammend. Studierte Ethnologie, Kunstgeschichte und Germanistik, Dr. phil. Danach im Buchhandel Leykam und im „Styria Verlag“ als Außenlektor und Scoutleser tätig, überdies Literaturkritiker für mehrere Zeitungen. Schließlich Eintritt in den Steirischen Landesdienst, dort Leiter des Jagdmuseums Schloss Eggenberg, dann wissenschaftlich für Landesausstellungen und später bis 2013 leitend für Regionalmuseen und volksculturelle Angelegenheiten der Steiermark verantwortlich, ebenso auch für die Peter Rosegger- Landesgedenkstätten in Krieglach und am Alpl. Begann früh zu zeichnen und zu malen. Während der Studienzeit erste Veröffentlichungen von Prosa und Lyrik in den 70er Jahren. Zahlreiche kulturhistorische Publikationen und Vorträge. Der Entschluss, sich künstlerisch fast nur auf die Lyrik zu konzentrieren, wurde um 1980 gefasst und seitdem nicht mehr aufgegeben. Allerdings wirkte sich das zumeist etwas turbulente Berufsleben ziemlich hemmend auf diese „Parallelexistenz“ aus. Trat schließlich 2013 in den Vorruhestand, lebt und arbeitet seitdem als Autor und Kunstexperte in Graz.

Beiträge zum Austria-Forum: Neben Kostproben aus seiner Lyrik hat er bisher bereits 19 interessante Beiträge dem Austria-Forum zur Verfügung gestellt.

***Waldbär, VI.** (richtiger Name dem Austria-Forum bekannt). Link auf seiner offiziellen Seite zu „seinem“ Lebenslauf.

Dort findet man aber auch seine Beiträge zum Austria-Forum: Dies sind in erster Linie die Bildsammlungen: Herrliche Natur (wirklich toll); Funtastische Bilder; Es lebe der Sprühling (macht dem Graffiti von Judt Ewald Konkurrenz); Persönlichkeiten aus Schnee und Eis ; Windows einmal anders und harmlos . Anderes: Mitarbeit an Phantastische Flora und Fauna; Begriffe; Dialektworte.

***Wallnöfer, Heinrich.** (Stark gekürzter Lebenslauf:) 1920 geboren in Klagenfurt als Sohn des Korvettenkapitäns i.R. Franz Wallnöfer. Sohn des Moosforschers und Gewehrfabrikanten Anton W. und der Auguste Scherrl (Tochter des Kapitäns weiter Fahrt und Werftgründers Johann Heinrich Scherrl); Ab 1934 ständige politische Tätigkeit auf der legitimistischen Seite, „Landesleiter“ Ottonia und Leiter der Jugendgruppe des Marineverbandes; 1938 kurze Emigration; 1939 Beginn Medizinstudium, ab 1940 Militärdienst „Hilfsarzt“, verschiedene Widerstandsaktionen; 1945-48 Direktor der Volkshochschulen „Margareten“ und „Urania“; 1948 Promotion zum Doktor der gesamten Heilkunde, Praxiseröffnung, Gastarzt im Kaiser Franz Josef Spital und am Hygienischen Institut der Universität Wien. 1949 - 1961 Herzstation der Wiener Poliklinik ; 1953 Erteilung des Patentbesitzes auf ein Gerät zur Herzwiederbelebung; 1960 mit der Leitung der "Landesstelle Österreich der Deutschen Gesellschaft für ärztliche Hypnose und Autogenes Training" beauftragt. 1966 Leiter der Forschungsstelle und der Abteilung für psychosomatische Medizin des Heilbäderforschungsinstitutes Salzburg; 1969 Gründung der „Österreichischen Gesellschaft für ärztliche Hypnose und Autogenes Training“, heute ÖGATAP; 1971 Oberstleutnantarzt der Reserve der österr. Luftstreitkräfte; 1974 Herausgabe des „Journal für Hypnose und Autogenes Training“, heute "Imagination" der ÖGATAP; 1974–1988 diverse Lehraufträge für Psychotherapie an den Universitäten Bochum, Fribourg, Innsbruck, Wien; 1990 bis heute: Advisory Editor

des Japanese Journals of Autogenic Psychotherapy, Tokyo; 2000
Research Fellow der Komazawa Universität Tokyo .

Beiträge zum Austria-Forum: Siehe Link am Ende der Editorial Seite.
Bücher, die über das Austria-Forum gelesen werden können: Das
Lazarett in der Frauenstrafanstalt; Auf der Suche nach dem Ich; Von
Ungefähr; Seele ohne Angst; Das Weinen und ich; Die Geschichte der
Psychotherapie in Österreich; Autogenics 3.0; Gitarrenmusik des
19.und 20. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum (Zur Verfügung
gestellt von Wallnöfer).

***Welan, Manfred** wurde in Wien geboren und legte 1955 die Matura
mit Auszeichnung am Elisabethgymnasium in Wien ab. Anschließend
absolvierte er ein Studium der Rechts- und Staatswissenschaften an
der Universität Wien, 1961 mit der Promotion zum Dr. jur. abschloss.
Darüber hinaus absolvierte er ein Studium der Politikwissenschaft als
Autodidakt. Hier einige der vielen Erfolgssteine aus seinem Leben:
1962-1966 Sekretär und Schriftführer im Verfassungsgerichtshof;
Ministerialkommissär; 1968/69 Professor für Rechtslehre – Institut für
Rechtswissenschaften – Universität für Bodenkultur Wien; 1975-1977
Prorektor der Universität für Bodenkultur Wien; 1977-1981 Rektor,
dann Vizerektor bis 1984; 1979-1981 Präsident der Österreichischen
Rektorenkonferenz; 1991-1993 (wieder) Rektor der Universität für
Bodenkultur Wien und 1994-2001 Vizerektor; 1991-2000
Vizepräsident der Österreichischen UNESCO-Kommission; Seit 2003
Präsident der UNESCO-Gemeinschaft Wien; 2005 Emeritierung.

Beiträge zum Austria-Forum: Sieben große Beiträge. Vor allem stellte
er 9 seiner Bücher dem Austria-Forum zur Verfügung, und diese sind
dort nun zu lesen: Bücher wie etwa „Kultur und Politik, Politik und
Kunst“ oder „Ein Kind meiner Zeit“ aber auch ganz andere Themen
wie „Das grüne Juwel“ (der Türkenschanzpark). Daneben berät er als
Mitglied des Vereins „Freunde des Austria-Forums“ diesen in
wichtigen Angelegenheiten.

***Wolf, Helga-Maria** wurde in Wien geboren. Einige Meilensteine in
ihrem Leben waren: 1980 Dr. phil. (Europäische Ethnologie,
Kunstgeschichte); 1980-1984 Redaktionsmitglied "Die Presse"; 1984-

1987 Freiberufliche journalistische Tätigkeit; 1987-2004 ORF (Als Leiterin Redaktion Großstadtleben und Ressort Religion im Studio Wien, dann bei Studio Niederösterreich, gestaltete sie zahlreiche Radiosendungen und Sendereihen sowie Fernsehbeiträge und -filme). 2008 Verleihung des Berufstitels Professor; seit 2009 Mitherausgeberin Austria-Forum; 2013 Kulturpreis des Landes Niederösterreich (Würdigungspreis Volkskultur und Kulturinitiativen).

Nachdem sie schon die HAK-Matura und das Studium an der Universität nebenberuflich absolviert hatte, schloss sie auch später einige Zusatzausbildungen ab: Erwachsenenbildner (Zertifikat 1986), Fernkurs für Theologie (1987), Lebens- und Sozialberater (Konzession 1996), Wirtschaftscoach (Diplom Wiener Trainer Akademie 1997).

Bisher schrieb sie ca. 20 Bücher und zahlreiche Artikel zu kulturellen und religiösen Themen. Ihr Buch "Verschwundene Bräuche" findet man bei den Web-Books. Außerdem wurden "Weihnachten - Kultur und Geschichte" sowie "9 Wege im 9." ihres Vaters Prof. Alfred Wolf, bei dem sie mitgearbeitet hat, in das Austria-Forum aufgenommen.

Beiträge zum Austria-Forum: Die vielzitierte Sammlung und Kategorie ABC zur Volkskunde Österreichs, mit mehr als 1000 Stichworten (fast alle mit Fotos von Alfred und Doris Wolf illustriert) sowie viele einschlägige Beiträge in der Wissenssammlung Heimatlexikon. Seit einem Jahrzehnt betreut sie die die Kategorie Bücher über Österreich mit inzwischen mehr als 600 Rezensionen. Ein besonderes Anliegen ist ihr nicht nur die Vorstellung von Museen sondern auch die Information über aktuelle Ausstellungen in Wien und Niederösterreich. Gemeinsam mit Peter Diem betreut sie die Wissenssammlungen Biographien, Denkmale, Erfinder, Schicksalsorte und Sakralbauten. Dr. Wolf hat entscheidend bei den schönen Bundesländerlexika mitgewirkt.

(Mehr zu Wolf wie zu allen Herausgebern bei austria-forum.org/af/bib unter Editorial Board und dort unter dem entsprechendem Namen.)

***Wunderer, Anselm** wurde 1944 in Wien geboren. Er befasste sich bereits in der Kindheit mit Fotografie (machte seine ersten Aufnahmen mit einer primitiven Box Kamera) und schon bald mit der Ausarbeitung der Bilder. Ab 1960 bei Kodak in Wien eine kaufmännische Lehre. Die ersten Diaserien für Vorträge in kleinem Rahmen entstehen. In diese Zeit fallen auch die ersten fachlichen Publikationen. Anschließend war er im Bereich Technische Beratung tätig, ehe er sich von 1966 bis 1968 in Hamburg der Werbung und Verkaufsförderung zuwandte und die fotografischen Erfahrungen erstmals in die Gestaltung und Produktion von Werbemitteln einbrachte. Nach Österreich zurückgekehrt, war Anselm F. Wunderer ab 1968 mehr als drei Jahrzehnte für die Marke Leica in tätig: Von kaufmännischen Aufgaben bis hin zur Vertriebsleitung, nebenbei begann er schon in den 1980er Jahren, Seminare, Schulungen und Workshops abzuhalten und gründete die LEICA-Schule Österreich. Zahlreiche Auslandsreisen brachten das Bildmaterial für ein umfangreiches Archiv und zur Produktion von Ton-Diaschauen. Es folgten viele Publikationen zum Themenkreis Fotografie und Werbung. Seit 1997 ist Anselm Wunderer Präsident der Photographischen Gesellschaft.

Beiträge zum Austria-Forum: Sein großartiges Buch Hallstatt, die ungewöhnliche Bildsammlung Wien –anders gesehen und Wunderer als Fotokünstler bei „Zeitgenössischer Kunst“.

9.28: Anderer Autoren, Informationsquellen und wichtige Helfer

Neben den Editoren gibt es anderer Benutzer, die auch ihr Wissen zur Verfügung stellen.

Einerseits gibt es ja zeitgenössische bildende Künstler, die ihre Werke zur Verfügung stellen, oder ihre Gedichte.

(Siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Bildende Kunst bzw. Gedichte)

H. darf dabei auf seinen Freund Professor Dr. Wolfgang Eichhorn seinerzeit Professor und Kollege von H. in Karlsruhe besonders hinweisen.

Alle, die sich registrieren, bekommen ja einen Bereich, in dem sie und nur sie alles anbieten, was sie wollen. Alle, die ernsthaft mitmachen wollen, bitte H. unter hmaurer@iicm.edu kontaktieren. Eine andere Möglichkeit ist ein Angebot im Community Bereich, wo jeder registrierte Benutzer arbeiten kann, wo aber Beiträge von Mitgliedern des Editorialboards „kontrolliert“ werden.

Zurzeit gibt es drei Personen die in diese Gruppe sicher passen.

(Siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Neue Autoren Graupp, Lanz und Strahlhofer!)

Charlotte Graupp hat schon über 200 schöne Beiträge verfasst, die meisten haben mit alten Begebenheiten oder Personen in Österreich zu tun und beruhen auf Geschichten bzw. Bildern aus der ONB, wobei es wichtig wäre von Beiträgen aus dem Austria-Forum z.B. über Kommentare mehr auf die Beiträge zu verlinken, das sie sonst nur über die Suche zu finden sind. Da Graupp den Beiträgen kaum Metadaten zuordnet, findet man die Beiträge auch über die Suche oft nur schwer.

Ernst Lanz hat eine interessante Mischung von schon ca. 300 Geschichten und Bildsammlungen. Thematisch stehen berühmte Persönlichkeiten, Geschichte und Kultur im Vordergrund, sowie Bildsammlungen. Seine Beiträge bestechen dadurch, dass sie gut zu anderen Beiträgen z.B. im Austria-Forum verlinken sind, wobei Lanz die Möglichkeit mit Kommentaren, die man an Austria-Forum Beiträge anhängt, auch zu seinen Beiträgen zu verlinken immer mehr benutzt.

Manfred Strahlhofer überzeugt mit einer Sammlung von Fotos aus der Steiermark, konzentriert um seinen Wohnort Weiz, aber auch weit darüber hinaus. Ferner hat er zwei Bücher (Naturführer) verfasst, die nun auch digital im Netz liegen. Bitte weiter so!

Nicht übersehen werden darf, dass viele der Beiträge nicht von hier explizit erwähnten Personen geschrieben wurden, ja manchmal auch nur die Quelle, aber nicht die Person bekannt ist.

Schließlich enthält das Austria-Forum alle Beiträge aus dem Österreich Lexikon (einige inzwischen leicht überarbeitet), wo man bestenfalls die Redaktionsgruppe feststellen kann. Die Beiträge im AustriaWiki sind ja auch nicht (oder nur durch mühsame Recherche) bestimmten Autoren zuordenbar. Die Panoramabilder und Filme von Airpano tragen hingegen die Namen der Verfasser, auch die Beiträge aus Zeitschriften. Hingegen stammen die Nicht-Bild-Informationen in der Kategorie Geographie aus dem IA World Factbook bzw. aus Datenbanken der UNESCO und UNO, die oft nicht explizit erwähnt werden. Die Sammlung Zeitgenössische Künstler

(Siehe bei Austria-Forum.org/af/bib unter Bildende Kunst)

Wie z.B. die Bilder von Bouvier, Daxböck, Gabriel, Ganser, Gollowitsch, Gössler, Hackl, Merzinger, u.v.m. entsteht basierend auf den Initiativen der Künstler und Künstlerinnen. Die Filme und Volografien stammen von einem Autor, der nicht genannt werden will, usw.

(Siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Volografie)

9.29: Das Austria-Forum heute und seine Zukunft

Das Austria-Forum hat sich zahlenmäßig gut entwickelt. Es hat jetzt jährlich ca. 2,5 Millionen verschiedene Benutzer und deutlich über 5 Millionen Pageviews pro Jahr, und es enthält über 1,3 Millionen

Medienobjekte, darunter 3000+ digitale Bücher, Tendenz in allen Aspekten ständig steigend.

Freilich wurde schon im Bericht zum Jahr 2015 darauf hingewiesen, dass das Austria-Forum einer gewissen Erneuerung bedarf. Im Rahmen der Überholung der Software und der Benutzerschnittstellen des AF, nun doch schon über 15 Jahr alt, wird es auch sinnvoll sein, die Suche (abgesehen von Verbesserungen) auf Server auszudehnen, die man als qualitativ hochstehend einstufen kann. D.h. das Austria-Forum wird auch zu einer Suchmaschine, die andere Server „aberntet“, wie es auch Google tut, aber es geht beim AF „nur“ darum, eine mäßig große Anzahl ausgewählter Server abzuernten, sprich deren Inhalte nicht auf das AF zu verlagern, aber bei einer Suche dort auffindbar zu machen.

Es gibt weitere große Schritte in die Zukunft.

Es sollte möglich sein, zu gewissen Themen ein Diskussionsforum einzurichten, bei dem alle mitschreiben können. Ein Verantwortlicher kontrolliert und ergänzt oder löscht fallweise Beiträge. Denn wieso gibt es zwar immer wieder Umfragen, aber warum kann nicht jemand das AF beauftragen ein Diskussionsforum „30 km Höchstgeschwindigkeit in Wien innerhalb des Gürtels?“ „Wollen Sie eine Seilbahn auf den Plabutsch?“ „Sollte man nicht leere Kinosäle anmieten, um die Anzahl von Schulkindern an einem Ort zu verringern?“, „Auf welche Heizung soll ich umstellen, wenn es bei mir keinen Fernheizungsanschluss gibt und keine Genehmigung für mehr Bohrungen für Erdwärme?“, usw. In der Implementation digitaler Materialien als NID Buch (siehe unten) ist dieser Punkt bereits berücksichtigt, gilt aber eben zurzeit nur innerhalb der NID Bücher.

Besonders wichtig: Das Konzept der Web-Books ist veraltet. Ein neues Konzept ist inzwischen fertig implementiert, könnte auch durch Verkauf an Bibliotheken zur Finanzierung des AF beitragen, siehe dazu den folgenden Abschnitt NID Bücher.

Ein ganz wichtiger, aber mit viel neuer Arbeit (und daher auch notwendiger Finanzierung) verbundener Aspekt ist das Auffinden exzellenter Gruppen, die (gegebenenfalls gegen eine gewisse Vergütung) als Fragenbeantworter zur Verfügung stehen. Das könnten z.B. Server der Bundesregierung sein, bei denen für gewisse Fragenkomplexe entsprechende Gruppen eingesetzt werden. Es ist eine große, aber wichtige Aufgabe, für alle Österreicher und Österreicherinnen wichtige Fragen an Organisationen stellen zu können, die sie dann professionell beantworten. Das Austria-Forum würde dann immer mehr als Drehscheibe fungieren: Es zeigt gleich beim Einstieg jene Bereiche, die für alle wichtig und die bereits abgedeckt sind, in dem Sinn, dass man gezielt Fragen stellen und professionelle Antworten erwarten kann, sei es Medizin, Ausbildung, Energie, Verkehr, Klima, usw.. Dazu müssen externe Gruppen gefunden werden: Das könnten sein: Universitätseinrichtungen, Sektionen in Ministerien, andere Bundes- oder Landeseinrichtungen, Museen, Forschungsstellen usw., deren Seriosität und Objektivität außer Zweifel steht.

Die Aufgabe der Leitung des Austria-Forum ist es also in Zukunft nicht nur das Editorial Board auszubauen, sondern (a) verlässliche Server zu finden, die einer Aberntung für die Suche zustimmen (ist ja Werbung für sie!), (b) die Einrichtung von Diskussionsforen ermöglichen, (c) eine Anzahl antwortbereiter Einrichtungen zu finden, die für ihre Tätigkeit je nach Struktur auch fallweise eine finanzielle Vergütung benötigen werden. Es muss den Benutzern möglich werden Fragen zu stellen wie: „Ich hatte Covid 19--- kann ich nun trotzdem noch andere Personen anstecken?“, „Ich möchte einen Einspruch gegen den Bescheid xyz einreichen, wie muss ich vorgehen?“, „Ich wurde nach 20 Jahren fristlos ohne jede Abfertigung entlassen. Habe ich da nicht gewisse Rechtsansprüche?“, usw. ; und schließlich (d) die Vergrößerung der neuen digitalen Bibliothek, siehe bei austria-forum.org/af/bib unter NID etwa das Beispiel „Power of Electricity“:

Man beachte dabei alle eingerahmten Teile: Das sind nachträglich in das Buch eingefügte Links, können gelöscht, ergänzt und durch weitere noch vermehrt werden. Das statische Buch muss verschwinden und durch interaktivere Versionen ersetzt werden, wo man zusätzliches Material einbringen, Diskussionen starten, und Fragen stellen kann, an jeder Stelle auf eine relevante Stelle eines anderen Buches hinweisen kann, usw.

9.30: Wesentliches zu NID Materialien

NID Einzelbücher oder ganze Bibliotheken von NID Büchern unterscheiden sich von gängigen digitalen Bibliotheken in vielen wichtigen Aspekten.

Normale digitale Bibliotheken haben gegenüber nicht digitalisierten Bibliotheken nur drei echte Vorteile: Bücher können rund um die Uhr angesehen werden; sie sind oft leichter durchsuchbar (über ein Inhaltsverzeichnis oder Volltextsuche, etc.); Benutzer können ihnen wichtige Stellen für sich privat markieren, um sie später schnell wieder finden zu können.

NID Bücher bieten all das und noch mehr. Es gibt eine Benutzerhierarchie. Man kann eine NID Bibliothek anonym benutzen. Aber wenn man sich registriert hat, gibt es zusätzliche Möglichkeiten, die weit über das Markieren interessanter Stellen hinausgehen. Man kann an jeder Stelle Material einfügen (Text, Bild, Video, Tests,...) oder Links irgendwohin (auf eine andere Stelle im selben Buch, auf eine Seite in einem anderen Buch, auf beliebige WWW Seiten, oder auf andere Aktivitäten und Experimente im WWW hinweisen. All dies ist nur für den/die registrierten Benutzer sichtbar, außer (a) es ist eine bestimmte Benutzergruppe definiert, die alles sehen, was die anderen hinzufügen, oder es wurde die Wahl „public“ gewählt. Dann prüft eine dafür bestimmter Person mit Admin-Rechten, ob die Hinweise wirklich für alle sichtbar sein sollen: eine solche Person kann von sich aus „Annotationen“ an jeder Stelle einfügen und allen oder bestimmten Benutzergruppen sichtbar machen. Typische Beispiele

mögen sein Firmen, die von einer WWW Site je nach Position in der Firma gewisse Dinge zeigen wollen, andere nicht; oder Unterrichtende (in Schulen und Universitäten), die für verschiedene Gruppen verschiedene Zusatzinformationen oder Quizzes oder Diskussionsforen anbieten wollen. Siehe dazu bei austriaforum.org/af/bib unter NID, etwa die „Power of Electricity“ (14 Seiten, aber durch die Annotationen umfangreich, wenn man alles verfolgt), oder inhaltlich ident „Demo Book Tesla“ wo gezeigt wird, wie verschieden etwas wird, wenn man als anderer Benutzer einsteigt.

Damit ist auch schon angedeutet, dass NID Bücher die Möglichkeit für Diskussionen oder Quizzes (in mehreren Schattierungen) zulassen.

Eine weitere Besonderheit von NID ist die Verwendung des internationalen IIF Standards, der es erlaubt, auch Bücher großer internationaler Bibliotheken einzubinden. Auch Möglichkeiten wie: linke Seite des Bildschirms eine Seite aus einem NID Buch, rechte Seite eine Seite aus einem Buch aus der Bibliothek der Stanford Universität sind dadurch gegeben, wobei in beiden Büchern unabhängig gearbeitet (geblättert, gezoomt, etc.) werden, kann!

Insgesamt wird dadurch eine Bibliothek, die zunächst aus statisch unveränderbaren isolierten Bänden besteht, eine Sammlung von Büchern, die:

(a) ohne die Bücher an sich zu verändern (d.h. jede Änderung kann rückgängig gemacht werden) beliebig ergänzt werden können und auf gewisse Benutzergruppen auf Grund der Benutzerhierarchien zurechtgeschnitten werden können

(b) durch die Möglichkeit, dass auch Benutzer Annotationen, Hinweise einbringen oder an Diskussionsforen teilnehmen viel dynamischer

(c) dass sie gewisse Quizze machen können (oder sogar machen und bestehen müssen, d.h. auf Wissensdefizite hingewiesen werden und wie man diese beseitigen kann) bzw. die Ergebnisse der Quizz auch für z.B. Unterrichtspersonal oder Bibliotheken interessant sind, weil sie auch auf diesem Weg mehr über ihre „Kundschaft“ erfahren und damit das Material entsprechend ergänzen oder vereinfachen oder konzentrieren können

(d) Bücher oder Multimediamaterial auf Grund des IIF Standards auch von Dutzenden weltweit sehr großen Bibliotheken eingebunden werden können

(e) Aus einem Inhaltsverzeichnis plötzlich ein Leitfaden wird, aus einer kleinen Broschüre auf einmal hochwertiges E-Learning Material.

(f) Siehe Beispiele bei austria-forum.org/af/bib unter NID. Am besten zuerst unter „Note“ den zweiseitigen Prospekt lesen, dann z.B. „Electricity“ ansehen: Das sind nur 14 Seiten, aber durch die Annotationen umfangreich, wenn man alles verfolgt.

Insgesamt ist NID so mächtig, dass man auch provokativ sagen kann, dass E-Learning als eigene Disziplin durch NID verschwindet: Komplexe E-Learning Systeme weisen oft darauf hin, bei „Bedarf sind auch folgende Bücher relevant“, d.h. die E-Learning Module werden durch Bücher fallweise unterstützt; mit NID dreht sich das 180° um: Das Ausgangsmaterial ist ein Buch, das nur eine Broschüre sein kann, ein Inhaltsverzeichnis oder ein Leitfaden, an das beliebiges anderes Material (auch E-Learning Module) angehängt werden können.

NID kann also beliebige E-Learning Module verwenden und geht weit über normales E-Learning hinaus.

Ein Handbuch zu NID kann man bei austria-forum.org/af/bib unter NID Handbuch abrufen. Eine Vereinfachung der Benutzerschnittstellen ist in Vorbereitung, und wird das Hndbuch und die Manuals noch leichter lesbar machen.

Leider muss gesagt werden, dass die Einschränkungen durch COVID die Verbreitung von NID sehr behindern, da Vorträge vor einem Publikum mit nachfolgender Nachsitzung und Diskussion leider warten müssen.

Gerade darum darf ein positives persönliches Highlight nicht verschwiegen werden: H.s älteste Enkelin, Nora Schreier, hat im Sommer 2020 ihr Magister Studium Jus erfolgreich beendet, und arbeitet seit dem schon bei entsprechenden Projekten mit. Die ganze Familie ist stolz auf Nora, siehe Abb. 9.30.1.



Abb.9.30.1: Magistra Nora Schreier, 2020. Foto: Universität Graz.

9.31: Im Nebel der Zukunft - 2021

Dieses Buch wird um die Jahreswende 2020/2021 fertiggestellt, damit es zum Achtziger von H. 2021 in drei Versionen vorliegen wird: (1) Als File, der mehrheitlich aus Text besteht mit einigen eingestreuten typischen Bildern, aber auf hunderte Stellen im Austri-Forum hinweist, wo man Bilder oder auch fallweise mehr erhalten kann. (2) Als gedrucktes Buch, das man über H. oder Buchhandel bestellen

kann und aber (3) vor allem als NID Book, wo alle Links direkt angeklickt werden können und wo nach und nach einige Ergänzung im Laufe noch dazu kommen werden, wie das bei einem normalen Buch unmöglich wäre.

Über große Neuigkeiten oder Pläne von/für 2021 kann also hier nicht berichtet werden nur darf man die größten Neuigkeiten im Bereich NID erwarten, insbesondere werden sehr viel einfachere Benutzerschnittstellen angeboten werden, die nicht alle Funktionen (wie jetzt) zeigen, sondern nur jene, die gerade sinnvoll sind.

Übrigens, 2021 ist das Jahr, in dem alle Maturakollegen von H. den Achtziger feiern. Diese Maturaklasse hatte in der Vergangenheit in unregelmäßigen Abständen immer wieder Treffen, die entweder von Peter Schrammel (leider schon verstorben) oder H. organisiert wurden. Diese Feiern verlaufen wie wohl viele ähnliche: Man versteht sich gut, amüsiert sich über vergangene gemeinsame Erlebnisse und vereinbart, sich „möglichst bald“ wieder zu treffen. Daraus werden dann aber doch immer 1-3 Jahre. Die Maturatreffen führen aber auch dazu, dass Kontakte, die schon abgerissen waren, wiederhergestellt werden. Dafür typisch soll ein Beitrag von unserem Klassenkollegen Anton Fohrwikl als Abschluss (kursiv) direkt übernommen werden:

"Hermann und ich, wir haben gemeinsam in Wien die Matura hinter uns gebracht, haben uns danach aber, wohl vor allem auf Grund der sehr unterschiedlichen Studien-Ausrichtungen irgendwie aus den Augen verloren.

Hermann hat sich voll den naturwissenschaftlichen Studien und dann auch dem daraus resultierenden beruflichen Werdegang gewidmet.

Ich hingegen hatte schon vor der Matura nur mäßiges Interesse an den Vorgängen im Realgymnasium und habe mich schon während der Schulzeit mehr dem Studium der Musik (Operngesang und Fagott) hingegeben als der Schule.

Ich übersiedelte nach dem Studienabschluss beruflich nach München und wir hatten leider keine Adressen ausgetauscht. Erst vor einigen Jahren hat Hermann mich dann, als er ein Maturatreffen organisierte, doch irgendwo im Internet gefunden und ich freue mich sehr, nun auch an Klassentreffen teilnehmen zu können. Dieser in die Jugendzeit zurückreichende Kontakt hatte mir bisher sehr gefehlt.

Ein kleines Erlebnis in München, hat mir wieder einmal gezeigt, dass unsere Welt doch recht klein ist. Vor einigen Jahren, traf ich bei einer Kammermusikprobe auf einen Fagottisten, der auch Österreicher ist, bei Siemens arbeitet und als Hobby Fagott spielt. Im Laufe des Gesprächs hat mir unter anderem erzählt, dass er in Graz studiert hat. Als ich ihm sagte, dass ich einen Schulkollegen namens Maurer hatte, der Professor an der Uni Graz ist, kam die große Überraschung für mich. Dieser Hobbyfagottist war einmal bei Professor Dr. Dr. h.c. Hermann Maurer als Assistent an der TU Graz tätig.

Ein solches Zusammentreffen zeigt, dass Musik auch im Amateurbereich eine Gesellschaft mit Niveau sehr bereichert.

Nachwort

H. hofft, dass diese Abhandlung nicht nur als lückenhafte Biographie gesehen wird, sondern einerseits einige Aspekte hoffentlich unterhaltsam darstellt, aber auch ein bisschen zeigt, warum H. so sehr an Entwicklungen wie Austria-Forum und NID mitgearbeitet hat.

Da eine Version dieser Arbeit nach Fertigstellung Anfang 2021 auch als NID Buch angeboten wird sind auch für „Leser“ Ergänzungen, Diskussionen, Fragen usw. möglich, und H. selbst wird das Buch noch durch viele Bilder ergänzen, wie das eben nur mit einem System wie NID möglich ist.

Passt dann das Wort „lesen“ noch, wenn manche NID Bücher weitgehend aus multimedialen Material, Experimenten, E-Learn-

Module, die stark Videos verwenden, u.a. bestehen werden? Oder kann man das auch anders sehen: Das durchgehende verständnisvolle Lesen geht bei jüngeren Menschen nachweisbar zurück. NID Bibliotheken könnten daher die Lösung bieten: Vermittlung von Wissen jeder Art in multimedialer, kooperativer und kommunikativer Form.

Dieses Dokument weist auf sehr viele Bilder und andere Zusatzinformationen über austria-forum.org/af/bib hin. Es mag interessant sein, dort einmal „einfach so“ herum zu schmökern!

Abschließend möchte ich mich nicht nur bei den vielen bedanken, die mir beim Verfassen und dann durch genaues Korrekturlesen bei diesem Buch geholfen haben, sondern vor allem auch bei meiner Frau, die wegen meiner Karriere und nun des Verfassens dieses Buches oft auf vieles verzichtet hat. Danke, U.!

Meine Kinder und Enkelkinder mögen mir verzeihen, dass sie so wenig, nämlich nur bei der einen oder anderen gemeinsamen Reise erwähnt sind. Nicht zuletzt deshalb ist dies eben bei weitem keine vollständige Biographie, sondern nur Stücke einer solchen.

H. Maurer, Jahreswende 2020/2021

Anmerkungen

Anmerkung 1: Zur Weinessigfabrik Anton Enenkel in 1.1:

Die Weinessigfabrik Dr. Anton Enenkel wurde 1876 mit Hauptstandort Liesing/Wien gegründet. Während der k.u.k. Zeit wurde ein sogenanntes Alkoholkontingent für die Essigerzeugung eingeführt: Eine gewisse Menge Wein konnte man Mehrwertsteuerfrei für die Essigerzeugung kaufen, wenn man einmal ein entsprechendes „Kontingent“ gekauft hatte. Die Enenkel schafften es, fast das gesamte Kontingent zu erwerben, wodurch sie guten Weinessig viel billiger als die Konkurrenz erzeugen konnten. Im Jahr 1939 kaufte der jüngere Bruder der Mutter eine riesige Fläche von Gebäuden in Traun (Überreste der seinerzeitigen Textilfabrik Enderlin, die im ersten

Kapitel erwähnt wird), verkaufte Teile an andere Firmen weiter, wobei die Kellerräume oft Besitzgrenzen überschritten, was man zwar teils mit Mauern aber so ungenau korrigierte, dass ein Labyrinth von schmalen Gängen, fallweise auch firmenübergreifend, bestehen blieb. Zum beschriebenen Zeitpunkt hatte Großmutter ihren drei Kindern, das sind H.s Mutter und H.s beide Onkel, die Firma schon überschrieben.

Anmerkung 2: Zu den touristischen Schilderungen in 3.3:

Die Notizen zu Sehenswürdigkeiten in Westkanada sollen kein Fremdenführer sein, aber es soll gezeigt werden, welche Wunder H. erleben durfte, die man heute (!) nicht mehr erleben kann. Banff ist im Sommer gesperrt (man muss mit dem Bus hineinfahren), bei Lake Louise sind die Parkplätze ab 10 Uhr voll, obwohl es 5.000 gibt, zum Moraine Lake hat man lange Wartezeiten, die Columbia Icefields sind 1.5 km von der Straße wegen der globalen Erwärmung zurückgewichen, usw.

Anmerkung 3: Zur Westküste von Vancouver Island in 3.5:

Die Beschreibung vor allem von Victoria und der Westküste beziehen sich auf das Jahr 1963. Seit damals hat sich unglaublich viel getan: Z.B. ist die Straße von Nanaimo an die Westküste voll ausgebaut, sie führt ja jetzt in den mit Touristen im Sommer überrannten „Pacific Rim National Park“. Vor allem in Tofino fühlt man sich nicht mehr in der Wildnis, sondern hat modernste Hotel und Restaurant Infrastruktur. Nur ein Ausflug der Küste entlang kann noch ein bisschen vermitteln, wie es einmal war. Einige Bilder davon bei Austria-Forum.org/af/bib unter Pacific Rim. Wer etwas mehr Abenteuer liebt, kann inzwischen zu Fuß von Victoria den Strand folgend in 2-3 Tagen Ucluelet erreichen. Der Linguist Leo Whorff, der auch Nootka studierte, wurde Jahrzehnte nach seinem Tod immer wieder dafür kritisiert, dass er auf kleinen Bruchstücken ganze Theorien aufbaute, etwa über die „hauptwortfreie Nootka Sprachfamilie“, was ja nur ansatzweise stimmt. Die Whorff'sche These (die unter anderen Namen auch schon früher vertreten wurde), dass

eine Sprache das Denken stark beeinflusst, wird jedoch als richtig angesehen.

Anmerkung 4: Zu Hlawka und Pensionierung / Emeritierung in 4.3:

Siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Hlawka. Dieser war im 20. Jahrhundert der führende Mathematiker Österreichs. Das Minkowski-Hlawka Theorem ist noch heute ein wichtiger Grundbaustein der Zahlentheorie, und ist nur ein Beispiel für die Fähigkeit Hlawkas, der auch ein exzellenter Lehrer war. Alle Vorlesung hielt er freisprechend und an der Tafel „zaubernd“ ohne Unterlagen. Nur ganz selten zog er aus der Brusttasche ein Zettelchen, wo er sich eine komplizierte Formel notiert hatte...etwas das H. von ihm „kopierte“... Hlawka wurde aber von der Uni Wien immer mehr ignoriert und so widerlich behandelt (wie es vielen älteren Professoren auch heute geht), dass er schließlich zur TU Wien wechselte, die ihn mit offenen Armen aufnahm und wo er bis zu seiner Emeritierung und zu seinem Tod sehr aktiv war.

Die Tätigkeit der Hochschullehrer wurde ursprünglich als Beruf auf Lebenszeit verstanden. Ihre Verabschiedung ist in der Art der übrigen Beamten geregelt. Zum ersten Mal wurden die Professoren in Preußen 1825 aus der allgemeinen Regelung ausgenommen... Der Emeritierte behält seine wissenschaftsbezogenen akademischen Rechte. Er kann zum Beispiel weiterhin diesbezügliche Dienstreisen unternehmen, Vorlesungen halten, Studierende beraten und akademische Prüfungen abnehmen. In Österreich gilt die Emeritierung nur mehr für Personen, die vor dem 1. März 1998 zum *Ordentlichen Universitätsprofessor* berufen wurden.

Anmerkung 5: Zum Jagen und Bergsteigen in Kanada in 5.3:

In Kanada benötigt man keinen Jagdschein. Man kann manche Tiere das ganze Jahr schießen, manche (wie Hirsche oder Gämsen) nur in der herbstlichen Jagdsaison für eine Pauschalgenehmigung von damals \$ 5.-. Für manche Tiere, wie für Elche und Bären gibt es Ausnahmen, und Grizzlys sind zu 100% geschützt. Das hat zwei

Auswirkungen: erstens, Tiere ziehen sich während der Jagdsaison weit von leicht erreichbaren Stellen zurück; zweitens, Wanderer/Kletterer müssen im Herbst rote Anoraks tragen (Gesetz!), damit man sie nicht irrtümlich für Tiere hält. Aber das nützt nicht immer: H. wird beim Klettern in einer Wand trotz rotem Anorak als Gämse interpretiert und (ohne Treffer) beschossen. Eckhart Grassmann, ein Schweizer Top Bergsteiger und Mathematikprofessor in Calgary nimmt H. auf einige für H. sehr extreme Touren mit. Grassmann wird u.a. durch die Wintererstbesteigung des Mt. Assiniboine („des Matterhorns Canadas“) bekannt, siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Alberta. Leider stürzte er ein paar Jahre später von einem überhängenden Gletscher des Mt. Edith-Cavell nahe Jasper in den Tod.

Anmerkung 6: Zum Tourismus in Westkanada in 5.5:

Es soll hier H.s Meinung einmal deutlich gesagt werden. In der Hauptsaison sind die schönsten Teile der kanadischen Rockies nicht mehr besuchbar. Die nette Stadt Banff ist gesperrt. Man muss mit einem Bus hineinfahren. Lake Louise mit 5.000 Parkplätzen ist so überfüllt wie Fifth Avenue in Manhattan zur Stoßzeit. Das Ausweichen zum herrlichen Moraine Lake kann im Sommer auch nicht mehr empfohlen werden: sehr lange Wartezeiten. Lake O'Hara, der Juwel der kanadischen Alpen, ist auf Jahre ausgebucht. Am herrlichen Jasper Iceway bewegt sich eine Kolonne von Autos, das Columbia Icefield, das man einst überquerte, ist nur mehr in Gehreichweite, Jasper und seine Höhepunkte überfüllt, Vancouver Island ist nicht besser... auch wenn man die Fähre vorher gebucht hat. Diesen Teil Kanadas sollte man (wenn man nicht ein paar Geheimtipps hat) nur noch vor Ende Mai oder nach Mitte September besuchen.

Anmerkung 7: Zu Oberwolfach in 6.1:

Das Institut in Oberwolfach, Südschwarzwald siehe bei austria-forum.org/af/bib unter Oberwolfach, war einige Jahre lang auch für Informatiker verfügbar (die sich später aber mit Schloss Dagstuhl, bei austria-forum.org/af/bib unter Dagstuhl selbstständig machen

mussten). Ein bekannter Wissenschaftler lädt dabei eine Gruppe von ca. 40 ausgewiesenen Forschern auf eine Woche in die idyllische Gegend ein. Jeder hält einen Vortrag, aber das wirklich Wichtige ist das Kennenlernen, und das wird genial gehandhabt: Jeder hat eine Serviette mit seinem Namen. Diese Servietten werden zu den Mahlzeiten vom Personal zufällig verteilt. Bei 6 x 3 Mahlzeiten und sechser Tischen bedeutet das, dass man garantiert mehr als einmal mit jeder Person am selben Tisch sitzt und sie damit kennenlernt.

Anmerkung 8: Zu heißen Quellen in NZ in 8.10

Es besteht die Gefahr, dass alle heißen Quellen für nicht-Maoris geschlossen werden. Das liegt am viel zu freundlichen Umgang der Neuseeländer mit den Maoris: 1840 wurde auf der Nordinsel der Vertrag von Waitangi geschlossen, der die Rechte am halben Fischfang und die Rechte an allen heißen Quellen den Maoris zusprach. Dass man einen Vertrag, der nun 180 Jahre alt ist, noch honoriert ist ehrenhaft, aber weltweit einzigartig; aber absurd wird die Situation, weil der letzte Vollblut-Maori 1930 verstarb. Damit es weiter eine Gruppe gibt, die man als Maori bezeichnen kann, gilt inzwischen jeder als Maori der 1/16 oder mehr Blut von eine Maori hat, d.h. es genügt wenn ein Urgroßvater oder eine Urgroßmutter Maori gewesen sind. Natürlich wird man das bald auf 1/32 erhöhen müssen. Also alles, was heute als echtes Maori gilt, ist eigentlich ein Witz und wird nur von NZ ernst genommen. ... nach einer so sehr rassistischen Definition gibt es bei uns vielleicht auch Römer oder Kelten!

Anmerkung 9: Zu den industriellen Revolutionen

Weil H. das Vorwort kurz halten wollte, hat er folgende Darstellung, die von Martin Krusche inspiriert zunächst als Vorwort gedacht war, hier am Ende hinzugefügt:

Als H. 1941 zur Welt kam, standen Völker einander noch in Waffen gegenüber. H. wurde in das Finale dessen hineingeworfen, was

manche Historiker den „Zweiten Dreißigjährigen Krieg“ nannten.

Zwischen 1910 und 1914, als schließlich der Große Krieg begann und zum ersten umfassend mechanisierten Konflikt zwischen vielen Staaten wurde, vollzog sich in Europa und in Amerika eine Automatisierungswelle, durch die sich die Massenproduktion völlig veränderte.

Damit war nach der Optimierung von Dampfmaschinen, wie das James Watt vollbracht hatte, die Zweite industrielle Revolution eingeleitet. Die dritte wurde Digitale Revolution genannt. H. fand Gelegenheit, in einem sehr kontrastreichen Leben diese neue Entwicklung nicht bloß zu erleben, sondern in einigen Aspekten inhaltlich und technisch mitzugestalten.

Das war H. als Teil einer vielfältigen Community von versierten Leuten möglich, mit denen H. in verschiedenen Weltgegenden zusammengearbeitet hat. In diesem komplexen Prozess ist H. nie bloß im Virtuellen tätig gewesen.

Als Reisender, als Wanderer, als Bergsteiger und als Taucher hat H. seiner Neugier in allerhand Regionen hinein nachgehen können. Das war immer sehr physisch, reich an sinnlichen Erfahrungen. Wir sind körperlich in der Welt und in dieser Körperlichkeit haben Geist wie Seele ihre Wohnorte.

Aus solchen Zusammenhängen kann man dann mit etwas Glück und viel Konzentration jene Ideen schöpfen, aus denen H.s gesamtes Werk entstand, das wie ein Puzzle höchst unterschiedlich geformte Teile enthält.

Während die Jahrzehnte verflogen, ist H. tätig und weiter an interessanten Problemen arbeitend plötzlich mitten in der Vierten Industriellen Revolution gestanden. Sehr schnelle, smart programmierte Maschinen, selbstlernende Systeme, Apparate, die

eigenständig mit Apparaten kommunizieren, haben die Menschen in ein neues Verhältnis zu den von ihnen geschaffenen Werkzeugen geworfen.

Das ist längst alles in unserem Alltag, in den Städten und Dörfern, mitten in der Gesellschaft angekommen. Eine Lebensspanne, drei fundamental verschiedene Maschinenwelten und Produktionsweisen.

Das hat es in der Menschheitsgeschichte davor so noch nicht gegeben. Wie lange hat es gedauert, dass der antike Mechanismus von Antikythera wieder gefunden wurde, um zu belegen, wo die Menschen technisch schon einmal gewesen sind?

Wie lange brauchten Menschen, um von einer funktionstüchtigen Rechenmaschine einen tauglichen Universalrechner abzuleiten, der alle grundlegenden Rechenarten beherrscht? Die Menschen leben seit wenigstens 200 Jahren in einer permanenten technischen Revolution. H. hat an einem besonders spannenden Teil davon mitwirken dürfen.